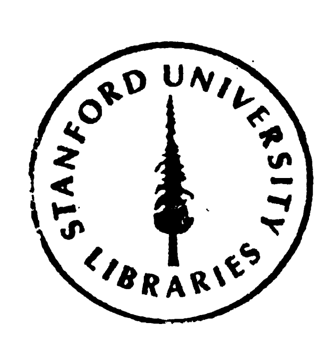
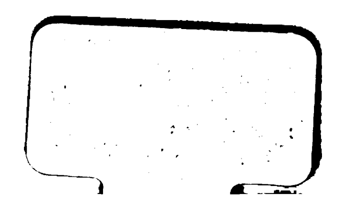
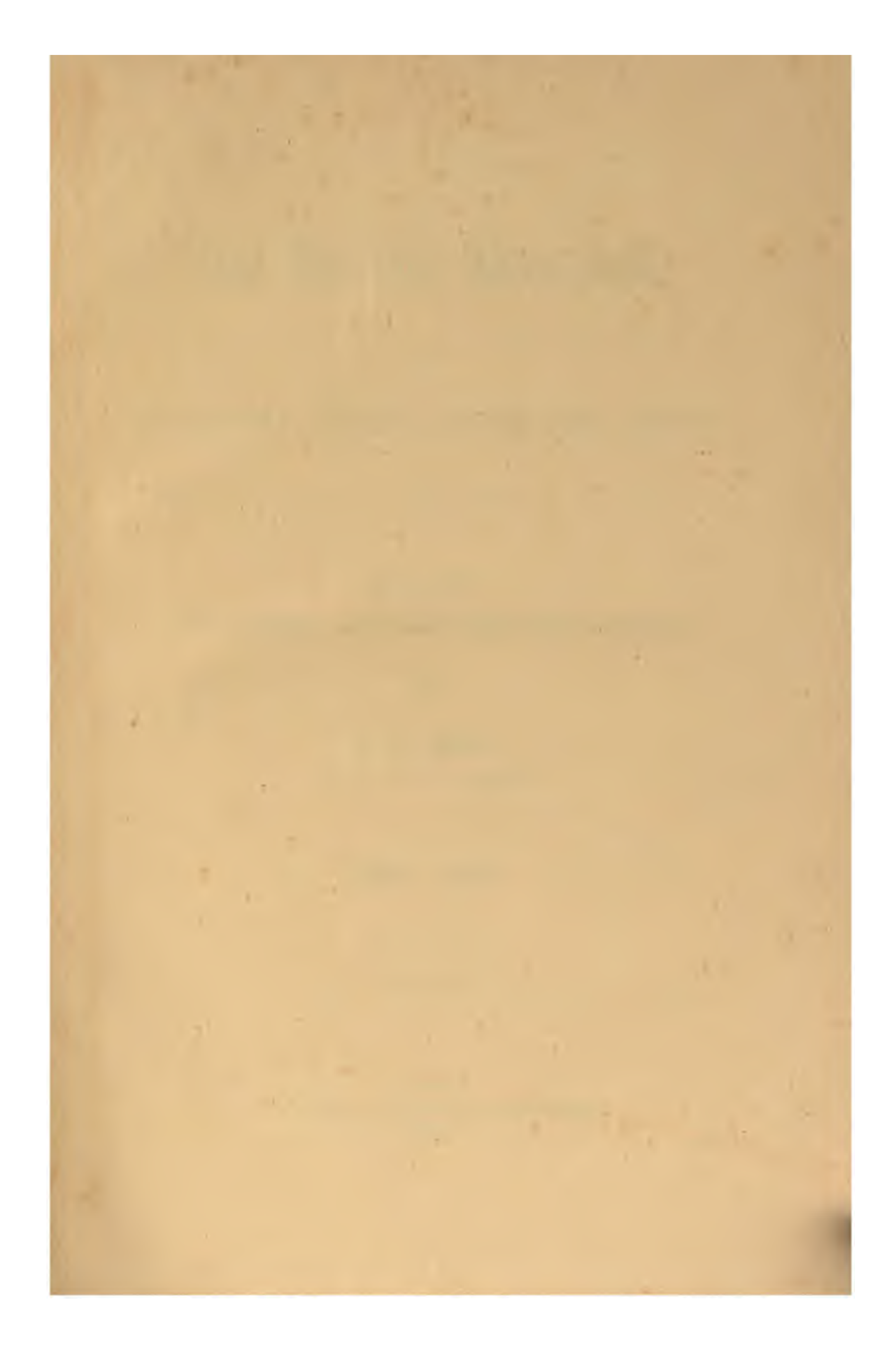

Vom Jura
zum
Schwarzwald
Geschichte, Sage,
Land und Leute.
Herausgegeben
von
F. A. Stocker.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

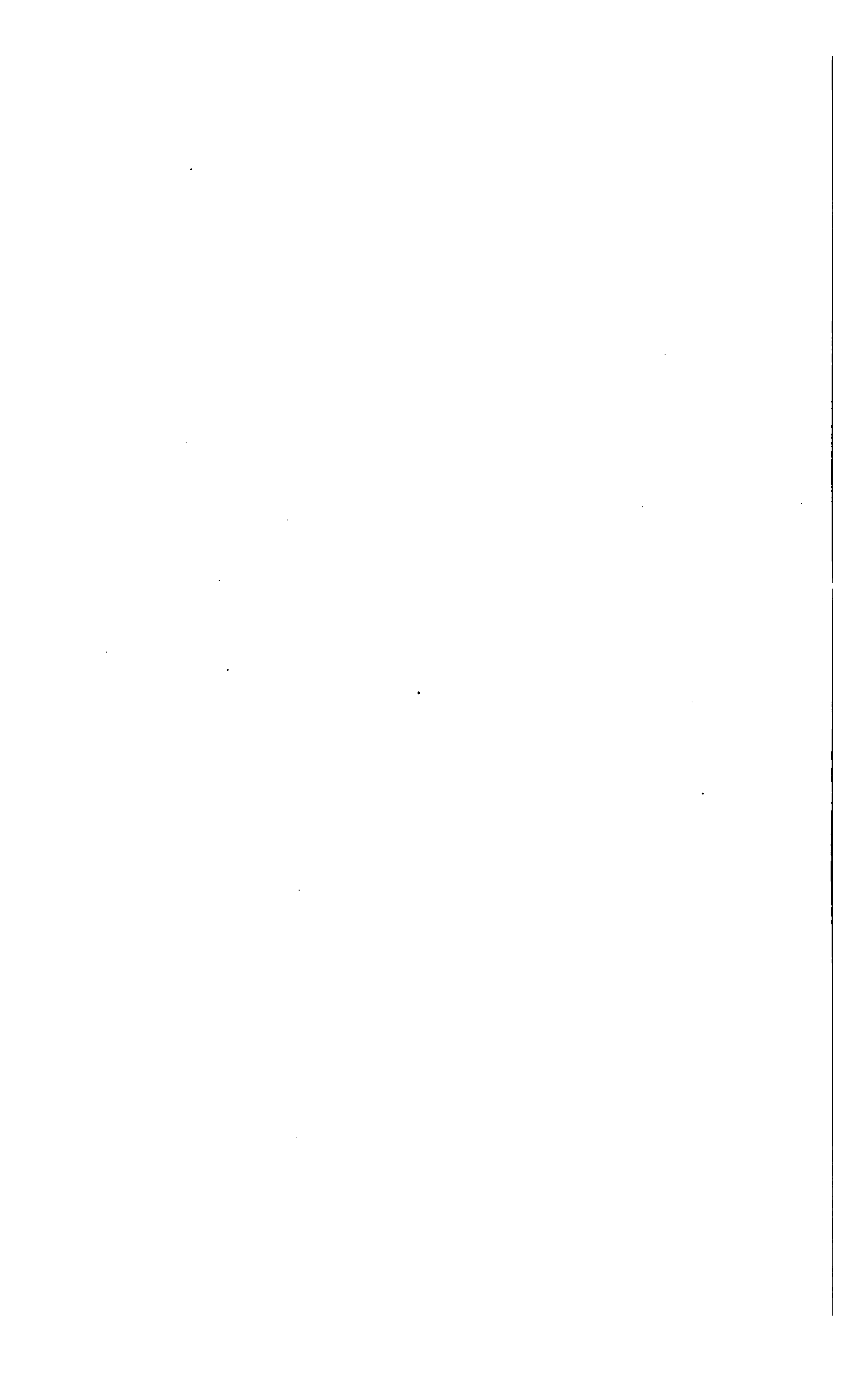
Herausgegeben
unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde
von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten“.

Vierter Band.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1887.

Inhalt.





Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokke's in den Revolutionsjahren 1798—1801.

Von J. Keller-Zschokke.

I. Zschokke's Eintritt in die Schweiz, Aufenthalt in Reichenau.
3. Sept. 1795—Ende Mai 1798.

Es war am 3. Sept. 1795, als Heinrich Zschokke zum ersten Mal bei Schaffhausen den Schweizerboden betrat, der ihm durch seltsame Fügung des Schicksals fortan zur zweiten Heimath werden sollte.

Er war damals ein junger Mann von 24 Jahren, hoch und kräftig gebaut. Schwarzbraune Haarlocken, dem zu jener Zeit noch in Mode stehenden Haarzopfe entgegen, fielen frei auf Hals und offene Krause herunter; über den tiefblauen freundlichen und zugleich durchgeistigten Augen wölbte sich eine Denkerstirne mit ungewöhnlich stark hervortretenden Stirnbeulen; schmale Lippen und ein auffallend starkes Kinn verriethen eine seltene Energie.

In seinem Vaterlande Preußen war er unmöglich geworden. Nach Absolvirung seiner Studien hatte er sich (24. März 1792) zu Frankfurt a./O. mit der akademischen Würde eines Dr. Philosophiæ und Magisters bonarum artium, sowie der licentia concionandi in preußischen Landen bekleidet, als Privatdozent habilitirt und rasch die Sympathien der Studentenschaft erworben. Als er dann aber im Herbst 1794 um eine Professur sich bewarb, war er, angeblich wegen allzu jugendlichen Alters, zur Geduld verwiesen worden.

Der dazumal allmächtige, aber reaktionäre Minister Wöllner hatte es dem jungen Gelehrten nicht vergessen können, daß er ihm zur Zeit

eines Besuches in Frankfurt, da die ganze akademische Welt dem Hochgestellten unterthänigst die Aufwartung machte, nicht ebenfalls seine Huldigungen darbringen wollte.

Zugleich mochten die freiheitlichen Ideen, die in dem jungen Zschokke gährten, ihm die Ungnade des Herrn Kultusministers zugezogen haben. Zschokke hatte nämlich vorausgehend in einer schwungvollen Hymne die Prinzipien der französischen Revolution verherrlicht und sonst in Flug- und Zeitschriften gegen überlebte Anschauungen und Zustände geeifert: Gründe genug, den jungen Brausekopf niederzuhalten.

Wer die Jugendgeschichte Zschokke's kennt, seine frühzeitige Verwaisung, die Mißhandlungen von Seiten hartherziger Anverwandten und Vormünder, seine ungerechten Zurücksetzungen in der Schule, seine kühnen Selbstbefreiungs-Versuche u. s. w., wird verstehen, wie in Zschokke ein unverwüstlicher Freiheitsdrang und ein tiefgewurzelter Haß gegen jede Knechtung des Geistes und Unterdrückung der Menschenrechte sich entwickeln mußte.

In seinen innersten Gefühlen durch die erfahrene Zurücksetzung verletzt, wandte er der ihm sonst lieb gewordenen akademischen Thätigkeit den Rücken. Umsonst suchten ihn dortige Freunde durch ehrenvolle Aufnahme in die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste[1] ihrem Kreise zu

[1] Die Urkunde lautet:

Die unter der Regierung Friedrichs II. gestiftete und von Sr. jetztregierenden Königl. Majestät allerhöchst Selbst bestätigte Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, welche sich mit Männern von Genie, Gelehrsamkeit, Talenten und edelm gemeinnützigen Geiste näher zu verbinden wünschet, um den Anbau der Gelehrsamkeit und der ernsteren sowohl als der schönen Wissenschaften zu befördern, ernennet hiemit den Heinrich Johann Daniel Zschokke, Doktor der Weltweisheit, wegen Seiner in den schönen Wissenschaften * sich erworbenen Ruhmes und Verdienstes zu Ihrem Mitgliede. Sie läßt dem Herrn Dr. J. H. Zschokke an allen den Vorzügen und Vortheilen Theil nehmen, welche aus dieser literarischen Verbindung fließen können; hat aber auch die Hoffnung, daß Er für den Zweck und den Ruhm dieser Gesellschaft durch Seine gelehrten Beiträge thätigst sorgen werde.

Urkundlich unter dem Insiegel der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und unter der Unterschrift Ihres Präses und Sekretärs

Frankfurt an der Oder, den 4. Mai 1795.

J. P. F. Dettmars,

Doktor der heiligen Schrift, der Gottesgelahrtheit 2c.

* Zschokke hatte schon folgende Schriften herausgegeben:

1790. Lohenstein als dramatischer Dichter, wahrscheinlich die erste Veröffentlichung Zschokke's.

erhalten. Als die Frühlingssonne sein Katheder beschien, packte er ein, um auf Reisen zu gehen, „bis er den Fehler allzujugendlichen Alters abgelegt haben würde“.

Zschokke wollte zunächst „das heilige römische Reich von Norden nach Süden durchkreuzen, dann das Land seiner kindlichen Vorliebe, die Schweiz, schauen; dann das gährende Frankreich mit dem politischen Vulkan Paris, endlich die üppige Natur und Kunst Italiens und das alte Grab der Gräber, Roma.“ [2]

So stand er am 3. September 1795 am Rheinfall zu Schaffhausen und im Begriffe, dasjenige Land zu betreten, das er von Jugend auf als eine „Felsenburg der Freiheit“ hochgehalten hatte. Als ihm dasselbe von seinen eisgekrönten Alpenzacken, im Abendgolde erglüht, den Erstlingsgruß entgegenbrachte, warf er sich, von innerem Bewegen überwältigt, zur Erde nieder und küßte sie „wie Vaterlandsboden“.

Nicht nach einem vorgefaßten Reiseplan, sondern mehr der Laune des Zufalls und den Eingebungen des Augenblicks folgend, durchstreifte er die Gauen und Thäler des Schweizerlandes. In Zürich und Bern machte er längern Aufenthalt und fand in den dortigen Gelehrtenkreisen freundliche Aufnahme.

Gegen Ende des Winters 1795/96 begab sich Zschokke nach Paris, voll Ungeduld, die Verwandlungen eines großen Reiches unter dem Panier der Freiheit zu sehen. Aber von Ekel ergriffen, wandte er sich bald ab von dem Zerrbild der Freiheit, das Paris bot. „Egalité, liberté, las man an allen Orten; doch grinsten daneben die ausgestrichenen Worte „ou la mort“, aus darüber gepinseltem Kienruß.“ Statt nach dem südlichen Frankreich zu gehen, wie sein erster Reiseplan gewesen, kehrte er zurück nach der Schweiz, [3] „dem Friedensreich der Alpen, wo der Mensch,

---

1791. Graf Monaldeschi, Trauerspiel.
Aphorismen über relative Schönheit.
Schwärmerei und Traum in Fragmenten, von Johann v. Magdeburg. I. Band.
1793. Die schwarzen Brüder, eine abenteuerliche Geschichte von M. I. R. („mir“) 3 Bde.
Ideen zur psychologischen Aesthetik. Entstanden aus seinen Vorträgen.
1794. Abellino, der große Bandit, Roman von Zhdz. (Joh. Heinr. Dan. Zschokke.)

[2] Selbstschau.

[3] Im April 1796.

wenn auch roh und unbeholfen, doch wahr und einfach wohnt, umringt vom prachtvollen Gotteswerk der Natur."

Im Spätherbst 1796 durchwanderte er dann zu Fuß die Hochthäler Uri's und Graubünden's und kam nach Chur. Er beabsichtigte, dort sein Reisegepäck abzuwarten, das ihm von Bern aus nachgeschickt wurde und sodann über Mailand und Florenz nach der ewigen Roma zu ziehen. — Das Schicksal hat es anders gefügt.

In Chur besuchte er einen Landsmann, gebürtig aus einem Dorfe bei Magdeburg, den greisen, im Kanton Graubünden hochangesehenen Nesemann. Derselbe führte damals in dem Schlosse Reichenau das Direktorat über eine von Johann Baptist von Tscharner patronisirte Lehr- und Erziehungsanstalt.

Das Seminar zu Reichenau, welches übrigens Namen, Ort und Patronat mehrmals gewechselt hat, war damals die einzige höhere Unterrichtsanstalt für Graubünden und die angrenzenden Kantone. Es erfreute sich auch in weitern Kreisen eines guten Rufes. Männer wie Cäsar Laharpe, Bürgermeister Reinhard, Pictet, Lefort u. s. w. sind aus ihr hervorgegangen; in ihr hatte Louis Philipp, der nachmalige König der Franzosen, unter dem civilen Namen eines Monsieur Chabaut-Latour Verborgenheit und Schutz gefunden.

Nun aber war die Anstalt zurückgegangen. Politische Reibereien zwischen den Parteihäuptern Bünden's wirkten störend auf ihre Frequenz ein. Als Zschokke dieselbe kennen lernte, zählte sie bei fünf Lehrern nur noch fünfzehn Zöglinge. Sollte die Anstalt wieder gedeihen, mußte sie dem Einflusse der Familie Tscharner entzogen und unabhängig vom Faktionenwesen geleitet werden.

Hiefür schien Zschokke der richtige Mann zu sein. Durch seine literarischen Leistungen bestens empfohlen, hatte er den fernern Vortheil, daß er als Fremdling eine von allen Parteien unabhängige Stellung einnahm. Nach einigem Zögern willigte Zschokke ein. Er ließ Italien fahren und übernahm zunächst versuchsweise, dann vom 9. Dezember 1796 an pachtweise, die Leitung der Anstalt und die Verwaltung der zu ihr gehörenden Schloßgüter.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Arbeit, hier spezieller auf die erzieherische Thätigkeit Zschokke's im Seminar Reichenau einzutreten. Wir wollen nur anführen, daß er mit der ihm eigenen Energie und Originalität die ganze Anstalt innert Kurzem umgewandelt und ihr das Zu-

trauen aller Parteien erworben hat, so daß sie nach Jahresfrist schon über 70 Schüler zählte.

Dagegen darf von uns nicht die Bearbeitung zweier bündnerischen Volks- und Schulbücher unerwähnt bleiben, weil sie später auf die persönliche Stellung des Verfassers zu den politischen Kämpfen des Landes nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Die erste dieser Schriften, zunächst nur für seine Zöglinge bestimmt, war betitelt: „Historische Skizzen der ewigen drei Bünde im hohen Rhätien." Sie hatte die hohe Tendenz, wie er selbst im Vorworte angibt, „jene Einfalt der Sitten, jene Frömmigkeit des Sinnes, jene Treue und Gerechtigkeit, die unvertilgbare Liebe der Freiheit zu pflegen, durch welche der Freistaat der drei Bünde in den höchsten Alpen seine Jugend ehrwürdig gemacht hat." Mit patriotischer Zuschrift überreichte er dieses Werk dem Landtage der Republik Graubünden, welcher dasselbe nicht nur drucken ließ, sondern den Verfasser mit dem bündnerischen Bürgerrechte beschenkte,[4] einer Gabe, die damals weder erkäuflich noch erbittlich war.[5]

Das andere Schriftchen war betitelt: „Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauche für die wißbegierige Jugend im Bündnerland, enthaltend: 1) einen kleinen Katechismus; 2) eine kurze Geschichte des Vaterlandes; 3) eine kleine Weltbeschreibung oder Nachricht von den allermerkwürdigsten Sachen in der Welt. Verfasset und herausgegeben von einem Freunde der guten und fleißigen Kinder des Bündnerlandes, auf Kosten wohlthätiger Bündner. Malans bei J. G. Berthold 1798." Die Absicht dieses in urchigem Volkstone gehaltenen Büchleins war, „für das unglaublich verwahrloste und verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen."

In der gleichen Absicht traf Zschokke im Seminarium Einrichtungen, daß Landschullehrer unentgeltlich gebildet werden könnten. Dieselben sollten einen Sommer in der Anstalt zubringen, um sich mit Sachkenntnissen zu bereichern und über die Methode des Unterrichtes und der Erziehung zu belehren. Im nächsten Jahre sollte der Anfang gemacht werden. Aber schon hörte man von Ferne das dumpfe Tosen eines Sturmes, der wetterschnell heraufgezogen kam und jählings die edelsten Pläne zernichtete.

---

[4] 23. März 1798.

[5] Schweiz. Republ. 30. April 1798.

II. Zschokke's politische Thätigkeit in und für Bünden.
Juli 1798 — 21. April 1799.

Es dürfte sich hier empfehlen, kurze Umschau zu halten über die damalige politische Lage der Schweiz sowohl als auch Graubünden's.

Im Jahre 1798 brach der alte ehrwürdige Bund der 13 Kantone auf eine seiner unwürdige Art zusammen. Wohl hatten ihre Gesandten am 25. Januar 1798 auf der Tagsatzung zu Aarau, vollzählig wie nie seit der Reformation, noch einmal den Bundesschwur gegenseitiger Treue pomphaft erneuert und waren dann mit ihren Weibeln, Reitern, Köchen und Perrüquiers geräuschvoll auseinander gegangen. Aber die alte Treue hielt nicht mehr.

Schon vorher, am 17. Januar, hatte die kleine Stadt Liestal, von Bonaparte die patriotische genannt, einen Freiheitsbaum aufgestellt, den ersten auf dem Boden der deutschen Schweiz. Baselstadt folgte am 20. Januar. Am 24. wurde die „lemanische Republik" ausgerufen, vier Tage nachher rückte Menard mit einem fränkischen Heer in die Waadt ein. Am 2. März öffneten Solothurn und Freiburg den Franzosen die Thore. Am 5. Mai fiel nach vergeblichem Ringen Bern, das stolze Bern, das seit seiner Gründung, 1191, noch nie einen Feind in seine Mauern einziehen sah. Die Regierungen fielen ruhmlos, unbeweint; nur das Volk hatte in den Kämpfen bei Neueneck und Grauholz eine Tapferkeit gezeigt, würdig der alten Väter.

Zusammenberufen durch Brune, tagten in Aarau seit dem 12. März, die Abgeordneten der Mehrzahl der schweizerischen Kantone, ihrer 80 Anfangs, 111 später. Ohne Diskussion hatten sie die von dem französischen Direktorium diktirte Verfassung der „Einen und untheilbaren Republik" angenommen und sich konstituirt.

Am 26. April richtete das Vollziehungsdirektorium an diejenigen Kantone, die sich noch fern gehalten hatten, eine erste Aufforderung, sich Helvetien anzuschließen. [6]

Diese Aufforderung erging auch an die Bündner. Aber erst am 14. Mai soll dieselbe in die Hände des Bundespräsidenten und landtäg-

---

[6] Tagebuch der helv. Reg. I, pag. 47 und 190.

lichen Ausschusses gelangt sein. Gleichen Tages noch wurde dem helvetischen Direktorium eine ausweichende Antwort gegeben.[7]

Alt fry Rhätien war ein zugewandter Ort zur alten dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Es durfte, wenn es seine eigene Sache betraf, die eidgenössische Tagsatzung beschicken und in Kriegszeiten Hilfe und Zuzug von derselben begehren; dagegen stand es auch zu Oesterreich und Frankreich in bindenden Beziehungen. Dieses Zwitterverhältniß brachte Bünden Unglück.

Bünden war laut Erbeinigung mit dem Hause Oesterreich vom Dez. 1518 pflichtig, jeden feindlichen Durchpaß zum Angriffe Tyrols und Vorarlbergs zu wehren, freie Werbung zur Vertheidigung jener beiden Länder zu gestatten und getreue Aufsicht und Nachbarschaft zu halten. Dagegen machte sich die österreichische Regierung anheischig, jedem der drei Bünde jährlich 200 Gulden auszubezahlen. Ebenso besaß Frankreich in Folge des ewigen Friedens 1516 das Recht der freien Werbung in den bündnerischen Thälern.[8] Sowohl Oesterreich wie Frankreich hatten ihre politischen Residenten im Lande; Oesterreich den Baron von Cronthal in Chur, Frankreich Guyot in einem Flügel des Schlosses Reichenau.

Graubünden selbst bildete damals ein Konglomerat von 26 kleinen, ziemlich selbstherrlichen Republiken, Hochgerichte genannt, mit besondern Verfassungen, Gesetzen und Gerichtsbarkeiten. Diese Hochgerichte hatten sich wiederum in drei unter sich gesönderte Bünde zusammengethan, von denen jeder sein eigenes Bundeshaupt und seine eigene Bundesversammlung besaß. Nach Außen bildeten die drei Bünde, durch lose Verträge zusammengehalten, eine Art von Gesammtstaat. Das Volk selbst lebte, unbekümmert um die Fortschritte des Jahrhunderts, hoch an seinen Bergabhängen in altväterlicher Genügsamkeit und Unwissenheit.

Es ist erklärlich, daß bei sothanen Verhältnissen dem Magnatenthum einzelner angesehener und reicher Familien im Lande gerufen wurde und das Faktionenwesen einen überaus günstigen Boden fand, auf welchem die Agenten Frankreichs und Oesterreichs in wüstem Intriguenspiel sich bekämpfen konnten.

So standen sich die österreichisch gesinnte Familie der Salis und die patriotisch oder französisch gesinnten Familien der Tscharner, Planta und Bavier in erbittertem Hasse gegenüber und ermüdeten nicht, einander die

---

[7] Gesetzl. Beschlüsse 204.
[8] Helv. Zeit. 290 und Z. historische Denkwürdigkeiten.

größten wie die kleinsten Staatssünden, Verfassungsverletzungen und Bestechungskünste aufzuspüren und zu enthüllen. Die Pacht der Zölle bildete unter Anderm einen stehenden Streitartikel.

Der Parteihader fand neue Nahrung, als am 22. und dann definitiv am 28. Oktober 1797 Bonaparte die bisherigen Unterthanenlande Veltlin, Chiavenna und Bormio von Bünden ablöste und mit der neu gegründeten cisalpinischen Republik verband. Nicht ohne Grund wurde der Verlust dieser schönen Gebiete und mit ihnen die Einbuße bedeutenden Privatbesitzes im Werthe von ungefähr 8 Mill. Gulden — wodurch viele bündnerische Familien total verarmten — der aristokratischen Faktion der Salis in die Schuhe geschoben, welche der Aufnahme dieser Gelände als vierten Bund in den Staatsverein abgeneigt war und geflissentlich die Beschickung der von Bonaparte zur Vermittlung angesetzten Konferenz verzögert hatte.

In diese Parteizerwürfnisse hinein war die Aufforderung der helvetischen Regierung gelangt, daß sich Graubünden der neugeschaffenen Republik anschließe. Die Klüftung der Parteien wurde dadurch je länger desto schroffer. Während die Patrioten der Vereinigung das Wort sprachen, erblickten die aristokratischen Geschlechter, schon tief genug gebeugt, in ihr den Untergang ihrer Hoffnungen und befürworteten den Anschluß an Oesterreich.

Zschokke, der sich bis dahin von der Politik fern gehalten hatte und nur seiner Anstalt lebte, sah sich gezwungen, auf Ende Mai 1798 dieselbe zu schließen, weil die Eltern ihre Söhne heimriefen. Gegen seinen Willen wurde er in die Bewegung hinein gerissen. Ihm schien der Anschluß an Helvetien für die republikanischen Institutionen und die Freiheit Bünden's eine größere Gewähr zu bieten als der Anschluß an Oestereich; daher hielt er zur patriotischen Partei, zu welcher auch die damalige Regierung gehörte.

Am 23. Juni war die Aufforderung der helvetischen Regierung, unterstützt durch das französische Direktorium, an Graubünden erneuert worden. Vorher, am 2. Mai, hatten die Kämpfe bei Schindelegi, Rothenthurm und Morgarten stattgefunden und hatten die Franken sich in Schwyz, Glarus und Uri festgesetzt; von Osten her, als Antwort darauf, näherten sich die Oesterreicher den Grenzen. Die regierende Partei, zitternd, daß beim Wiederausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich Graubünden zum Kampfplatz beider Heere gemacht werden könnte, wollte

der Aufforderung entsprechen, unter der Bedingung, daß Bünden von französischen Truppen verschont und in seinem Eigenthum gesichert bleibe.

Zschokke rieth, diesen Vorschlag der Regierung durch eine populäre Flugschrift in allen Gemeinden des Landes zu verbreiten. Er selbst arbeitete unter Zustimmung der Regierung dieselbe aus, die dann in die verschiedenen Landessprachen übersetzt, in tausenden von Exemplaren ihren Weg durch alle Thäler Bündens bis in die letzte Hütte gefunden hat. Sie trug die bezeichnende Aufschrift: „Freie Bündner, verlaßt die braven Schweizer nicht! Ein nothwendiger und letzter Zuruf an die biederen und nachdenkenden Vaterlandsfreunde." In volksthümlicher, markiger Sprache führte sie aus, daß bei der drohenden Nähe der feindlichen Heere nur ein muthiger Entschluß Bünden retten könne — der Anschluß an die Schweiz. Bei der Umgestaltung aller bisherigen staatlichen Verhältnisse sei ohnehin für Bünden an eine Aufrechthaltung seiner Unabhängigkeit nicht mehr zu denken. Frankreich verlange diesen Anschluß; es wolle darin einen Beweis von Zutrauen und Freundschaft erkennen; es werde gerne bei den bezüglichen Verhandlungen vortheilhafte Bedingungen gestatten. Auch sei die Vereinigung mit der Schweiz das alleinige Mittel, das Kirchen- und Schulwesen zu verbessern, eine unparteiische Justizpflege herbeizuführen, den Handel und Gewerbsfleiß zu heben und einen Theil des Veltlin's nebst dem dort verlorenen Privatvermögen der Bündner zurückgewinnen.

Diese Schrift war in zwei Tagen vergriffen; sie rief eine gewaltige Aufregung im Volke hervor. Für und wider die Vereinigung ward in allen Gemeinden gestritten. In Chur wurde die Flugschrift von einer Bauernrotte öffentlich verbrannt; im Schamserthal wurde der Verfasser anathematisirt, während man denselben in Maienfeld, Malans und anderwärts hochpries.

Von Taverna erschien eine Gegenschrift: „Aufruf an alle Bündner." „Keine Vereinigung, hieß es da, mit der verwüsteten, unglücklichen Schweiz! Bleiben wir für uns. Wer will französische Räuberbrigaden in unsere friedlichen Thäler rufen, daß sie die Religion unserer Väter vernichten, unsere alten Freiheiten zertreten, unsere Hütten plündern, das Vieh fortführen, unsere Weiber und Töchter schänden, unsere Söhne auf fremde Schlachtfelder schleppen? Wer will Hochverrath? Niemand unter uns, als die französische Faktion im Lande!"

Am 29. Juli 1798 verwarf die große Mehrheit des Volkes die Vereinigung Bünden's mit der helvetischen Republik. Nun ungezügelte

Wuth gegen Alle, welche für das Gegentheil gesprochen oder gestimmt hatten. Die patriotische Partei war verloren. Der landtägliche Regierungsausschuß wurde gezwungen, sich aufzulösen und die öffentliche Verwaltung seinen aristokratischen Widersachern zu überlassen.

Die von Salis, im Besitze der Gewalt, waren maßlos im Gebrauche derselben. Privathaß und Parteirache beuteten den errungenen Sieg aus. Wer die Vereinigung mit der Schweiz empfohlen hatte, wurde verfolgt und geächtet. Hundert und hundert der sogenannten Patrioten retteten sich durch Flucht vor dem Grimm des aufgewiegelten Volkes, das nicht Leben und Eigenthum schonte. Selbst der Dichter Salis-Seewis, der nicht mit den Ansichten seiner Familie einig ging, mußte bei Nacht mit seiner Gattin über die Kunkelser Alpen flüchten. Bauern verfolgten ihn und sandten ihm Flintenschüsse nach.

Zschokke, welcher seine unfreiwilligen Anstaltsferien zu naturgeschichtlichen Studien benützte, hielt sich in Reichenau unter dem Schutze des französischen Gesandten sicher. Als trotzdem sein Leben mehrmals in größte Gefahr kam, entschloß er sich zur Flucht.

Zehn Tage nach der Abstimmung, den 9. August, schwamm er auf breitem Holzflosse, Chur vorüber, den Rhein hinab nach Ragaz, über den Weltlauf der Dinge sich seltsame Gedanken machend. In Ragaz fand er die emigrirten Freunde, die Tscharner, Meier, Joste, Rascher u. A. mehr.

Von den patriotisch gesinnten Gemeinden Malans und Maienfeld war die Anregung ausgegangen, die Minderheiten in den Gemeinden, die für Anschluß an die Schweiz gestimmt hatten, unter sich in Verbindung zu bringen und gegen den widerrechtlich erzwungenen Beschluß der Mehrheit sowohl beim französischen und helvetischen Direktorium, als auch beim landtäglichen Regierungausschusse in Chur feierlichst zu protestiren. Man beabsichtigte, der alten Verbindung mit Bünden, das in Auflösung begriffen sei, zu entsagen und sich der Schweiz einzuverleiben, hoffend, daß dann Oesterreich, wenn ihr Gebiet Schweizerboden geworden wäre, sich scheuen würde, in dasselbe einzubrechen und offenen Friedensbruch zu begehen. Man war so viel als sicher, daß wenn dieser Schritt Erfolg hätte, Davos, Klosters, Süs, Pontresina, Silvaplana, Peist, Flims, Andeer, Steinsberg, Fettan, Remüs, Schleins und St. Moriz dem gegebenen Beispiele folgen würden.

Als erster Abgeordneter an die helvetische Regierung in Aarau war bereits B. v. Tscharner bestimmt. Noch fehlte der zweite. Von den Vor-

geschlagenen wollte keiner sich allzuweit von den Grenzen der Heimath entfernen, in welcher er sein Haus und Vermögen, oft noch seine Familie einem unsichern Schicksale preisgegeben wußte.

Da kam Zschokke. Er hatte in Bünden nicht Familie, nicht Haus und Hof, wohl aber im Schweizerlande manchen einflußreichen Freund. Er willigte ein. Schon am folgenden Tage, den 10. August, brachen die beiden Abgeordneten auf. Als Legitimation trugen sie bei sich ein Schreiben von „Richter und Rath der ganzen Gemeinde Malans d. d. 31. Juli 1798," worin die Einverleibung in Helvetien und die Sicherheit für Eigenthum und Personen Derjenigen gefordert wurde, welche sich für Anschluß an die Schweiz erklärt hatten. Ueber den Rhein aber wurden Vertrauensmänner geschickt, welche die Vollmachten des Engadins und der übrigen helvetisch gesinnten Gemeinden nachbringen sollten. Ueberdies hatten sich 70 Familien aus den verschiedensten Theilen des Kantons der Vollmacht angeschlossen und nachträglich ihre Unterschriften eingesandt.

Die bündnerischen Abgeordneten, Tscharner und Zschokke, fanden in den helvetischen Behörden, mit denen sie zu unterhandeln hatten, ein buntes Gemisch. „Da sah man Männer, zusammengezogen aus allen Gegenden und Winkeln des Landes, die sich selbst gegenseitig Fremdlinge waren, die meist außer dem engen Bezirke ihrer Heimath die übrige Schweiz, ihre verschiedenen Bedürfnisse, Sitten und Verhältnisse nicht kannten, von der verschiedensten Ausbildung, Gelehrte und Unwissende, zuweilen kaum des Schreibens kundige Landleute, fast alle aber in der Regierungskunst unerfahrene Männer, die entweder die Revolution ihrer Kantone gemacht oder sich als Feinde derselben ausgezeichnet hatten, und ihren Sinn in die Staatsversammlung brachten, verschiedener Religion, zum Theil Eiferer für ihre Kirche, zum Theil als Freunde einer schrankenlosen Duldung glänzen wollten. Alle aber fühlten, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die ein neues energisches Geschlecht verlange." [9]

Vierzehn Tage verstrichen in Aarau, für Tscharner und Zschokke ohne Erfolg. In Paris und daher auch in Aarau erklärte man, daß nichts Entscheidendes geschehen könne, bis der im Werk liegende Handels-, Offensiv- und Defensivtraktat mit Helvetien abgeschlossen sei. Des Fernern hatten die österreichischen Gesandten in Ragaz und Selz des Bestimmtesten er-

---

[9] Zschokke's Denkwürdigkeiten.

klärt, daß „der Wiener Hof in die Reunion nicht einwilligen würde, besonders wenn sie gewaltsam betrieben werden sollte.“

Der erwähnte Traktat wurde zwar am 24. August abgeschlossen, dennoch trat Frankreich auf den Plan einer theilweisen Reunion nicht ein, obschon der französische Resident Guyot denselben empfahl und an Zschokke zu wiederholten Malen [10] geschrieben hatte, „er sei fest überzeugt, daß diese partielle Einverleibung, da der Krieg wahrscheinlich wieder ausbrechen werde, gleich vortheilhaft für die patriotischen Gemeinden wie für Helvetien und Frankreich sein werde.“ Aber Bonaparte war damals in Egypten; deshalb vermied es das französische Direktorium, den Krieg mit Oesterreich zu erneuern.

Unterdessen dauerte die Emigration in Bünden fort. Die Zerstreuung der Emigranten in Italien und der Schweiz, die Nothwendigkeit, sie alle und ihre Zufluchtsörter zu kennen, das Elend der im Lande Zurückgebliebenen wie der Vertriebenen legten den Gedanken nahe, einen Ausschuß zu bilden, an den sich alle Ausgewanderten anschließen, durch den sie ihre Wünsche den Deputationen in Aarau und Paris mittheilen könnten, und welcher endlich den Hilflosen Unterstützung verschaffen sollte. Um diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, übertrug Tscharner seine Funktionen dem Abgeordneten Zschokke und begab sich nach Ragaz, den 22. August.

So ward Zschokke Diplomat. Er bezeugte später selbst, daß auch ein Diplomat ein ehrlicher Mann bleiben könne, und daß das Geschäft eines politischen Agenten kaum schwieriger sei als das eines tüchtigen Jugendbildners.

Zschokke erhielt von allen Seiten die dringendsten Aufträge, im Falle nicht eine schnelle Reunion erfolgen könnte, das helvetische Bürger- und Niederlassungsrecht für die Emigranten zu erwirken. Nachdem am 25. August Heußi im Großen Rathe der helvetischen Republik den Antrag gestellt hatte, „daß die verfolgten Bündner Patrioten, wenn sie ihr Vaterland verlassen müßten, als helvetische Bürger angesehen und angenommen werden sollten,“ [11] übergab Zschokke am 26. August, im Namen der Patrioten von Malans und Maienfeld und des gesammten Rhätien's, dem Direktorium ein schriftliches Begehren, welches verlangte, daß „jeder um seiner Anhänglichkeit an Helvetien willen verfolgte Patriot, möge sich auch dereinst Rhätien's

[10] 20. Aug. und 17. Sept.

[11] Schweiz. Rep. 20. Sept. 1798.

Schicksal entwickeln wie es wolle, als helvetischer Bürger angesehen werden solle, wenn er es verlange." [12]

Am 28. August wurde diese Bittschrift mit Empfehlung von Seiten des Direktoriums vor dem Großen Rathe verlesen und mit Beifallgeklatsch aufgenommen. Lüssy forderte die Erklärung, „daß die Bündner Patrioten sich um die helvetische Freiheit verdient gemacht hätten," und Huber, daß man Bürger Zschokke, [13] „einem der Bündner Patrioten und Verfasser der Bittschrift, die Ehre der Sitzung gebe." Wieder mit allgemeiner Akklamation wurde dieser Antrag, sowie ein zweiter, daß Bürger Zschokke den Bruderkuß vom Präsidenten erhalten soll, angenommen. Es war eben eine Zeit großer leidenschaftlicher Aufregungen; die Sitzungen wurden häufig durch Ehrenmeldungen, Bruderküsse, Beifallrufen und Händeklatschen unterbrochen. So wurde Zschokke durch zwei Standesweibel von der Tribüne heruntergeholt und in die Versammlung geführt, wo er, nach patriotischer Ansprache, vom Präsidenten, dem General v. Graffenried, unter lautem Zuruf und Händeklatsch den Bruderkuß erhielt. [14]

Der Beschluß des Großen Rathes wurde vom Senate den 29. August ebenfalls mit allgemeinem Beifallzuruf angenommen; die denselben begleitende Bittschrift Zschokke's auf Muret's Antrag in's Protokoll eingerückt und ihr Verfasser, der sich aber nicht im Saale befand, auf Zäslin's Antrag zur Ehre der Sitzung eingeladen. [15] So kamen die Bündner Patrioten in's helvetische Bürgerrecht. [16]

Am 3. Oktober übergab Zschokke dem Direktorium eine zweite Bittschrift, „daß die rhätischen Helvetier wünschen, das helvetische Direktorium möchte seine Freundschaft von den oligarchischen Machthabern Bünden's zurückziehen und dieselben den Verlust dieser Freundschaft wohl fühlen lassen; sie wären überzeugt, daß Bünden's Volk ohne Waffengewalt von

[12] Helv. Arch. 900.

[13] Am 25. und 28. April 1798 hatten die gesetzgebenden Räthe dekretirt, „daß das Wort „Herr" bei allen Autoritäten abgeschafft bleiben, jedoch statt diesem der Gleichheit widerstrebenden Ausdrucke überall das schöne simple Wort „Bürger" gebraucht werden solle" (Tageblatt der Gesetze und Dekrete I, 28).

[14] Schweiz. Rep. 22. Sept.

[15] Schweiz. Rep. 25. Sept.

[16] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I, 357, und Neueste Chronik für die Schweiz Nr. 9, pag. 66.

seinem Irrthum und Unabhängigkeitstraum zurückkehren werde, sobald Helvetien und Cisalpinien einverstanden seien und mit einander die Kommunikationen mit Bünden für eine Zeit lang aufheben oder erschweren wollten.[17]

Als Zschokke und die Häupter der patriotischen Partei die Entdeckung machten, daß die Regierung Bünden's mit Oesterreich über eine Besetzung des Landes konspirire, reichte Zschokke, den 13. Oktober, dem Vollziehungsdirektorium der einen und untheilbaren französischen Republik eine Zuschrift ein, worin die Einverleibung der patriotischen Gemeinden, besonders von Malans und Maienfeld in die helvetische Republik ausdrücklich anbegehrt wurde. Man hoffte, daß dieser Schritt, „so bedeutungslos er an sich scheine, doch in kurzer Zeit Rhätien's Gebiet retten und nothwendig ganz Bünden an Helvetien ziehen würde."[18] Den Patrioten bangte vor der Habsburger Ländergier. Eher Anschluß an Frankreich, als Venedig's Schicksal! Doch Frankreich antwortete nicht; es vermied mit kluger Sorgfalt jeden Anlaß, welcher die angehobenen Friedensunterhandlungen mit Oesterreich hätte stören können.[19]

Am 19. Oktober rückte der österreichische General Auffenberg mit zehn Bataillonen über den Luziensteig vor und besetzte Graubünden und dessen Pässe nach Italien und der Schweiz. Die Soldaten wurden meistens den helvetisch gesinnten Gemeinden und Haushaltungen auferlegt. In das Gut und Schloß Reichenau kamen 400 Mann; Zschokke's Zimmer wurde mit Gewalt aufgesprengt und seine zurückgelassenen Schriften und übrige Effekten konfiszirt.

Unter dem Schreckensregiment eines obersten und allmächtigen Kriegsrathes, der in Chur eingesetzt worden war, mußten die Patrioten schaarenweise ihre Heimath verlassen, oft sehr eilfertig und ohne Hilfsmittel. Da ihr Vermögen konfiszirt, der Briefwechsel mit denselben und Geldsendungen verboten worden waren, litten Viele bald bittere Noth.

Zschokke, welcher seit der Besitznahme Bünden's durch Oesterreich nicht mehr als Abgeordneter von Malans u. s. w. wirken durfte, vertrat nun die bündnerischen Emigranten bei den helvetischen Behörden als „Agent". Als solcher ersuchte er den 22. Oktober das helvetische Direktorium, den

[17] Helv. Arch. 901.
[18] Schweiz. Rep. I, 787.
[19] Helv. Genius I b, pag. 40.

Vertriebenen von Staatswegen eine Unterstützung zukommen zu lassen. Infolge dessen beschloß der Große Rath am 23. Okt. und der Senat am 24. Oktober, „es seien die wegen ihrer Anhänglichkeit an die helvetische Republik verfolgten und zu entfliehen gezwungenen Bündner Patrioten laut Gesetz vom 29. August unter den besondern und unmittelbaren Schutz der helvetischen Regierung zu nehmen,[20] als Schweizerbürger anzusehen und nach Bedürfniß zu unterstützen; es seien ferner diejenigen, welche geflüchtete Bündner Patrioten beschimpfen und beeinträchtigen, zur Verantwortung zu ziehen und als Ruhestörer zu bestrafen; endlich sei das Direktorium eingeladen, sich für die Freilassung der für die Sache der Freiheit und wegen ihrer Anhänglichkeit an die helvetische Republik in schwerer Gefangenschaft liegenden Bündner kräftig zu verwenden."[21]

Desgleichen Tages war eine Deputation der Bündner Emigranten, Rittmeister Martin Bavier von Chur, Hans Gaudenz Salis-Seewis und Ambrosius Planta von Malans in Luzern[22] angelangt, um mit Zschokke sich zu berathen, wie ihren dürftigen Parteigenossen Hilfe geleistet werden könnte. Ihnen blieb nichts übrig, als den Behörden den Dank auszusprechen. Dichter Salis sollte der Sprecher sein, aber im entscheidenden Momente entfiel ihm der Muth und Zschokke mußte für ihn in den Riß treten. Dieser hielt dann vor dem Großen Rathe den 24. Oktober eine von hohem Patriotismus getragene Dankrede, welche die Versammlung zu stürmischen Beifallsbezeugungen fortriß. Unter Thränen der Rührung antwortete ihm der Präsident, Dr. Suter von Zofingen, der gelehrte Verfasser der Flora helvetica.[23] Des folgenden Tages, den 25. Oktober,[24] erhielten die Bündner den Vortritt vor dem Senate. Zschokke sprach wieder mit gleichem Erfolge. Hier antwortete ihm Paul Usteri, einer der Einsichtsvollsten im Rathe, und beantragte für die anwesenden Bündner die Ehre der Sitzung und den Bruderkuß durch den Präsidenten; Bay ver-

---

[20] Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 30.

[21] Schweiz. Rep. 804, 26. Oct. und Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 46.

[22] Die helv. Behörden hatten den 24. Sept. Aarau verlassen und waren nach Luzern, der von Anfang an bestimmten Haupstadt des neuen helvetischen Reiches gezogen. Z. mit ihnen. Am 4. Okt. war dort die erste Sitzung mit großer Feierlichkeit eröffnet worden.

[23] Schweiz. Rep. I, 818.

[24] Schweiz. Rep. I, 819.

langte den Druck der Rede und erhielt Zustimmung durch allgemeinen Zuruf.[25]

Zschokke entfaltete nun eine große Thätigkeit, seinen rhätischen Landleuten zu helfen. Die Einen bekamen Anstellung in der Verwaltung, Andere sollten die weitläufigen, unangebauten Güter des Klosters Einsiedeln in Pacht nehmen, wozu Zschokke mit Bürger Finsler, dem Finanzminister, in Unterhandlung trat; wieder Andere erhielten direkte Unterstützung. Auch mit eigenen Mitteln half Zschokke. Er litt selbst oft bittern Mangel, verkaufte seine handschriftlichen Werke, seine dramatischen Entwürfe und Uebersetzungen, Romane, die ansonst nie zum Drucke gekommen wären, nahm Vorschüsse auf Werke, die er noch liefern wollte, um die Noth dürftiger Freunde zu lindern.

Zschokke's warme Verwendung für die bündnerischen Landeskinder wurde in Bünden selbst schlecht vergolten. Schon am 23. November schrieb Baron von Cronthal an den rhätischen Kriegsrath:[26]

„Hochwohlgeborne, mächtige Herren! Ich bin überzeugt, daß Eure Weisheiten es sich selbst angelegen sein lassen, die Ehrsamen Gemeinden auf jene unverschämten und lügenhaften Ausdrücke in Zschokke's öffentlichen Schriften[27] aufmerksam zu machen. Da aber in diesen Schriften auch solche Ausdrücke vorkommen, welche den Gesinnungen gerade zuwider sind, von welchen mein allerhöchster Hof diesem löbl. Freistaate eben jetzt so ausgezeichnete Beweise darbietet, und da es für diesen Freistaat eine Schande ist, daß ein solcher Mann von selbem das Bürgerrecht gleichsam zur Belohnung seiner Verdienste erhalten hat, so schmeichle ich mir, daß die Ehrsamen Gemeinden sich gegen diese Ausdrücke des Zschokke auf eine solche Weise äußern werden, die sowohl in als außer dem Lande genugsam beweisen werden, in welchem Grade sie einen solchen Mann und seine lügenhaften Schreiben verabscheuen und mißbilligen. Welches hiemit Eure Weisheiten freundschaftlichst zu erkennen zu geben nicht unterlassen wollte, mit Wiederholung jener unbegrenzten Hochachtung, mit welchen ich stets sein werde

Eurer Weisheiten Dienstbereitwilligst ergebenster

Freiherr von Cronthal."

---

[25] Schweiz. Rep. 820, 29. Oktober.
[26] Schweiz. Rep. II, 294.
[27] Die Rede vom 26. Oktober.

Daraufhin ersuchte der Kriegsrath „die herrschenden Räthe und Gemeinden, alle und jede ihre Staats- und Gerichtsangehörigen beim Eide aufzufordern, sich bestimmt zu erklären, ob der eint oder andere dem bemeldeten Zschokke einige Vollmacht oder Auftrag ertheilt habe oder nicht.“ [28]

Ein derartiges Geständniß wäre aber als Staatsverbrechen erklärt worden; wurden doch in jener gewaltthätigen Zeit die nicht genügend österreichisch gesinnten Gemeinden, wie Davos, mit Sperrung von Korn und Salz bedroht. [29]

Deßhalb leugneten die Gemeinden Malans und Maienfeld und eine Reihe Personen, [30] Aufträge gegeben zu haben und erklärten, „fürohin mit Bünden zu halten.“ Nur Stadtammann Anton Tanner, der zu Chur in Haft saß, hatte den Muth, einzugestehen, daß er Zschokke den Auftrag ertheilt habe, für ihn das helvetische Bürgerrecht zu erwerben. [31]

Der Kriegsrath machte die verschiedenen Aussagen bekannt, sein Zweck war, Zschokke der öffentlichen Verachtung Preis zu geben und ihn bei den Regierungen Helvetien's und Frankreich's als Betrüger darzustellen.

Zschokke fühlte die Pflicht, namentlich die geheimen, in Bünden zurückgebliebenen Patrioten durch Schweigen zu schonen und ihrer Sicherheit seinen guten Namen zu opfern — so leicht es für ihn gewesen wäre, an Hand der Unterschriften sich öffentlich zu rechtfertigen. [32]

---

[28] Schweiz. Rep. II, 295.

[29] Helv. Zeit. 145.

[30] Schweiz. Rep. II, 296.

[31] Schweiz. Rep. II, 296.

[32] Er schrieb hierüber Folgendes an den Bürger Präsidenten, den 10. Dez. 1798 (Helv. Arch. 901.) „. . . . demzufolge ist ein Inquisitionsschreiben durch Bünden ergangen, daß Jedermann bei seinem Eide aussagen solle, ob er mir Aufträge und Vollmachten, für die Vereinigung mit Helvetien zu arbeiten, gegeben habe. Wahrscheinlich wird es überall ungeachtet meiner Subskriptionslisten geleugnet werden — denn schwer ist es, die Wahrheit unter drohenden Bajonetten auszusprechen. Auch ist es mein Entschluß, mich lieber öffentlich vom ganzen Bündnerland einen strafwürdigen Bürger nennen und meinen Namen dem Galgen anheften zu lassen (wie es in Chur schon geschehen sein soll), als daß ich zur Rechtfertigung meiner Handlungen einen einzigen Menschen in Bünden unglücklich mache ꝛc.“

So wurde Zschokke geächtet und des Bürgerrechts verlustig erklärt. Die Urkunde hierüber, Rathsprotokoll vom 3. Dezember 1798[33], lautet:

1) Dem Dr. H. Zschokke soll sein ehemals erschlichenes und verlangtes Bürgerrecht wiederum abgenommen und er dessen unwürdig, so wie auch alle seine Schriften für infam und Jedermann nachtheilig erklärt sein.
2) Werden auf seinen Kopf 100 Dukaten geboten, wer ihn todt oder lebendig einliefern würde, und wenn er über kurz oder lang sollte zu bekommen sein, soll ihm der Prozeß nach Rechtsform gemacht, und er nach Verdienen abgestraft werden.
3) Sein Bildniß nebst seinem Namen soll an den Galgen angeheftet werden. —

Nichts desto weniger blieb Zschokke unermüdlich, zu Gunsten der rhätischen Emigranten zu wirken.

Am 26. November belegte der Kriegsrath das Vermögen der Ausgewanderten mit dem Sequester. Dies veranlaßte Zschokke, den 9. Dezember im Namen der Patrioten von Bünden das helvetische Direktorium um Verwendung und Fürsprache beim französischen Direktorium zu bitten, dafür, „daß bei einem allfälligen Frieden den Patrioten ihr völliges Eigenthum wieder zugesichert werde.“[34] Am 12. Dezember sodann verlangte Zschokke in einem Berichte über die allgemeinen Verhältnisse in Bünden vom Direktorium, „daß Helvetien Vergeltungsrecht übe, auf die Bündner Güter in Helvetien Sequester lege und auch Anweisung gebe, wie die Effekten derselben im Umfange der Republik zum Unterhalt der geflohenen Patrioten benützt werden könnten.“[35] Am 12. Januar 1799 verwendete sich Zschokke neuerdings beim Direktorium, „daß jeder Bündner Patriot in der helvetischen Legion angestellt werden könne und nicht länger in derselben zu bleiben verpflichtet sei, als bis Bünden wieder zu Helvetien zurückgekehrt sei.“[36] Als der bündnerische Kriegsrath später alle geflohenen Bündner vor sein Tribunal laden ließ — um einen Vorwand zu haben, sich ihrer Güter zu bemächtigen, — wünschte Zschokke, 3. Februar 1799, vom Direktorium, „daß allen Zeitungsschreibern verboten werde, Citationen

---

[33] Helvet. Zeit. 145.
[34] Helvet. Arch. 901.
[35] Helvet. Arch. 901.
[36] Helvet. Arch. 900.

ausländischer Regierungen ohne Erlaubniß der Statthalter in ihre Blätter aufzunehmen, und daß man die Vorladungen des bündner Kriegsrathes unterdrücke." [37] Die Regierung entsprach dem Gesuche und ein diesbezüglicher Beschluß wurde allen Regierungsstatthaltern mitgetheilt.

Nach einem Berichte, den Zschokke am 26. Februar 1799 an das Direktorium abgehen ließ, war der Zustand der Emigranten und ihrer in Bünden zurückgelassenen Familien sehr bedenklich. „Auch ich, Bürger Direktoren," schrieb er in demselben, [38] „fange an, den Muth zu verlieren. Vielen Patrioten, vielen ernsteren Männern ergeht es nicht besser. Unwissende Schreier und Junker werden zuletzt auf dem Felde Sieger bleiben. Dies ist bei mir keine bloße Phrase. Ich bin davon so fest überzeugt, daß ich mich schon jetzt nach einer Gegend wünsche, um fern von Luzern in der Stille aber ohne Verdruß und Gram zu leben rc."

Es scheint, daß Zschokke damals an einem endlichen Sieg der Revolution in Helvetien verzweifelte.

Mittlerweile war der zweite Koalitionskrieg wider Frankreich ausgebrochen: Massena hatte, noch vor der förmlichen Kriegserklärung, den 6. und 7. März Bünden wieder erobert und in Chur eine patriotische Regierung eingesetzt. Doch wurde die Reunion Bünden's mit Helvetien verzögert. Deswegen ersuchte Zschokke den Bürger Präsidenten dringend, den 6. April, „daß sofort zur Reunion mit Bünden geschritten werde und daß das Direktorium einen katholischen und einen reformirten Kommissär dorthin sende. Wegen Erschöpfung des Landes sollte es auf zwei Jahre durch das Direktorium von den direkten Abgaben und Contributionen befreit und die noch vorhandenen Kassen dem Lande selbst gewidmet werden." [39]

Am 21. April 1799 wurde wirklich zwischen den Bürgern Schwaller, Mitglied des Senates, und Herzog von Effingen, Mitglied des Großen Rathes, Namens des Vollziehungsdirektoriums einerseits, und Sprecher und Otto, Namens der provisorischen Regierung in Bünden anderseits, die Reunion dauernd vollzogen. [40]

Auch Zschokke ward für die von Seiten der österreichisch gesinnten Regierung erfahrene Unbill volle Genugthuung zu Theil. Er wurde wieder

---

[37] Helvet. Arch. 900.
[38] Helvet. Arch. 900.
[39] Helvet. Arch. 902.
[40] Gesetz vom 24. April 1799, Tageblatt der Gesetze und Dekrete II, 506 und 549.

in das bündnerische Staatsbürgerrecht eingesetzt und die gegen ihn ergangenen Verleugnungen und Verleumdungen wurden öffentlich zurückgenommen. So lesen wir in dem Schreiben des Jb. Tanner, Namens der Munizipalität Maienfeld an den Bürger Zschokke, den 19. März 1799:[41] „... Deshalb ward auch heute die Munizipalität und die ganze Gemeinde versammelt, von ersterer der letztern das Unrecht, das man Ihnen angethan hatte, angezeigt und zugleich angefragt, ob sie nun auch nicht ebenso bereit sei, dasselbige so viel in ihren Kräften steht, zu verbessern. Und ein einhelliges Ja! war die Antwort und ein herzlicher Dank für Alles, was Sie für uns thaten, — den ich Ihnen in ihrem Namen entrichten soll, der Auftrag, den man mir gab. Alles und Jedes, was ist gegen Sie vorgenommen worden, ward nicht nur als Ihnen unschädlich, sondern als in jeder Rücksicht unbillig, ungerecht und boshaft und das einhellig anerkannt. — Leicht hätte die Liebe für Sie noch andere Auftritte erwecken können, wenn man nicht aus Erwägung, daß jede Art von Rache theils mit Ihren eigenen menschenfreundlichen Grundsätzen streitet, anderntheils es auch uns zu keiner Ehre gereicht, wenn wir in die Fußstapfen unserer gewesenen Gegner treten — alle und jede Vorwürfe, sowie jede andere Unordnung geflissentlich unterdrückt hätte. Ich bitte deshalb und darf es auch von Ihnen hoffen, daß Sie alles Vergangene vergessen — daß Sie die Verführung auf der einen, sowie den Zwang auf der andern Seite bedenken, und einen wie den andern vergeben werden." ....

Den 5. April bekam Zschokke ein weiteres Schreiben von der provisorischen Regierung Bünden's selbst:[42] „Die provisorische Regierung Bünden's, eingedenk der großen Verdienste H. Zschokke's um das Vaterland; eingedenk der thätigsten Unterstützung und Hilfe, die er denen zum Auswandern gezwungenen Bündnerpatrioten hat widerfahren lassen; auch bewußt seiner eifrigsten Verwendung für das Volk Bünden's und der Unterhaltung der freundschaftsvollen Gesinnungen des helvetischen Direktoriums, bei allen denen Verfolgungen und schmählichen Behandlungen, welche die entlassene Landesregierung durch ihre schiefen und falschen Vorstellungen bei den Gemeinden erzwungen hat;

erkennt und dekretirt:

„daß Alles dasjenige, was gegen gedachten Bürger H. Zschokke und in öffent-

---

[41] Schweiz. Rep. III, 266 und helvet. Zeit. 302.

[42] Schweiz. Rep. III, 388.

lichen oder auf solche Weise, und an wen es sonst geschehen sein mag, verkündet hat, annullirt und aufgehoben sein solle; daß der Bürger H. Zschokke den Dank der gesammten bündnerischen Nation sich erworben und in sein verdienstlich erlangtes Bürgerrecht wieder eingesetzt sein solle, welches nicht nur ihm in einem Schreiben angezeigt, sondern durch öffentliche Zeitungen dem gesammten Bündnervolk wissenhaft gemacht werden soll" 2c.

Endlich erwähnen wir noch des Schreibens der provisorischen Munizipalität der Gemeinde Malans, 16. April 1799:[43] „... die Ihnen übertragene rechtskräftige Vollmacht haben Sie noch in Händen und diese erkennen wir als gültig, während wir durch diese feierliche Erklärung der Wahrheit huldigen und anmit Ihrer Ehre und Autencität ein vollkommenes Genüge zu leisten hoffen. — Begnehmigen Sie, Bürger, zu gleicher Zeit gütigst, den zwar schwachen aber aufrichtigen Ausdruck unseres glühendsten und immerwährenden Dankes. Wir erkennen auf das Gerührteste, Ihre rastlosen Bemühungen zur Verbesserung des Schicksals der Gemeinde Malans, sowohl vor der unglücklichen Revolution im letzten Oktober, als was Sie nachher bei den Behörden Helvetiens und Frankreichs zur Erledigung oder doch zur möglichsten Erleichterung unserer theuersten Mitbürger und zur Empfehlung unserer sämmtlichen Gemeinden thaten; dieser vielgütigen Verwendung ist es größtentheils zu verdanken, daß unser Vaterland von dem Joch in- und ausländischer Tyrannei befreit und sich selbst wieder zurückgegeben wurde." u. s. w.

III. Zschokke als Chef des Büreau's für Nationalkultur.
2. Nov. 1798 — 14. Mai 1799.

Mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Bünden und der Rückkehr gesetzlicher Zustände daselbst konnte die Mission Zschokke's beim helvetischen Direktorium als erloschen angesehen werden. Vorher schon aber hatte sich für Zschokke eine andere und seinen Neigungen besser zusagende Wirksamkeit aufgethan.

Die Helvetik schuf ein eigenes Ministerium „für die Wissenschaften und

---

[43] Schweiz. Rep. III, 435.

schönen Künste",[44] dessen Seele der geniale Minister Stapfer, Bürger von Brugg war. Ein wahres Juwel in der neuen Staatseinrichtung, konnte es aber in jenen stürmischen Tagen nicht zum vollen Rechte gelangen. Stapfer mochte anfänglich selbst nicht über dessen Aufgabe ganz klar sein.

Mit der Zeit wurden in diesem Departemente fünf Abtheilungen eingerichtet, die erste für den Kultus, die zweite für die Schulen, die dritte für Literatur, Kunst, gelehrte Korrespondenzen, Volksblätter und Fortschritte des Gemeingeistes, die vierte für Architektur und Gebäude der Republik, die fünfte für das Archiv.[45]

Die dritte Abtheilung besonders wechselte mannigfach Namen und Zweck. Der Senat stellte am 19. Oktober 1798 eine Kommission auf, welche die Errichtung eines „öffentlichen Büreau's" berathen sollte. Am 30. Oktober dann überreichte Stapfer dem Direktorium einen Bericht über die Einrichtung dieses Büreau's. Er umfaßt 19 Paragraphen,[46] dem wir einige Stellen, welche sich auf Zschokke's neue Thätigkeit beziehen, entheben:

„§ 1. Der Minister der Künste und Wissenschaften errichtet in seinem Departemente ein besonderes Büreau, welches er Büreau der Nationalkultur nennt. Die Organisation und einstweilige Verwaltung desselben überträgt er dem Bürger Zschokke."

„§ 2. Die Bestimmung dieses Büreau's ist diese: es soll die allgemeinen und besondern Bedürfnisse und Mittel der Bildung, Aufklärung und Veredlung unserer Nation, welche durch die vorhandenen Anstalten noch nicht befriedigt und veranstaltet sind, erforschen und ihre Benutzung vorbereiten &c."

„§ 5. Eine solche Uebersicht über den Zustand der Künste und Wissenschaften der Nachbarvölker und unseres Volkes erfordert einen hinlänglich literarischen Apparat, welchen sich zu verschaffen der Bürger Zschokke autorisirt wird &c."

„§ 14. Behufs Wechselwirkung des Ministers und dem Büreau der Nationalkultur soll in der Wohnung des Ministers ein Archiv angelegt werden. Da aber dieses noch muß verschoben werden, so wird Bürger

[44] Gesetzliche Beschlüsse der Räthe und des Direktoriums, 8. Mai 1798, pag. 66 und 29. Juni 1798, pag. 568.

[45] Helvet. Arch. 507 und Schweiz. Rep. III, 52.

[46] Helvet. Arch. 507.

Zschokke einstweilen seine Wohnzimmer dazu einrichten. Die Kosten für Beschaffung der Pulte, Schränke 2c. trägt die Regierung."

„§ 15. Einsichtsvolle und gebildete Patrioten sollen konzentrirt werden und unter Mitwirkung des Ministers soll das Büreau trachten, in der Hauptstadt eine literarische Gesellschaft zu errichten. Da Bürger Zschokke schon den Entwurf zu einer solchen Gesellschaft gemacht hat, so wird er in der Einladung dazu sagen, daß jener Entwurf den vollsten Beifall des Ministers der Künste und Wissenschaften habe, daß er zur Ausführung desselben kräftigst mitwirken werde und vorläufig den Bürger Zschokke als Organ seiner Bestimmung hierüber betrachte. Der Minister wird es sich zur Freude und zur Pflicht machen, unter die Zahl edler Mitbürger als aktives Glied jener Gesellschaft sich anzuschreiben 2c. 2c."

Am 2. November erhielt Zschokke die Ernennungsakte als Chef des Büreau's der Nationalkultur. Am Schlusse derselben hatte Stapfer geschrieben: „Sie können zum Voraus überzeugt sein und ich verspreche es Ihnen bestimmt, daß ich Ihnen eine freie, unabhängige Wirksamkeit sichere und Sie zu keinen Arbeiten auffordern werde, die eines Mannes von so vorzüglichen Geisteskräften unwürdig wären. Wenn Sie unter dieser Bedingung und mit einem noch zu bestimmenden Titel, mir das edle Geschäft, ein biederes und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenrechtes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie, mit einem meiner lebhaftesten Wünsche, die feurigsten Ihres eigenen Herzens zugleich befriedigen." [47] Des folgenden Tages, den 3. November, zeigte Zschokke dem Minister die Annahme der Wahl an und bittet, „noch ferner im Namen der unglücklichen Patrioten von Bünden vor dem Direktorium das Wort führen zu dürfen." [48]

Ueber die Durchführung des aufgestellten Programms scheinen später zwischen Stapfer und Zschokke noch häufige mündliche Besprechungen stattgefunden zu haben, wenn wir ein Schreiben, das im Helv. Arch. 1497 liegt, aber kein Datum trägt, richtig deuten: . . . „Alles, was zur Ausführung der vorhandenen Gesetze gehört, alle Anfragen und Berichte über das gesammte Kirchen- und Schulwesen der Republik, kommen an die Bürger Fischer und Zschokke (Fischer für das katholische, Zschokke für das protestantische Schul- und Kirchenwesen). Was zur Berichtigung in ge-

---

[47] Selbstschau.

[48] Helvet. Arch. 901.

lehrten und Kunstsachen gehört, kommt auch Bürger Zschokke zu. Nachmittags 4 Uhr haben die Bürger Fischer und Zschokke ihre Zusammenkunft; beim Minister der Künste und Wissenschaften, je Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, Abends 7 Uhr rc."

Zschokke begann seine Thätigkeit mit der Gründung einer literarischen Gesellschaft in Luzern. Am 22. Dezember 1798 traten gegen 50 Männer aus allen Ständen und Kreisen der damaligen Bundeshauptstadt zusammen, Mitglieder der Regierung, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Geistliche. Zschokke eröffnete die Verhandlungen; er sprach „mit Kraft und Enthusiasmus von dem Zweck und der Bestimmung der Gesellschaft" und forderte das älteste Mitglied, den Deputirten Rüce, auf, den Vorsitz vorläufig zu führen." [49]

Die Gesellschaft wählte Senator Paul Usteri zum Präsidenten; für die drei Landessprachen ernannte sie späterhin drei korrespondirende Sekretäre, die ständig blieben, während die Präsidenten monatlich abwechseln mußten. [50] Zschokke wurde deutscher korrespondirender Sekretär. Sein Statutenentwurf wurde in drei Sitzungen berathen und mit einigen Abänderungen angenommen. [51]

Diese „literarische Societät", „welche Beförderung des vaterländischen Gemeingeistes und des wahren Patriotismus im Gegensatz des Kantonsgeistes, des oligarischen Föderalismus und der Anarchie, sowie die Aufklärung des helvetischen Volks über seine wichtigsten Angelegenheiten, hauptsächlich aber Aufmunterung der Wissenschaften, des Kunstfleißes und nützlicher Gewerbe aller Art im Vaterlande" [52] als Hauptzweck ausgesprochen hatte, wirkte sehr viel Gutes. In den Bereich ihrer Debatten und Untersuchungen zog sie eine Menge zeitgemäßer Fragen, zum Theil selbständig, zum Theil in Verbindung mit ähnlichen Gesellschaften, die sich in Basel, Zürich, Winterthur rc. gebildet hatten. Escher berichtete z. B. über die Einführung der Telegraphie (Signalsystem) in der Schweiz, Rädle über den Taubstummenunterricht [53], von Flüe über das Austrocknungsprojekt des Lungernsees; über die Erfindung, aus Burgunderrüben Zucker zu machen;

---

[49] Schweiz. Rep. II, 358.
[50] Schweiz. Rep. II, 354.
[51] Schweiz. Rep. II, 335, 454, 580 und Helv. Zeit. 5 und 9.
[52] Helv. Zeit. 5.
[53] Helv. Arch. 749.

über die Pocken und die künftige Ausrottung des Pockenelendes in der Schweiz rc. rc.[54]

Zschokke selbst war ein sehr thätiges und geschätztes Mitglied dieser Societät und wurde in eine Reihe von Spezialkommissionen gewählt. Er lieferte eine sehr interessante Arbeit über die damals häufig besprochene Frage der Nationalfeste. Er schlug folgende sechs Nationalfeste vor:[55]

I. Im Februar: Fest der Helden der vaterländischen Vorzeit; Bewaffnung der jungen Bürger.

II. Im April: Stiftungsfest der Republik; Eidleistung der jungen Bürger.

III. Im Juni: Fest der Dankbarkeit des helvetischen Volkes gegen seine Wohlthäter; Fest der Bürgertugenden.

IV. Im August: Fest der Nationalehre und Nationaltreue, den Bundesgenossen und allen Republiken gewidmet.

V. Im Oktober: Die Urversammlungen; Fest der Volkssouveränität.

VI. Im Dezember: Fest der Wissenschaften und Künste, der Jugend und der Schulen.

In Folge einer Abhandlung über die Waisenversorgungsanstalten[56] und über die Versorgung der Waisen der für das Vaterland Gefallenen wurde eine ständige Kommission aufgestellt, deren Mitglieder Zschokke, Senator Usteri und der Stadtpfarrer Thaddäus Müller waren. Sie erließ einen warmen Aufruf „an die tugendhaften und wohlthätigen Familien aller Kantone“.[57] Daneben sind noch weitere, jetzt noch lesenswerthe Arbeiten von Zschokke erhalten: „Ueber die Volkslieder“;[58] „die Liebe zum Vaterland“;[59] „Versuch einer bestimmten und deutlichen Darstellung der unveräußerlichen Menschen- und Staatsbürgerrechte, als Grundlage der helvetischen Konstitution“;[60] „Eingang zur Geschichte der Revolution in den Waldstätten aus Urkunden“, von welcher Bürger Wäber, aus den Waldstätten gebürtig, erklärte, daß, wenn der Verfasser 10 Jahre lang in den

[54] Schweiz. Rep. II und III, an verschiedenen Orten und Helv. Arch. 1749.
[55] Schweiz. Rep. II, 623 und Helv. Zeit. 158.
[56] Schweiz. Rep. III, 562.
[57] 8. Mai 1799, Schweiz. Rep. III, 577.
[58] Schweiz. Rep. II, 781.
[59] 7. Februar 1799, in extenso in der Helv. Zeitung 24, 32 und 37.
[60] Im Schweiz. Rep. erschienen.

Waldstätten gelebt hätte, er kein bestimmteres, treueres Bild von dem Volke daselbst geliefert haben würde;[61] „über die politischen Strafmittel",[62] worin Zschokke statt der damals üblichen Deportationen und Internirungen in den Distrikt das Verpflanzen von Patrioten in unpatriotische Gegenden und umgekehrt empfahl; „über die Arbeitsgesellschaften"[63] 2c. 2c.

Ferner erließ Zschokke im Auftrage der Societät einen Appell an den schweizerischen Patriotismus zu Gunsten der helvetischen Legion und solcher, die sich im Dienste für das Vaterland ausgezeichnet hatten. In diesem schönen Werke sah er sich von allen Seiten und oft in rührender Weise unterstützt.[64]

Zschokke's Thätigkeit ward noch in anderer Weise in Anspruch genommen.

Die helvetische Regierung hatte von jeher der Tagespresse ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt. Sie abonnirte grundsätzlich auf jede Zeitung, die in der Schweiz erschien. Gutgesinnte Blätter, d. h. solche, welche der neuen Ordnung der Dinge zugethan waren, sowie literarische Erzeugnisse zur Förderung der Volksbildung erhielten überdies besondere Privilegien, auch Geldunterstützungen.

Schon am 20. Juli 1798 hatte der Große Rath das Direktorium eingeladen, „ohne Verzug die Herausgabe eines unterrichtenden, allgemein verständlichen Volksblattes unter seiner Autorität zu veranlassen und dieses auf Unkosten der Nation in allen Gemeinden von Helvetien zu verbreiten".[65] Es entstund das „Helvetische Volksblatt". Dieses Volksblatt versprach auf seiner ersten Seite, „die unschätzbaren Vortheile der Staatsveränderung und die Zeitbegebenheiten im Lichte einer bessern Zukunft, ebenso die Verhandlungen der obersten Gewalten mit ihren Gründen und Absichten auf eine allen Volksklassen faßliche, aber doch für den Gebildeteren interessante Weise darzustellen, sowie die der Wirksamkeit der Regierung und der Gesetze schädlichen Irrthümer zu widerlegen."

Die fähigsten und achtungswürdigsten Bürger wurden zum Mitarbeiten eingeladen. Heß, Hottinger, Lavater, Füßli, Ulrich, Bronner, Schult-

[61] Helv. Zeit. 269.

[62] 26. August 1799, Neues Helv. Tagblatt 295, gedruckt auf Beschluß der Societät, Journal von und für Helvetien 53.

[63] 5. Sept. 1799, Neue Helv. Zeitung 384.

[64] Helv. Zeitung 282 führt mehrere Beispiele an.

[65] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I 245, II 52, 54.

heß u. A. hatte Beiträge versprochen.[66] Auch Zschokke war, da er sich noch in Bünden aufhielt, darum angefragt. Er schrieb an Stapfer,[67] daß er das Blatt unterstützen, sowie daß er Pfarrer Bavier in Chur, Salis-Seewis, den Gesandten Sprecher in Paris und den Präsidenten Tscharner zur Theilnahme veranlassen werde.

Heinrich Pestalozzi war Redaktor mit fixer Besoldung und Herausgeber dieses Volksblattes. Am 19. August wurde der Vertrag abgeschlossen zwischen ihm und Stapfer im Namen des Direktoriums.[68]

Aber das Volksblatt wurde wenig gelesen. Es galt und war das Organ einer Regierung, welche von Ochs und Laharpe mehr und mehr beherrscht wurde. Zudem warf man dem Blatte „Unbestimmtheit, Trockenheit und Mangel an Popularität vor.“ [69]

So geschah es denn, daß das „Helvetische Volksblatt" den 28. Hornung 1799 definitiv abgeschafft wurde, „weil es den guten Absichten der Gesetzgeber und der Regierung nicht entspreche und die Herausgabe der Republik zu große Kosten verursache.“ [70]

Allein die Regierung konnte eines ihr zu Diensten stehenden Preßorganes nicht entbehren. Wiederholt hatten sich die Räthe mit der Sache befaßt. Am 8. November 1798 wurde von einer Spezialkommission folgender Rathschlag zum Ersatz des mißbeliebig gewordenen Volksblattes eingebracht und nachher beschlossen: [71]

„In Erwägung, daß es äußerst wichtig ist, daß die Gesetzvorschläge und die Meinungen der gesetzgebenden Räthe dem Publikum richtig, unentstellt und in ihrer wahren Gestalt vorgelegt werden,

In Erwägung, daß es für das Wohl des Vaterlandes höchst wichtig ist, den Verleumdern den Mund zu stopfen, welche sich bemühen, das Volk durch hinterlistige und falsche Nachrichten zu vergiften und hingegen

---

[66] Helv. Arch. 1474.

[67] Reichenau, 6. August 1798, Helv. Arch. 1474.

[68] Der 9. Artikel dieses Vertrages setzte Folgendes fest: „Alle Wochen erscheinen 2 Nummern in gr. 8., jede von mindestens einem Bogen. Für jeden Bogen bekommt er (Pestalozzi) 2 Schweizerfranken; für jedes Hundert, um welches sich die Zahl der Abonnenten vermehrt, erhält er einen Schweizerfranken ꝛc. (Helv. Arch. 1474).

[69] Helv. Arch. 1474; wir unserseits finden dieses Urtheil ungerecht.

[70] Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 390.

[71] Schweiz. Rep. II, 150.

den Gemeingeist durch Bekanntschaft mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beleben, hat der Große Rath beschlossen:

1) Es soll vom 1. Januar 1799 an täglich, den Sonntag ausgenommen, unter öffentlicher Aufsicht, ein Blatt unter dem Titel: „Allgemeines helvetisches Tagblatt" in deutscher Sprache erscheinen;
2) Dieses Blatt soll alle in beiden Räthen abgestattete Rapporte, die Verhandlungen derselben, die Botschaften und Proklamationen des Direktoriums, die wichtigsten Schreiben der Minister und Berichte oder Proklamationen der Statthalter enthalten;
3) Diesem Blatte sollen ferner die wichtigsten in- und ausländischen Neuigkeiten sowie auch gemeinnützige Aufsätze eingerückt werden.
4) Dieses Blatt soll auf Kosten des Staates herausgegeben werden 2c. 2c."

Zschokke wurde zum Redaktor dieses Blattes ausersehen. Er sollte zugleich die Kosten des Druckes übernehmen und die Herausgabe des Blattes besorgen. Dafür wurden ihm jährlich hundert Louisd'or zugesichert, welche er aus der Kasse der geheimen Ausgaben des Ministeriums der Künste und Wissenschaften beziehen sollte.[72]

Zschokke unterzog sich dem Ansuchen, verlangte aber, „daß das Vollziehungsdirektorium ihn bei dem heiligen Rechte der Preßfreiheit schütze, welches ihr die Konstitution gewähre. In eben dem Augenblicke, wo ihm ein Censor gesetzt würde, lege er die Feder nieder und höre auf, für Helvetien zu schreiben."[73]

Aber schon am 10. Januar beklagte sich Zschokke beim Minister Stapfer,[74] „daß die Helvetische Zeitung statt der gehofften 2000 nur 200 Abonnenten zähle, daß ihm das Vollziehungsdirektorium absolut alle wichtigen Beschlüsse, die Minister nicht nur ihre Zirkulare, sondern allerlei andere Berichte und Anzeigen, Resultate ihrer Nachforschungen und Erfahrungen mittheilen, und daß an alle Statthalter und Unterstatthalter der Befehl gegeben werde, besondere Ergebnisse in ihren Gegenden ungesäumt an ihn zu senden."

Mit Anfang April legte Zschokke die Redaktion der helvetischen Zeitung nieder. Es scheint, daß er finanzielle Einbuße gemacht hat, denn am

---

[72] Helv. Arch. 1474.
[73] Brief an Stapfer, 21. Dez. 1798, Helv. Arch. 1474.
[74] Helv. Arch. 1474.

19. April verlangte das Direktorium, „der bisherige Herausgeber des helvetischen Blattes solle Rechnung einreichen über dessen Verluste, damit ihm dieselben ersetzt werden könnten."

Das Blatt hatte unter der Redaktion Zschokke's bedeutsame Artikel gebracht, z. B. „die Geschichte der Familie Salis"; die „Wiedereroberung Bünden's durch Massena"; „über die Rechtsame des Kaisers von Oesterreich und Bünden als Herr von Rhäzüns und Bundesgenoß" ꝛc. In Nr. 78, 1. April 1799, der letzten Nr. des Blattes, wurde den Abonnenten mitgetheilt, „daß die helvetische Zeitung verschiedener Umständen wegen nicht weiter fortgesetzt werden könne. Die Abonnenten werden für den Betrag ihres noch laufenden Abonnements den „Schweizerischen Republikaner" erhalten. Die Herausgeber und Verleger dieses letztern seien beschäftigt, durch einige Aenderungen in der Einrichtung ihres Blattes demselben diejenigen Eigenthümlichkeiten zu geben, welche die vortheilhafte Seite der helv. Zeitung ausmachten ꝛc."

Mehr entsprach dem Geist des Volkes ein anderes Blatt, das Zschokke aus eigener Initiative seit Anfang November 1798 herausgegeben. Dasselbe erschien anfänglich jeden Dienstag, später in größern Zwischenräumen und führte den Titel: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote". Die erste Nr. hatte die Aufschrift: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun. [75]

---

[75] Der „Schweizerbote" führte sich bei seinen Lesern folgendermaßen ein:

„Mit Erlaubniß, man fällt einander nicht mit der Thür in's Haus. — Zuvörderst reich ich Euch die Hand zum freundschaftlichen Gruße, liebe Landsleute, und meld Euch, daß ich selbst das Allerneuste bin, was ich mitbringe. — Gelt, da schaut ihr mich an, und möchtet mir gern in's Auge sehen und fragen: Was bist Du für einer? Bist Du ein Oligarch? Nein, ich bin kein ausgedrückter Schwamm, den da dürstet. — Bist Du ein Patriot nach der Mode? Nein, denn ich weiß, daß meine leeren Taschen nicht das Vaterland sind. — Bist Du ein Aristokrat? Behüte mich Gott, die Todten sollen erst am jüngsten Tag auferstehen. — Bist Du ein Freund der alten Ordnung? Nein, ich liebe keine verrostete Flinte, die, wenn man schießen will, nicht losgeht. — Bist Du ein Liebhaber der neuen Ordnung? Neue Schuhe drücken zwar Anfangs, doch sind sie besser als die zerrissenen, und das Gute ist besser als das Neue; drum lieb ich die gute Ordnung. — Was bist Du also, Schweizerbote? Ich bin der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, der alle Wochen zu Euch kommen will, so lang und breit, wie er heute kommt, doch nie mit leerer Hand.

Dieses Blatt war gemeinverständlich und satyrisch geschrieben; immer aber blieb es gerecht gegen Alle. In der Art eines „Kalendermannes" erzählte es dem Volke die Tagesneuigkeiten und Weltbegebnisse aller Art. Zur Belehrung und Weckung des Volkes brachte es allerlei Historien und Schwänke. Hier einige Beispiele: „Kurzer und getreuer Bericht von den neuesten Begebenheiten im Bündnerlande"; „sonderbares Gespräch im Reiche der Todten zwischen Wilhelm Tell und einem Bauern aus dem Kanton Bern"; „Bürger oder Herr, was klingt besser"? „Briefe des Peter Storchschnabel"; „Briefwechsel zwischen dem türkischen Kaiser und dem wohlerfahrenen Schweizerboten";[76] „Briefe des Junkers Wackelkopf", „des Meisters Batzenzähler"; „eine sehr erbauliche Biographie des Paters Paul Styger" etc.

Das Volk stak damals in tiefster Unwissenheit, selbst über die Ereignisse des Tages und die Revolution; es las außer dem Kalender[77] und geistlichen Büchern sozusagen nichts. Es kann daher nicht befremden,

---

Allwöchentlich will ich Euch etwas Neues erzählen, von dem, was in der Welt vorgeht und von dem, was darin vorgehen sollte, wenn die Leute nicht zuweilen Narren wären und nicht lieber die Mütze am Fuß und den Schuh am Kopfe trügen. Auch will ich Euch meine ehrliche Meinung rein von der Leber hinweg sagen, von demjenigen, was in unserem Schweizerlande vorfällt, und warum es gerade so und nicht anders kömmt, und wie es besser oder schlechter sein könnte. Das wird oft kurios sein. Auch mancherlei wahrhafte und nützliche Geschichten sollt Ihr von mir hören, und zur größern Anmuth derselben will ich dann und wann ein schönes und zierliches Bild hinzulegen (was aber unterblieb), wo Ihr dann Alles mit leibhaftigen Augen schauen könnt, wie es zugegangen ist. Auch schöne geistliche und leibliche Reime sollt Ihr dann und wann lesen; und will's Euch gar nicht wehren, wenn Ihr sie lieber singen wollt. — Auch bitt' ich Dich, lieber Landsmann, wenn Dich der Schuh wo drückt, und Du Belehrung haben willst, an mich zu schreiben und zu fragen. — Ich habe auch schon an den türkischen Kaiser geschrieben, und an den Czar von Rußland, ein Dito an den großen Mogul und andern Potentaten, damit sie mir zuweilen melden, was Neues bei ihnen passirt, um es aus erster Hand zu haben, sintemalen sie weit von uns wohnen. Das wird sehr erbaulich sein für unsere unzufriedenen Junker, die nicht mehr Potentaten sind. — Da nun unser christliches Jahr 52 Wochen hat, und da alle Wochen vom „Schweizerboten" ein Blatt herauskömmt und jedes Blatt weniger als einen Schilling kostet, so bezahlst Du in einem ganzen Jahre für den „Schweizerboten" nicht mehr als einen Gulden oder 16 Batzen Botenlohn, damit er sich die Schuhe flicken lassen kann."

[76] Bäbler hat in seinem Lebensbilde über Heinrich Zschokke einige solcher Briefe gebracht. „Vom Jura zum Schwarzwald", Aarau 1884.

[77] In Glarus und Appenzell war bis in diese Zeit noch der julianische in Gebrauch.

daß Zschokke's „Schweizerbote", der in so ausgezeichneter Weise den urchigen Volkston zu treffen wußte, bald seinen Weg fand in alle Thäler und Dörfer des Schweizerlandes und das gelesenste und einflußreichste Blatt wurde. Ein pseudonymer „Ernst Ehrlich" aus dem Baselbiet schreibt darüber an den „Bürger Schweizerboten" sehr bezeichnend:[78] „Man traut Euch mehr wegen Euerm Zwilchrocke, als den Verfassern des Volksblattes in den Tressenkleidern .... Um der Aufklärung willen hat die Regierung das helvetische Volksblatt herausgegeben. Und darinnen stehen viele und nützliche Dinge und die guten Patrioten hören es gerne, aber die andern wollen nichts davon wissen. Unser Bürger Pfarrer liest es alle Sonntage vor, aber er hat fast keine Zuhörer, denn es heißt bei den Meisten: Hm, man merkt es wohl, warum sie das Volksblatt ablesen lassen, mit Speck fängt man die Mäuse. Hieraus seht ihr nun wohl, Bürger Schweizerbot! daß das Volksblatt die Leute nicht klüger macht, es macht sie nur mißtrauisch 2c."

Ebenso wenig darf man sich verwundern, daß die Gegner der Volksbildung und der neuen Ordnung der Dinge mit leidenschaftlicher Erbitterung über den „Schweizerboten" und dessen Verfasser herfielen, vor ihm warnten als „dem Wolfe im Schafspelze", und ihn in gegnerischen Blättern heruntermachten. Unter den letztern that sich besonders hervor der in Chur erscheinende und dem „Schweizerboten" in Form und Ton nachahmende „alte, redliche, offenherzige Alpenboth aus denen Ewigen drei Bünden".

Gleichzeitig neben dem „Helvetischen Tagblatt" und dem „Schweizerboten" gab Zschokke in Verbindung mit einigen Freunden noch den „Helvetischen Genius" heraus. Von demselben sind zwei Bände im Hornung und Mai 1799 erschienen; der Schluß fehlt. Diese Zeitschrift enthielt wissenschaftliche und philosophisch gehaltene Aufsätze, z. B. „Historische Uebersicht der helvetischen Revolution"; „Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes in der helvetischen Republik";[79] „Zur Aufklärung der Geschichte des Bernerkrieges gegen Frankreich"; „Politische Briefe von unsern Zeiten" (sehr

---

[78] Schweizerbote, 13. Januar 1799.

[79] In folgenden Kapiteln: Von der Einheit der Erziehung; von dem Unterrichte der Kinder in den ersten Jahren; von den kleinen Kantonsschulen (Bezirks- und Sekundarschulen); von den großen Kantonsschulen; von den Nationalschulen für Künste, für Kriegswissenschaft, für Medizin, für Politiker und für Theologie.

bemerkenswerth); „über die Einführung der englischen Spinnmaschinen in Helvetien" ꝛc. ꝛc.

Ueber diese drei Zeitschriften schreibt Zschokke in einem Berichte an seinen Minister und Vorgesetzten Stapfer:[80]

1) Mein helvetischer Genius ist für das gebildete und ausländische Publikum geschrieben; er wird eine ganz verschiedene Sprache von andern meiner Blätter führen.
2) Mein Schweizerbote wird jetzt so stark vom Landmann gelesen, daß er in Zeit von fünf Wochen 3000 Abonnenten erhalten hat und in den nächsten Wochen vielleicht noch einmal so viel zählt. Daß ich darin selbst hin und wieder in den Alltagston des Volkes gegen meine Regierung einstimmte, hat mir das Zutrauen des Volkes erworben und ich werde in den Augen desselben desto wahrhafter, wenn ich für einen Tadel der Regierung derselben auch zehnmal Lob ertheile.
3) Meine helvetische Zeitung wird blos historisch und nimmt die Partei der Regierung in jedem Fall. Aber eine todte Maschine, ein alltäglicher Zeitungsschreiber werde ich nie werden, weil ich mich nicht selbst entwürdigen kann ꝛc. ꝛc."

Diese Wirksamkeit Zschokke's, in seiner Eigenschaft als Chef des Büreau's für Nationalkultur, nahm ein schnelles Ende. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich war wieder ausgebrochen. Nach den Siegen bei Feldkirch und Stockach[81] waren die österreichischen Kriegshaufen in die Schweiz vorgedrungen; Empörungen und Aufstände erfolgten in verschiedenen Kantonen. Unter solchen Umständen war für literarische Thätigkeit keine Zeit mehr; Stapfer konnte die Aktion seines Büreau's für Nationalkultur einstellen. Dem Generalberichte Stapfer's an das Direktorium den 30. April 1799[82] entnehmen wir, was direkt auf Zschokke sich bezieht:

„Je crois parfaitement superflu de dire quelque chose à sa louange, puisqu'il est suffisamment connu et apprécié par le Directoire. Ses travaux pour mon ministère se sont jusqu'ici bornés à la rédaction du Schweizerbote et à l'institution des sociétés litéraires dans quelques chefs lieux de Cantons. La stagnation de tout ce qui a rapport aux arts et aux sciences, en consé-

---

[80] Helv. Arch. 507.
[81] 22. und 25. März 1799.
[82] Helv. Arch. 507.

queure de la guerre, a beaucoup réduit ses occupations et diminué son utilité pour mon bureau. Je pourrai même sans inconvéniens retroucher ce secrétaire si je ne croiais pas que les émolumens qui reviennent de cette place au dit Zschokke peuvent être considéré comme un secours accordé par la République à un patriote qui l'a bien servie et comme agent des grisons et comme écrivain populaire." (Fortsetzung folgt)

Die Aebtissin von Säckingen.

Historischer Roman von **Hans Blum**. *

Erstes Kapitel.

An der Heidenmauer.

Auf der Höhe des Eggbergs über Säckingen lag ein heißer Junitag des Jahres 1523. In zitternden Dämpfen wallte die letzte Feuchtigkeit der Erde und Gräser dem glühenden Himmelsgestirn entgegen. Mit mattem Flügelschlag umkreisten röthlich schimmernde große Perlmutterfalter die Blumenkelche und Dolden der Höhe, um sich dann mit aus-

* Der Verfasser, Dr. Hans Blum, ist unsern Lesern nicht unbekannt; wir haben früher ein Bruchstück aus seinem Roman „Bernhard von Weimar" zum Abdruck gebracht; wir bringen auch heute wieder ein solches, um auf den in unserer Gegend im Zeitalter der Reformation sich abspielenden kulturhistorischen und mit voller Lokalkenntniß geschriebenen Roman aufmerksam zu machen. Derselbe erscheint als Feuilleton in der „Neuen Mülhauser Zeitung" und wird ohne Zweifel später auch in Buchform herausgegeben werden.

Hans Blum ist der älteste Sohn Robert Blum's, des am 9. November 1848 in Wien erschossenen Hauptführers der sächsischen Demokratie; er wurde am 8. Juni 1841 zu Leipzig geboren, erhielt theils dort, theils in dem Institute des spätern Aarauer Professors Georg Gladbach zu Wabern bei Bern und auf dem Gymnasium zu Bern seine Erziehung, studirte dann von 1860—1864 in Leipzig und Bern die Rechte. Bald trat er thätig in die politische und religiöse Bewegung Deutschlands

gerecktem Fühler ruhigem Genuß zu überlassen. Träge schwirrten Hummeln, Bienen und Käfer; ihr brummender Flug klang zur Stunde wie ärgerliche Klage über die Beschwerden des Insekten-Daseins zur Mittagszeit in heißer Brachmonatssonne. Selbst die unermüdliche Grille setzte ihre Konzertflügel nur in Pausen, zögernd und mit halbem Ton in Bewegung. Die Böglein schwiegen und bargen sich im dichten Gäst der wenigen Tannen, welche diese kahle Höhe krönten.

Kein Lebender hatte diese Riesenbäume jung gesehen. Sie waren schon da, als die Aeltesten des Landes zum ersten Male in jungen Tagen diese Höhe erstiegen. Damals schon hatten die jungen Menschlein an den schlanken Baumriesen empor geschaut bis zur blauen Himmelswölbung, gelagert im Schatten der breiten Aeste, und mit Verwunderung wahrgenommen, wie das gewaltige Wurzelnetz dieser Tamen das uralte Mauerwerk umklammerte, aus dem einst in unvordenklicher Zeit ein Samenkorn das junge Bäumchen emporgetrieben hatte. Nun hatten manche der zähen Grundwurzeln den Mutterboden des gastlichen Gemäuers aus den Fugen gesprengt und in Trümmern zu Boden gestürzt. Die meisten Wurzeln aber waren über und neben dem Gemäuer, es mit tausend Armen umspannend und umschlingend, mit grünem Moos- und Rasenteppich es überlagernd, der nährenden Erde zugestrebt. Nur an einzelnen Stellen blickte das hochragende, wunderbar gleichmäßig behauene und gefügte Mauerwerk mit seinen grau-weißen Kalksteinen noch hindurch.

Im Schatten dieser Tannen, am Fuße dieses Gemäuers, hatten sich zur Stunde zwei junge Klosterfrauen der Fürstabtei Säckingen, des Stiftes vom heiligen Fridolin, auf moosigen Steinen gelagert, die einst auch fest und hart in jene Mauer gefügt waren, welche die Ruhenden noch immer um mehr als Manneshöhe überragte.

Die beiden Domfrauen trugen Klostertracht des Stiftes: Wiler,* Kutte und Schapper.** Die Sonnengluth hatte auch sie in den Schatten

---

und gehörte von 1867 bis 1870 dem norddeutschem Reichstage an. Seit 1869 war er theils als Rechtsanwalt, theils als Redaktor der „Grenzboten" thätig. Von ihm sind eine Anzahl Romane erschienen, unter denen für uns Schweizer der schon genannte „Bernhard von Weimar" und „Hallwyl und Bubenberg" ein hervorragendes Interesse haben, ebenso sein Lieferungswerk „Der neue Pitaval" mit einer ausführlichen Darstellung des Stabioprozesses. Der Herausgeber.

* Schleier (engl. „wheal").

** Nonnengewand und Ueberkleid.

getrieben. Denn wenig Schutz gegen die sengenden Strahlen bot ihnen der aufgenommene Schleier und das die jungen zarten Gesichter handbreit überragende steifgestärkte leinene Kopftuch, das unter dem schwarzen Mützchen von der Farbe und dem Stoffe des Ueberkleides hervorschaute.

Beide überließen sich mit freudigem Behagen der herrlichen Kühle des Schattens, mit ihren Tüchlein die erhitzten Wangen fächelnd.

„Fein kühl ist es hier, gelt, Magdalin?" sagte die Aeltere mit zärtlichem Ton zu der Jüngeren.

„Und schön!" rief Magdalena zurück, indem sie das dunkle Auge über die reizvolle Landschaft schweifen ließ.

Vom Schloßberg zu Laufenburg an bis zum Rebhorn von Grenzach, das Basel verdeckte, wand sich der grüne Rheinstrom zu den Füßen der Beschauerinnen. Rheinfeldens feste Thürme grüßten aus der Ferne herüber; von beiden Rheinufern die Kirchlein von Brennet und Schwörstadt, von Murg, Stein, Mumpf und Hornussen. Wie das Städtlein eines Kinderspielzeugkastens lag Säckingen, zu den Füßen der Klosterfrauen ausgebreitet, mit seinen Ringmauern, Thürmen, Gräben und Brücken, mit dem Gotteshaus Sankt Fridolins, dem doppelthürmigen Münster, den zahlreichen bequemen Häusern rings um den Münster, in denen die adligen Klosterfrauen wohnten, dem Schlößlein des großen Stiftmeiers Johann Jakob von Schönau, das hart am Rheinbord emporstieg, der Pfarrkirche zu St. Peter und den bescheidenen Häusern der Säckinger Bürgerschaft. Alles das schien lächerlich klein und niedrig aus dieser Höhe.

Das junge Wesen, daß die Tracht entsagender Weltflucht trug, lächelte harmlos über die winzigen Häuslein und Kirchlein da unten, wie ein Kind über seinem Spielzeug. Dann fesselte das vielgewundene Stromband sein Auge.

Noch bestand die Insel Fridolini, auf welcher der irische Gottesmann einst das erste Kirchlein, die ersten Wohnstätten Sacconiums angelegt. Und in mächtigem Bogen zog der grüne Strom weiter durch dunkle Tannenwälder und lichte Matten, bis er vor der Johanniterordens-Kommende Beuggen, die der Ryburger Wald verdeckte, zum zweiten Male plötzlich seinen Lauf gen Abend wand. Zahlreiche Fischwaagen oder Lachsfänge waren in den Strom hineingebaut, damit das Stift Fridolini niemals Mangel leide an leckerer Fastenspeise. Hinter dem jenseitigen Rheinbord erhoben sich steil und ernst die dunkeln Höhen des Frickthales; zuvörderst die jähe Mumpfer Fluh. Zur Rechten schauten über die sanfter

abfallenden Fricktbalerberge die blauen Ketten des Jura herüber, die Schlösser Schauenburg und Wartenberg auf einigen der vordersten Gipfel tragend. Und dem Hotzenwald, aus dem der Eggberg selbst hervorragte, konnte der Blick folgen fast bis Schloß Bärenfels über Wehr, bis zu den darüber sich erhebenden Gipfeln des Wiesenthales und dann längs der Rheinebene bis zu den blauschwarzen Höhen des Murg- und Albthales.

Da traf Magdalena's Auge noch etwas, das ihm beim Verweilen in dem entzückenden Thalland bis dahin entgangen war: aus weiter, weiter Ferne flimmerte im Süden ein weißer Kranz herüber, dunstumwoben in der zitternden Schwüle des Sommermittags, doch mit zackigen, trotzigen, blaugrauen Gipfeln und strahlenden weißen Flächen als fester, stetig beharrender Körper erkennbar, nicht als wandelndes Wolkenbild. „Schau, Regilinde, schau dort!“ rief Magdalena, nach Süden deutend.

„Die Alpen, Kind,“ sagte die ältere Nonne gelassen. „Mit zackigem Haupt und weitem Schneefeld siehst Du dort einen Bergriesen ragen: es ist der Glärnisch im Lande Glarus, das unser Herr Fridolinus bekehrte und seinem Gotteshaus Säckingen pflichtig machte. Zu Fuß der Schwyzer Berge zur Rechten liegt die Gnadenstätte Mariä zu den Einsiedeln und dicht unter dem Gipfel des hohen Säntis dort zur Linken hat Bruder Ekkehard einst sein Wildkirchli bezogen. Derselbe Alpengipfel schaute vor vierzig Jahren in die Kinderstube Meister Zwingli's —“

„Des Ketzers von Zürich?“ fragte Magdalena erregt.

„Des Leutpriesters vom Großmünster,“ versetzte Regilinde lächelnd. „Was an seiner Ketzerei ist, später einmal, Magdalin. Für Deine achtzehn Sommer dünkt mich solches mit Vergunst unzeitig, lieb Bäslein.“ Und als die Geliebkoste im Vollgefühl ihrer achtzehn Lenze die Lippen aufwarf und murrte: „Du bist selbst erst Zweiundzwanzig!“ fügte Regilinde hinzu: „Aber Lied' und Leid will ich allerwegen mit Dir tragen, denn Du stehest verwaist in der Welt und gehörst zu mir.“

Sie hatte Magdalin umhalst und ihr einen Kuß auf die rosige Wange gedrückt. Aber als schäme sie sich fast ihrer Zärtlichkeit und ihres überwallenden Gefühls, oder als fürchte sie, die Base möge am Ende schon jetzt etwas über den Ketzer Zwingli zu wissen begehren, sprang sie plötzlich auf, ergriff einen Deckelkob, der abseits im dichtesten Tannenschatten auf einer Mauerbrüstung stand und rief:

„Wir vergessen den Imbiß und hungern doch, gelt, Magdalin?“

Die junge Base hing mit dem dunklen, sinnenden Auge noch an dem

Felsenhaupt des hohen Säntis, das einst in Meister Zwingli's Kinderstube geschaut hatte. Mit erneutem Unmuth schien sie wahrzunehmen, daß die bewegliche Regilinde das Gespräch auf das tägliche Brod bringe, und kurz antwortete sie:

„Meinethalben, essen wir, Regil, mein Hunger ist nicht groß."

Regilinde packte aus: Brod, Salz, harte Eier, Geflügel, Landkäs, Backwerk kamen zum Vorschein; ein bauchiges Fläschlein Schliengener, vom besten Weingut des Klosters, hatte der günstige Bruder Kellermeister nicht vergessen. Ein großer Blechnapf, in dem Eier und Backwerk verwahrt worden waren, konnte zum Wasserschöpfen dienen. Auch zwei silberne Becherlein stiegen glänzend aus dem Korbe.

Von unten zur Rechten, wo der Bergwald anhub, rauschte es. Regilinde horchte in dieser Richtung. Dann ergriff sie den Blechtopf und das Fläschlein Schliengener und lief über die sonnige Halde niederwärts. Sie erinnerte sich bei dem Rauschen, daß dort aus dem dunkeln Erdenschoß kalt der wilde Bergbach entsprang, der erheblich tiefer, doch immer noch hoch über Säckingen den schwarzblauen, tannenumrauschten Bergsee bildet. An der Quelle schöpfte sie das köstlich kühle Wasser in das Blechgefäß, trank, kühlte sich Schläfe und Puls und versenkte während dessen auch die Weinflasche an einem seichteren Theile der Quelle bis zum Halse in die eiskalte Fluth.

In wenig Minuten war Regilinde wieder bei der Base. Dankend empfing diese den Labetrank, in dem das Fläschlein, nach Füllung der Becher mit Wasser und etwas Wein, weiter gekühlt wurde. Dann ward der vorhandene Hunger gestillt. Magdalin war in der That schnell gesättigt. Regilinde aber speiste mit großem Behagen und nachhaltig. Gleichwohl räumten beide Klosterfrauen nicht mit der Hälfte des reichen Vorrathes auf. Freilich sollte dieser auch auf den ganzen Tag für beide zureichen, da sie nicht vor Abend im Kloster zurück sein konnten; denn sie hatten Botschaften der Aebtissin an die Lehnsmänner der Dinghöfe des Stiftes auf der Egg und im Dorfe Harpolingen im Murgthal zu überbringen; sie sollten den Stand der Saaten und Gebäude, Hof, Vieh, Schiff und Geschirr dort einsehen und prüfen. Diese Arbeit war nun erst halb gethan und sollte, nach der von selbst gebotenen längeren Rast in der glühenden Mittagsonne, am Nachmittag gegen Harpolingen fortgesetzt werden.

Regilinde war eben im Begriffe, Speise und Trank wieder zusammenzunehmen und zu verwahren, als von hinter der Mauer her Manns-

schritte der Ruhestätte der Klosterfrauen sich nahten. Und ehe diese die Schleier herablassen konnten, kam ein hoher Mann in schwarzem breitem, „zerhauenem“ (das heißt geschlitztem und mit anders nüancirten Puffen von anderem Stoff verziertem) Hut und Sammtrock, das Schwert an der Linken, hinter der Mauer hervor und trat, höflich grüßend, den Nonnen näher.

Der unbekannte Ritter mochte an vierzig Jahre zählen; vielleicht war er auch jünger. Aber tiefster Ernst, Leid, Gram und Erschöpfung lag auf seinen Zügen und alterte ihn über die Jahre. Schon mischten sich graue Fäden in seinen dunkeln, kräftigen Schnurrbart, in sein lockiges Haupthaar. Tief umwölkt war ihm die Stirn; seine Augen funkelten gleich dunkeln, glühenden Kohlen in den tiefen Höhlen. Schmerzlich zuckte der feine Mund, und körperliches oder geistiges Leid oder beide vereint drängten ihm manchen halblauten Seufzer auf die Lippen.

Gleichwohl war der Gesammteindruck seines Wesens durchaus zutrauenerweckend, herzgewinnend. Offener Freimuth, stolze Wahrhaftigkeit lag in seinen leidvollen Zügen. Und wenn sein verschlissenes Gewand, die einfache Waffe, die Abwesenheit alles Reisegepäcks, der dichte Staub an seinem Schuhwerk verriethen, daß der Wanderer arm sei und einen weiten Weg zu Fuß statt zu Roß zurückgelegt haben müsse, so bezeugte doch sein Benehmen noch deutlicher als der goldene Sporn den Adel seiner Geburt, seine Vornehmheit.

Er lehnte sich erschöpft an die ragende Mauer, ehe er den letzten Raum durchschritt, der ihn von den Klosterfrauen trennte, und sagte mit weicher, klangvoller Stimme: „Mögen die edlen Jungfrauen einem kranken, todtmüden und wegesunkundigen Wanderer kurze Rast an ihrer Seite gönnen.“

Die Domfrauen hatten grüßend sich erhoben. Auch wenn die Satzungen des Stiftes zum heiligen Fridolin strenger gewesen wären, als sie in der That waren, hätte keine Menschensatzung das gute mitleidige Herz der Nonnen hindern können, der Bitte des Ermatteten zu entsprechen. Hatte ja Gott den Schatten dieser Tannen aller Kreatur gespendet.

Beide riefen daher bereitwillig und ohne Scheu: „Rastet hier, Herr Ritter, nach Belieben.“

Regilinde wies auf einen schattigen Moossitz. Sie und Magdalin nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein, nachdem der Fahrende sich seufzend niedergelassen hatte. Sie saßen ihm dicht zur Seite.

„O, Ihr besitzet Wasser!“ rief der Erschöpfte, indem sein funkelndes Auge den Inhalt des Blechgefäßes gewahrte. „Gönnet mir einen Trunk.“

„Gern,“ erwiderte Regilinde, ihm das Gefäß reichend, aus dem er gierig trank. „Doch hier ist etwas Besseres.“ Dabei kredenzte sie ihm einen vollen Silberbecher Weines.

„Gottes Lohn Eurer Barmherzigkeit!“ rief er mit bebender Stimme, den Becher an die zitternden Lippen führend.

Doch ohne zu trinken, setzte er wieder ab. Schmerzlich zuckte es in den leidvollen Zügen. Eine schwere Thräne stürzte ihm aus der Wimper. Heftiger innerer Kampf mußte ihn bewegen. Dann aber leuchtete es wie heller Sonnenschein aus seinem dunklen Auge, seinen ernsten Zügen, und fest, wenn auch in sichtlicher Bewegung, sprach er:

„Ich nahm schon zu viel von Euch in dem Wasser. Vergebet, wenn ich verdurstet es trank, ohne Euch zu sagen, daß Ihr Euch schwer vergeht an der Mächtigen Gebot, wenn Ihr mich tränket. Ihr kennet den uralten Spruch unseres Rechtes, der dem Manne Frieden und Dasein nimmt in deutschen Landen, den Spruch, in dem das Reich die Acht ergehen läßt: So weit der Adler flieget und der Wind streicht, die Erde grünt und die Woge rollt, soll dem Friedlosen versagt sein Alles, was deutsches Land erzeugt: Korn und Frucht, Wasser und Wein, Luft und Herberge. Hier ist Euer Becher, Jungfrau, unberührt. Ein Geächteter ruht an Eurer Seite und will Euch nicht in Unfriede und Verschuldung setzen, indem Ihr nunmehr wissentlich gegen das Gebot der Mächtigsten frevelt.“

Die Jungfrauen hatten sich bei diesen schweren Worten beide abermals erhoben. Keineswegs erstaunt beobachtete der Ritter, daß sie erbleichten, daß ein Zittern durch ihre Glieder ging, während die tiefen dunklen Augen der Jüngeren und die sonst so lustigen blauen der Aelteren forschend und bang auf dem Antlitz des Ritters ruhten.

Regilinde hielt den Silberbecher in der Hand, den der Geächtete ihr zurückgegeben, und ließ in ihrer Erregung Tropfen um Tropfen über den Rand fließen. Magdalin hatte die Rechte an's Herz gelegt und blickte fest und scharf in des Ritters freies Auge und Antlitz, aus dem jetzt nach dem schweren Bekenntnisse immer klarer die heitere Sonne reiner Wahrhaftigkeit leuchtete.

Aber statt die ältere Klosterschwester schleunig aus dem Luftkreis des Verfehmten zu ziehen, wie der Ritter erwartet hatte, trat die junge Domfrau dicht vor ihn und fragte fest:

„Wegen welcher That traf Euch die Acht? Klebt Blutschuld an Eurer Hand?"

„Keine," versetzte er, die Locken heftig in den Nacken schüttelnd. „Nie hat dieser Arm gegen Mann, Weib oder Kind, gegen Fürsten, Pfaffen, Edle, Bürger oder Bauern des Reiches mit der That den Frieden gebrochen. Meine Schuld ist unbegrenzte Liebe zur Wahrheit, die kein Sterblicher erträgt, am wenigsten Mächtige. Ich sagte, was ich dachte, und that was ich sagte, kühn, rücksichtslos, aber im besten Wohlmeinen für unser Volk. Das ist alles."

Er schwieg, tief Athem holend, das freie glänzende Auge auf Magdalin geheftet.

„Der Becher ist Euer," sagte sie fest, der Base das silberne Trinkgeschirr abnehmend und ihm darreichend. „Und dieser Korb bietet Euch nach langer Fahrt einen kleinen Imbiß und mehr Wein. Weiter als der Adler fliegt, der Wind streicht, die Erde grünt und die Woge rollt, reicht die Liebe unseres Gottes und Erlösers, der um der Wahrheit willen am Kreuze starb. Wir kennen kein Gebot, das uns nöthigt, unsere Barmherzigkeit dem leidenden, landfahrenden Bekenner der Wahrheit zu versagen."

„Woher nimmst Du Deine Worte?" flüsterte Regilinde erstaunt an ihrer Seite.

„Wie nennt Ihr Euch, edle Jungfrau?" fragte sprühenden Auges der Geächtete.

„Magdalena von Hausen," sagte sie schüchtern. „Jedenfalls ein Name ohne Klang in Euren Ohren."

„von Hausen?" erwiderte er sinnend. „Seid Ihr etwa dem edlen Musiker und Kanonikus Vitus Sixtus von Hausen zu Speier verwandt?"

„Er ist mein Bruder. Kennt Ihr ihn?" fragte sie freudig, indem sie sich neben den Flüchtling setzte.

„Ja" — er stockte.

Die Frage, die er fürchtete, mußte nun kommen. — Und sie kam, aus Regilindens Munde.

„Ich bin Regilinde von Freyberg, sammt meiner Base von Hausen Schwester des Gotteshauses Säckingen. — Dürften wir nach Eurer Edeln Namen fragen?"

Des Ritters glänzendes Auge senkte sich.

„Es geht nicht an," preßte er hervor. Nicht aus Mißtrauen gegen

Euer Schweigen, liebes Jungfräulein. Denn ich habe der Frauen und Nonnen Mund oftmals besser verschlossen gefunden, als den der Männer." Dabei zuckte zum erstenmale ein Strahl fröhlicher Schalkheit, vielleicht die Erinnerung an süße Liebesgeheimnisse seiner Jugendtage, über sein Antlitz. Doch gleich faßte ihn der Ernst wieder und er schloß: „Ich behalte mein Geheimniß vielmehr nur um Euretwillen. Ihr könnet dann, wenn gefragt, mit gutem Gewissen versichern, daß Ihr den Namen des friedlosen Empfängers Eurer Gutthat nicht kanntet. Denn Macht geht jetzt vor Recht im heiligen römischen Reich und auch Nönnlein läßt der kaiserliche Fiskal foltern, wenn er meint, daß sie die Wahrheit hehlen."

„Ihr redet anders von Deutschland, als unser Hutten!" warf Regilinde vorwurfsvoll ein. „O, Jahrhundert!" rief er, „die Studien blühen, die Geister erwachen — es ist eine Lust zu leben!"

„Armer Hutten! Ja, so schrieb er einst — kaum ein Jahzehnt mag es her sein — o, ich kannte ihn gar wohl in jenen Tagen grüner Hoffnung, auch später!" rief der Geächtete schmerzlich. „Kaum vor drei Jahren zur Königswahl des jungen Blutes Karoli ließ er noch den Ruf ausgehen: „Tag und Nacht will ich Dir dienen ohne Lohn; manchen stolzen Helden will ich Dir aufwecken, Du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an Deinem Gebot. Aber an diesem Gebot fehlt es noch heut. Ritter Ulrich irret gleich mir friedlos und geächtet vom Reiche! Lassen wir das fallen, edle Jungfrau! Es füllet mir Herz und Mund mit Bitterniß." Dabei entstürzten ihm abermals schwere Thränen.

„Esset und trinket!" bat Magdalin mild.

Der Ritter bedurfte keiner weiteren Aufforderung. Er mußte lange gefastet haben, bei langem Marsch mit dem siechen Körper. Denn gar eifrig und glücklich aß und trank er von dem Dargebotenen.

„Ich fürchte, es bleibt Euch wenig," sagte er dann plötzlich, den Korb absetzend.

„Kümmert Euch dessen nicht," bat Regilinde. „Wir finden genug in des Stiftes Dinghof bei Harpolingen."

„Harpolingen?" fragte der Ritter lebhaft. „Steht dort nicht ein Schloß?"

„Nahe dabei."

„Dort dachte ich die Nacht zu bleiben! Kennt Ihr den Weg?"

„Wir werden Euch führen."

„Das geht nicht an, Schwester. Wenn uns Jemand begegnete!“

„Niemand begegnet uns. Der dichteste Urwald des ganzen Gebirges geleitet uns dorthin und hebt wenige Schritte jenseits dieser Höhe an. Ihr fändet den Pfad nicht ohne Führer.“

„Wohlan, so führt mich, Jungfrau!“ Und abermals stillte er Hunger und Durst. Dann reichte er Regilinde mit innigen Dankesworten den leichten Korb und ließ zum erstenmale den Blick über die reizende Landschaft gleiten, von den fernen Alpen bis zu den letzten Höhenzügen bei Basel, und verweilte dann freudig auf dem Städtlein Säckingen zu seinen Füßen.

„Das also ist Fridolini Gründung! Wie friedlich und freundlich liegt sie im Thal, an dem getheilten grünen Strom! Wisset Ihr Einiges zu erzählen von den Fahrten des Gottesmannes, von den Anfängen dieser Gemeinde, Schwester Magdalena?“

„Es wird Euch klingen wie ein frommes Märlein, Ihr werdet nicht die Hälfte glauben.“

„Ich hege ein kindlich Gemüth, Jungfrau, gönnet mir die Legende.“

„Wohlan denn, so erzähle ich Euch, was uns überliefert ist von Mund zu Mund, nicht aus Büchern. Aber dicht hinter uns ragt ein steinernes Denkmal tausendjähriger Vorzeit, das schon zu Fridolins Tagen gebrochen und verfallen war. Das Volk nennt es die Heidenmauer. Dieser Wall bildete in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt unseres Herrn die Grenzscheide zwischen der römischen Provinz Rauracien und dem Gau der wilden Alemannen. Reich und blühend war Rauracien. Dem linken Rheinufer entlang führte die römische Heer- und Handelsstraße von Basilea über Augusta Rauracorum nach dem reichen Vindonissa jenseits des Bözberges. Aus Italien, Rhätien und Helvetien zogen die Händler und Legionen auf dieser Straße Gallien zu. In Augusta Rauracorum — deren Trümmer jener ferne Wald deckt und deren Fuß in jenes breitere, nun im Sonnengolde glitzernde Rheinbecken tauchte — stund ein prächtiger Göttertempel auf Säulen weißen Marmors, und ein Theater, das zwölftausend Zuschauer zu fassen vermochte.“

„Ihr redet wie ein Buch, Schwester.“

„Mein gelehrter Bruder zu Speier erzählte es mir.“

„Doch der Reichthum des schönen Landes machte dessen Bewohner unlustig zum Krieg, die harten Alemannen aber um so gieriger und kampfbereiter. Und sie brachen herein gegen die Heidenmauer, brachen diese,

brachen die römischen Burgen und Städte und setzten sich fest in Nauracien. Dann kamen die Hunnen und wütheten rheinauf, rheinab mit Feuer und Schwert; Augusta Rauracorum und Vindonissa fanden ihr Aschengrab. Spurlos verschwanden Göttertempel, Marmorsäulen und Theater, selbst von der Heidenmauer über uns blieb nur ein Stücklein, das dem Dorfe Egg später die Bausteine lieferte und sie wäre wohl längst ganz verschwunden, wenn nicht diese Tannen sie in ihren Wurzelarmen behütet hätten."

Andächtig blickte der Ritter, der das müde Haupt rücklings an das Gemäuer gelehnt hatte, aufwärts und dann wieder in das gesegnete Thalland.

„Und nach den Hunnen kamen die Franken und schlugen die Alemannen bei Zülpich, und machten ihr Land zwischen Rhein und Donau botmäßig. Aber dem Christengott, den König Chlodwig angenommen, huldigten die Ueberwundenen nicht. Sie hielten fest am alten Wodan."

„Da hob sich zu Beginn des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von der grünen Insel Erin, die über Engelland im Nordmeer liegt, ein eifriger Glaubensstreiter, unser Fridolinus, erfüllt von heiligen Gesichten, in denen Gott ihn zum Verkünder seines Wortes in fernen Heidenlanden berufen hatte, achtete nicht der Thränen und Bestürzung der Seinen, segelte hinüber nach Gallien. Er war wohlgelehrt, frisch und kräftig, etwa vierundzwanzigjährig, als er auszog. Er predigte das Evangelium des Herrn zuerst in Gallien und kam im Jahr 507 an den Hof des Königs Chlodowig nach Orleans."

„Da that der Gottesmann das erste Wunder. Der König wollte ihm während der Mahlzeit ein mit Gold und köstlichen Steinen geziertes Kristallgeschirr zu eigen geben. Aber es entfiel des Königs Händen und zerbrach. Der Mundschenk reichte Fridolin die zerbrochenen Stücke, um ihm die Kunst und Kostbarkeit des zersprungenen Geräthes zu zeigen, und siehe da, als Fridolin's Hand die Scherben berührte, fügte sich Alles wieder fest zusammen."

„Ihr wisset, Jungfrau, Kinder sind unbequeme Hörer von Märlein. So gestattet auch mir den Einwand, daß dieses Wunder allen christlichen Köchinnen und Mundschenken oftmals noth thäte, da ihnen Fridolins Verehrung vielleicht zur Gnade seiner scherbenkittenden Wunderkraft verhülfe," sagte lachend der Ritter.

„Ich dachte wohl, daß Ihr der Wunderlegenden spotten würdet, deren

es noch viele gibt, und werde mich hüten, Euch deren noch mehr vorzutragen," erwiderte die junge Nonne, gleichfalls lächelnd. „Denn sie erfordern noch stärkeren Glauben als dieses erste Wunder und der scheint Eure Sache nicht zu sein."

Der Ritter nickte schalkhaft.

„Das aber ist sicher überliefert, daß Fridolinus mit großen Gnaden- und Freibriefen des Frankenkönigs durch Lothringen, Burgund, den Jura, Glarus und Rhätien zog, überall Gottes Wort predigte, Klöster und Kirchen gründete und endlich um 522, also gerade vor tausend Jahren, hier am Rhein anlangte, wo er in der Mitte des Stromes eine wüste Insel gewahrte, die ihm ein Engel im Traum gezeigt haben soll als das Ziel seines Lebens. Jedenfalls hat der Gottesmann sich dieser Insel gegen den ganzen feindlichen mißtrauischen Trotz der alemannischen Uferbewohner bemächtigt und sie behauptet, obwohl ihm die Heiden fürerst die rohe Rindenhütte niederbrannten und ihn mit grausamen Lästerungen und Schlägen vom Eiland vertrieben."

„Das glaube ich buchstäblich!" lachte der Ritter.

„Es ward dem klugen Gottesmann nicht schwer, die harten Männer und Weiber des Ufers zu Freunden und Christen zu machen, denn er lehrte sie kundig den Salmfang, den Frauen allerlei häusliche Künste, fügte feste behagliche Wohnstätten, heilte Krankheit und Noth und vergalt Feindschaft und Mißtrauen mit gütiger Liebe. So entstand das Stift Säckingen, der Anfang der Stadt, und zu siebenzig Jahren brachte der Heilige seine Tage."

„Trefflich, Schwester, trefflich, habet Dank. Aber nun scheint der Aufbruch geboten. Schauet, dort im Nordwesten zieht sich ein böses Wetter über dem Wiesenthal zusammen."

„Ihr habt recht," sagte Regilinde, eilig den Korb aufhebend; „wir müssen eilen, um Harpolingen noch leidlich trocken zu gewinnen."

Die kleine Gesellschaft brach auf.

Auf der Höhe über der Heidenmauer blieb der Ritter stehen und blickte schmerzlich auf die letzten Trümmer des Denkmals römischer Weltherrschaft.

„O Deutschland! Armes Vaterland!" murmelte er traurig, während die Nonnen weiterschritten. „Hätte doch Rom für immer hier seine Marksteine gelassen, wäre ihm doch alle Kraft gebrochen worden von den dickköpfigen Alemannen! Aber sein Heidenthum herrscht heute besser als je

im deutschen Lande — und nur von der lichten Schweiz her grüßt mich armen Flüchtling die Hoffnung der Freiheit!“

Ferner Donner und Wetterleuchten über der hohen Möhr begleiteten seine Worte.

Zweites Kapitel.

Auf bösen Pfaden.

Schwester Regilinde hatte ortskundig geweissagt. Wenige hundert Schritte jenseits der Egghöhe umfing den Ritter und seine Begleiterinnen dichtes Waldesdunkel, das immer schwärzer und nächtiger wurde. Gleichwohl war die lastende Schwüle des heißen Junitages und mancher seiner Vorgänger auch hier bis auf den Grund des Waldes gedrungen. Dürr und vertrocknet zeigte sich selbst der schmale, kaum erkennbare Waldpfad, auf dem Regilinde die Base und den Ritter bald genau in östlicher, bald in südöstlicher Richtung gen Harpolingen führte.

Die Enge des Pfades gebot, daß jeder der Drei einzeln ging, und zwar oftmals in weiterem Abstand. Denn nicht selten überspannten riesige Wurzeln den Waldweg oder verlor sich dieser scheinbar vollständig an felsigen Vorlagerungen, die erklommen oder durch vorsichtigen Abstieg überüberwunden werden mußten. Unter solchen Verhältnissen konnte kein lebhaftes Gespräch gedeihen. Dem Ritter verbot solches aber auch das geringe Maß seiner Kräfte. Er vermochte nur mühsam Schritt zu halten mit der jugendlichen Frische seiner Begleiterinnen. Regilinde bemerkte das bei öfterem Rückblick wohl und mäßigte deßhalb die anfängliche Eile.

Doch gestattete anderseits das drohende Wetter keine Säumniß. Regilinde war in diesen Bergen aufgewachsen und kannte genau deren Wetterschrecken, die Anzeichen plötzlich hereinbrechender Naturgewalt. Der Base und dem müden Ritter zuliebe hatte sie zuvor die Hoffnung ausgesprochen, man könne bei eiligem Schritt Harpolingen noch leidlich trocken erreichen. Aber sie glaubte mit nichten selbst an diese Zusicherung. Das Dunkel des Waldes ringsum war zu unheimlich geworden. Kein Sonnenstrahl stahl sich mehr durch das Dickicht der Zweige. Angstvoll und kreischend flohen wenige Waldvögel dem Nest zu. Das brummende, zirpende, summende Gewimmel der Insektenwelt war verstummt. Ueber der Nacht des Waldes schien sich eine zweite Nacht von schwarzen Gewitterwolken gelagert zu haben, unsichtbar dem Auge durch das undurchdringliche Dach der Tannen-

zweige, aber deutlich erkennbar durch die schwarze Verfinsterung des Pfades, peinlicher noch durch den schweren Druck der Gewitterschwüle auf Schläfen, Puls und Glieder.

Jetzt war vollends nicht mehr daran zu zweifeln, denn der erste Donner rollte über den Häuptern der Wanderer, ein ächter Donner dieser schwarzen Berge, hart, furchtbar, weithin dröhnend und von fernen Gebirgszügen widerhallend. Man war nun etwa eine Stunde Wegs gewandert.

„Das Gewitter ist da," rief Magdalin ernst, als habe auch sie dessen früheres Kommen vorausgesehen. „Ist unser Weg noch lang?"

„Wir sind bald am Ziel," tröstete Regilinde ausweichend. „Eilet!" Das letzte Wort galt vornehmlich dem Ritter, der mit immer kürzeren, mühsameren Schritten den rauhen Waldpfad durchmaß.

Ein jäher Blitz, dem fast unmittelbar ein krachender Donnerschlag folgte, gab dem Mahnruf Nachdruck. Prasselnder schwerer Regen traf das Nadeldach des Waldes. Furchtbarer Sturmwind schüttelte die Bäume und schleuderte die ersten Regengüsse auf die Häupter der Wanderer. Die Dunkelheit hatte so zugenommen, daß die drei Waldgänger kaum einen Schritt Weges vor sich zu erkennen vermochten und näher aneinander rückten, um sich nicht zu verlieren.

So wurde, unter stets heftigerem Toben der Elemente, noch eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Unablässig drang nun Regen und Hagel durch das Tannendach, den Wanderern bis auf die Haut fühlbar. Plötzlich aber stockte Regilinde, suchte rechts, links und vorwärts die Spuren des Pfades und brach dann trostlos in die Worte aus: „Wir sind letz gegangen. Ich habe mich verirrt."

In diesem Augenblick fuhr ein betäubender Gewitterschlag, Blitz und Donner zu gleicher Zeit, nieder, und grellrother Feuerschein, der durch das nächtliche Dickicht drang, zeigte, daß der zündende Strahl in der Nähe eine der mächtigen Tannen des Waldes gefällt habe.

Zugleich aber enthüllte die plötzliche Helle eine seltsame Gestalt.

Ein mächtiger Felskegel sperrte den wilden Irrpfad der Wanderer. Und dort droben saß unter einer ungeheuern Tanne des Forstes, scheinbar zusammen gewachsen mit dem Felsboden, ein riesiger Hotze, als solcher erkennbar beim Feuerschein des brennenden Baumes an der rothen Weste und den blinkenden Metallknöpfen, dem breiten Hut.

„Wo geht der Weg nach Schloß Harpolingen?" frug Regilinde flehend hinauf.

„Wir sind verirrt. Weise uns den Weg; wir werden Dich lohnen!" rief Magdalena.

Der Riese rührte sich nicht, als sei er taub, wirklich zu Stein geworden.

Da rief der Ritter in den wirbelnden Sturmwind, unter dem hundertjährige Tannen krachten und mannsdicke Aeste niederstürzten, mit aller Macht seiner Stimme: „Was liegt Dir an?" -

Und sofort tönte es von oben zurück: „Was Dir anliegt, liegt auch mir an." Ja, sofort hob sich der Riese vom Boden und stand nach wenigen elastischen Sprüngen aus seiner Höhe an der Seite des Ritters. Er faßte dessen Rechte zum Druck und fragte: „Willst auch Du zum Harpolinger Schloß?"

„Ja, Bruder."

„Du scheinst übel zuweg."

„Ich schleppe mich kaum weiter."

Ohne ein Wort zu verlieren, lud der Riese den Ritter auf den Rücken und fragte dann seine Bürde leise mit finsterem Augenblitz: „Was ist's mit den Fridolinsfrauen — sind sie Dir lieb oder leid?"

„Sie retteten mich vor'm Verschmachten, führten mich durch den Wald und hielten bei mir aus, wiewohl sie ohne mich längst am Ziel sein konnten."

Der Riese ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der schaurig das Geheul des Sturmes begleitete. Und wie aus der Erde gewachsen, erschien oben auf dem Felskegel die Gestalt eines zweiten Mannes, genau so gekleidet wie der Riese selbst.

„Decken!" rief dieser hinauf. „Zwei Mann".

Die Worte waren kaum gesprochen, als zwei Männer mit Decken die Felsenwand hinabstiegen und auf einen Wink des Riesen die beiden Klosterfrauen mit übergebreiteten Decken vor Nässe schützten und sie den steilen Felspfad abwärts führten, den der Riese mit seiner edlen Traglast schweigend und sicher voranschritt.

Regilinde war dieser kaum sichtbare Felsenpfad ganz unbekannt. Doch mußte er zweifellos in der Richtung des Schlosses führen, nur bei weitem rauher und gefahrvoller als der ihr bekannte Waldpfad, der viel weiter zur Rechten auf dem Rücken des Gebirges sich hinziehen mußte, während dieser an fast senkrecht absteigenden Felswänden, deren dunkle Tiefe der

dichte Tannenwald noch düsterer machte, jäh abwärts führte. Dabei brauste und dröhnte das furchtbare Hochgewitter mit unverminderter Heftigkeit fort, Alles in grausige Nacht hüllend. Kaum die Züge ihrer Begleiter vermochte Regilinde zeitweise deutlich zu sehen, und was sie davon gewahrte, flößte wenig Vertrauen ein. Aus fast schwarzen Gesichtern hob sich kühn geschwungen die Nase, blitzten dunkle Augen unheimlich unter finsteren, buschigen Brauen. Mit düsterer Entschlossenheit waren die schmalen, schweigenden Lippen aufeinander gepreßt.

Auf die Frage: „Seid Ihr Kohlenbrenner!“ erhielt Regilinde keine Antwort. Vielleicht hatte der heulende Sturm, das wilde Krachen des Donners die Frage verweht. Aber der gleichzeitig niederfahrende grelle Blitz verrieth ihr, daß ein höhnisches Lächeln die Mundwinkel ihres Führers umspielte. Er mußte also die Frage vernommen haben, wollte aber nicht antworten. Bald nachher hörte sie Magdalin hinter sich an deren Führer eine ähnliche Frage richten, die gleichfalls ohne Antwort blieb. Die Männer wollten also offenbar absichtlich über ihr Dasein und Treiben einen Schleier legen. Nur Ahnungen über das Wesen der Geheimnißvollen waren gegeben. Und diese erhöhten die Schrecknisse dieser Stunde.

Seit Jahrzehnten gährte es in der deutschen Bauernschaft, auch unter den Leuten des Hotzenwaldes. Der „Bundschuh“ hatte sich im Elsaß mit gewaffneter Hand vieler Tausende erhoben und war in Blut und Brand erstickt worden. Aber mit nichten war die Flamme des Aufruhrs, des unversöhnlichen Hasses zertretener Menschen gänzlich erloschen. Tausende wurden täglich zu Boden gedrückt durch Zehnten, Zinse und Gülten, Frohnten, Herren- und Kirchendienst, durch willkürliche Plackereien Seitens der Fürsten und Herren, Stifter, Klöster und Pfaffen. Alle Lebensfreude, der bescheidenste Lebensgenuß ward ihnen verkümmert. Das Bewußtsein ungeheurer, unüberwindlicher Unbill, vollkommener Rechtlosigkeit, immer neuer unerschwinglicher Forderungen trieb sie von Haus, Hof und Herd, in die Wälder, in die Berge, in den Kriegsdienst, zu Abenteuern oder finsteren Thaten, zur Verzweiflung, zu geheimen Bünden, die den Tag der allgemeinen Vergeltung und Rache, eine neue Ordnung aller Verhältnisse vorbereiteten.

Von diesen Dingen hatte Regilinde die Herren und Pfaffen ängstlich flüstern hören, die am Tische der Fürstäbtissin von Säckingen oft zu Gaste saßen.

„Das wilde heimliche Feuer brenne unter der Asche des Bundschuhs

weiter," hatten sie gesagt, „und plötzlich werde es emporschlagen lichterloh wie die Flammen aus dem Schooße des Berges Vesuvius, der einst zwei blühende Römerstädte verschüttet habe. Und dann werde die Zeit der Noth und des Grauens anbrechen, vor allem für die Klöster und Stifter, denn diese hasse und neide der gemeine Mann mit Ungrund am meisten. Schon sei man geheimen Zeichen, Abreden und Bünden der ruchlosen Verschwörer auf der Spur. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg werbe auf Hohentwiel offenkundig Rotten aufsässiger Bauern."

Regilinde hatte das nicht geglaubt, mindestens für arg übertrieben gehalten. Jetzt glaubte sie in deren Gewalt zu sein. Und war nicht der Geächtete mit ihnen im Bunde? Hatte er nicht ein Wort gesprochen, das den starken Führer dieser Gesellen plötzlich an seine Seite führte, dessen unbeugsame Nacken und Rücken ihm dienstbarer machte als den eines Knechtes? Waren die beiden Führer der Domfrauen nicht urplötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zur Stelle gewesen auf das Gebot ihres Häuptlings? Das Alles war höchst beängstigend, unheilverkündend. Die Gesellschaft dieser Männer, auch des Ritters, so bald als möglich zu meiden, war Regilinde fest entschlossen.

Vorerst aber bedurfte sie und Magdalin der wuchtigen Arme dieser wegkundigen Führer mehr als je, denn zu den Schrecknissen des Pfades und Gewitters gesellte sich ein neues. Plötzlich nämlich hörte der Tannenwuchs zur Linken auf und in der Tiefe des schwarzen Abgrundes brauste mit gelblich-schmutzigen Schaumwogen ein zum Strom angeschwollener Waldbach, Felsblöcke und gebrochene Tannen wie Bälle und leichte Stäbchen mit sich reißend, schaurig brüllend, zischend und donnernd gegen die Felsenwände seines Bettes, so daß selbst dieses harte Urgestein zu beben schien.

Regilinde hemmte ihren Schritt, um Magdalin an der grausigen Schlucht Muth zuzusprechen. Aber fest und getrost sah sie die junge Base am Arm ihres Führers den schwindelnden Pfad einherschreiten. Deßhalb setzte sie schweigend den Abstieg fort.

So mochten sie eine Viertelstunde fortgeschritten sein, als plötzlich der Riese vor ihnen seine Bürde niederließ und einige unverständliche Worte mit dem Ritter wechselte, welche eine höchst wunderbare Wirkung übten. Denn der Riese entblößte trotz des strömenden Regens plötzlich das Haupt und küßte dem Geächteten inbrünstig die feine Hand, ehe dieser es hindern konnte.

Als Regilinde zur Stelle kam, wo dieser Vorgang sich zutrug, erkannte

sie, daß der von ihr verlorene Waldpfad hier einmündete, und schloß daraus, daß man sich gegenüber der dem Hotzenwald zugekehrten Zugbrücke des Schlosses Harpolingen befinden müsse. In der That ragte jenseits der wilden Schlucht, die ein donnernder, gewaltiger Wasserfall anfüllte, ein kurzer, dicker Brückenthurm aus den Tannen, während dichte Wetterwolken die Umrisse der auf einem weiter zurückliegenden Felsplateau aufragenden Gebäude des Schlosses und dessen gewaltigen viereckigen Hauptthurm noch fast ganz verhüllten.

Ihrem zuvor gefaßten Entschluß folgend, war Regilinde willens, hier den Abschied von ihren Begleitern zu nehmen, und allein mit Magdalin den steilen, aber gefahrlosen, ihr wohlbekannten Pfad zum Dorfe Harpolingen niederzusteigen.

Sie dankte dem Riesen und dessen Genossen lebhaft für die treue Fürsorge, und versuchte vergeblich, ihnen eine große Silbermünze als Lohn aufzudrängen. Die Männer hatten die Arme auf dem Rücken gekreuzt und schüttelten unwillig das Haupt.

„Wir bitten die Jungfrauen nur um einen Lohn," sagte der Riese finster. „Zu schweigen über die Begegnung mit uns. Es wird Euch und uns frommen."

„Gern," sprach Magdalin sogleich, den Finsteren nach einander die Hand reichend. Zögernd that Regilinde ein Gleiches. Dann trat sie zum Ritter, der sich auf einem Felsen niedergelassen hatte und sagte: „Lebet wohl, Gott leite und schütze Euch weiter."

„Wohin ziehet Ihr?" fragte er erstaunt.

„Zum Dorfe Harpolingen."

Bei diesen Worten stieg der Riese auf einen Felsen über dem nach dem Dorfe führenden Pfad, bog das Unterholz aus einander und sagte ruhig: „Das geht nicht an, Jungfrau, der Bach hat die Brücke zum Dorf abgerissen."

Schnell klomm Regilinde an die Seite des Riesen. Ein trauriges Bild der Zerstörung bot sich ihrem Auge. Die Brücke nach Dorf Harpolingen war hinweggespült. Nur zerrissenes Balkenwerk gab noch Kenntniß von der Stelle, wo sie bisher gestanden. Ueber die wenigen Matten und Fruchthalden, die in dem engen waldigen Felsenthal Platz hatten, wälzte sich der ungeheure mißfarbene Strom des Baches. Unbarmherzig hatte der Hagel Saat und Frucht niedergeschlagen, hatte der Sturmwind Bäume geknickt und Dächer abgedeckt.

„Nein, es geht nicht," sagte sie seufzend, an Magdalins Seite zurückkehrend. „Wir müssen durch das Schloß und dort bitten, daß man uns jenseits des Schlosses zur Murgbrücke niedersteigen lasse. Dann bleiben wir im Dinghof des Stiftes zu Murg über Nacht oder kehren, wenn das böse Wetter abzieht, noch heute nach Säckingen zurück.

Der Riese, der Alles zu hören schien, ohne irgend eine Antwort zu geben, ließ bei diesen Worten abermals sein eigenthümliches gellendes Pfeifen vernehmen, dem alsbald ein langgezogener Hörnerton vom Brückenthurm jenseits der Schlucht antwortete.

Als die Domfrauen ihre Blicke von dem Thurm wieder auf ihre Umgebung richteten, waren die drei Wäldler verschwunden, und nicht einmal der Laut eines Schrittes verrieth die Richtung des Weges, den sie eingeschlagen hatten.

Karl Schröter.

Ein Lebensbild.

Von **J. A. Stocker.**

(Mit Portrait.)

Es war am Nachmittag des ersten Maisonntags 1846, als ich, ein junges Bürschchen, den Schulsack der Gemeindeschule auf dem Rücken, und von meinem lieben leider früh verstorbenen Vetter W. begleitet, auf der Züricher-Basler Landstraße dem Städtchen Rheinfelden zuwanderte, um daselbst auf einige Jahre die Bezirksschule zu beziehen, die damals sich eines sehr guten Rufes erfreute. Ich weiß nicht wie es kam, vom ersten Ansehen heimelte mich das Städtchen an; es war nicht schön zu nennen, dieses alte Rheinfelden, die Häuser waren meist alt und grau, viele zerfallen, die Stadtmauern zerrissen, zerlöchert und theilweise ohne Zinnen. Epheu rankte an dem hinfälligen Gemäuer herauf, von oben herab verflocht sich Ginster und allerlei Gesträuch mit seinen Ranken. Da und dort erblickte man noch Mauerlöcher, die von den Kugeln der Schweden herrühren sollen, welche Rheinfelden im dreißigjährigen Kriege mehrmals belagerten.

An mancher Lucke klebet
Vergoßnes Schwedenblut.

Die Romantik dieses Krieges, von dem ich damals schon einige dunkle Kenntnisse hatte, trug dazu bei, mir das Städtchen lieb und werth zu machen und ist es mir auch geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ich war bald heimisch geworden, namentlich nachdem ich mich im Herbst in der Nähe des Rathhauses, das mir mit seinem röthlichen Anstrich und mit seinen Wappen der Waldstädte besonders gefiel, einquartirt hatte. Würdige, kenntnißreiche Lehrer standen der Schule vor, die dazumal noch in der alten Oesterreicher Kaserne an der Storchengasse eingerichtet war. Im Frühling 1849 hieß es, wir würden einen neuen Lehrer bekommen. Die ganze Schülerschaft war gespannt auf den neuen „Professor", so nannte man in der Bezirksschule die Lehrer derselben. Eines schönen Morgens trat er in die Schule und begann ohne weiteres nach einigen Ermahnungen an uns zu Fleiß und Aufmerksamkeit den Unterricht; wir hatten gerade Lateinstunde. Da brachte er gleichzeitig ein neues Lehrmittel mit, den „Kühner",* über den wir sehr froh waren, denn bisher hatten wir nur die schlechte Grammatik eines Jesuiten gehabt. „Den Jesuiten wollen wir nicht mehr!" sagte der junge Lehrer und mit Freuden schafften die Schüler das Kühner'sche Lehrbuch an.

Der neue Lehrer war ein mittelgroßer, eher kleiner Mann, beweglich und von raschem Temperament. Seine Stimme war stark, jedes Wort scharf accentuirt; das Gesicht ausdrucksvoll für seine Jugend (er zählte erst 23 Jahre), fast zu markirt, es verrieth Strenge, Sarkasmus bei vielem Wohlwollen und freundlichem Humor. In der That übte er eine ziemlich scharfe Disziplin, aber man war damit nicht unzufrieden, denn seine Lehrmethode in den alten Sprachen, Geschichte und Geographie leuchtete Jedem ein und war nach jeder Seite hin anregend. Leider hatte ich nur ein halbes Jahr das Vergnügen seinen Unterricht zu genießen, indem ich im Herbst 1849 die Schule verließ, um an die Kantonsschule überzugehen. Aber trotzdem haben Lehrer und Schüler einander nie aus den Augen verloren und sind in treuer Freundschaft während beinahe 40 Jahren zu einander gestanden.

Der junge Lehrer hieß Karl Schröter; er war der älteste Sohn

---

* Schulgrammatik der lateinischen Sprache von Dr. Raphael Kühner, Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

des Amtsstatthalters Fridolin Schröter und der Frau Viktoria Hodel von Rheinfelden, die ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließen. Im Kreise seiner Familie verlebte er mit vier Geschwistern (einem jüngern Bruder und drei Schwestern) eine glückliche Jugendzeit, welche er dazu benutzte, sich in den trefflichen Stadtschulen eine tüchtige Bildung anzueignen. Karl's Bruder, Emanuel Theodor, geb. den 23. Mai 1829, wollte Mediziner werden, unterdrückte aber seinen Herzenswunsch, wurde später Stickereifabrikant in Lichtensteig, wo er sich verheirathete, Ehrenbürger, Mitglied des Gemeinderathes und Stadtammann wurde und im Jahre 1877 starb. Die drei Schwestern sind alle verheirathet, die älteste ist seit 30 Jahren Wittwe des verstorbenen Gerichtssubstituten Friedrich Hauser von Leuggern, sie besorgte seit ihrer Wittwenschaft unserm Freunde in treuer Schwesterliebe das Hauswesen. Der zweiten Schwester, der Herausgeberin der „Stunden am Arbeitstische", Frau Nannette Kalenbach-Schröter, verdanke ich mehrere Mittheilungen zu diesem Lebensbilde.

Das Schröter'sche Haus lag gegenüber dem Rathhause an der Marktgasse, von meiner Wohnung nur durch ein Gäßchen getrennt, das den ominösen Namen „das Schelmengäßli" trug. Ich hatte also, ohne persönlich mit der Familie in Beziehung zu treten, genügend Gelegenheit, dieselbe kennen zu lernen. Der Vater war ein alter, würdiger Herr, gravitätisch einherschreitend, mit der richtigen Amtsmiene, ein wohlwollender und sehr geachteter Mann, die Mutter eine kleine, freundliche Frau, die man nur selten außerhalb des Hauses sah. Karl war ihr Liebling und ihr Stolz.

Karl Fridolin Schröter wurde den 28. Januar 1826 geboren; im fünften Jahre frequentirte er (1831) die Gemeindeschule und 1837 die erst wenige Jahre vorher gegründete Bezirksschule. Von 1841 bis 1845 besuchte er die Kantonsschule in Aarau, die damals schon einen ausgezeichneten Ruf hatte. Dort legte er bei seiner ausgesprochenen natürlichen Begabung unter bewährten Lehrern den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung und gehörte zu denjenigen Schülern, die unter Anleitung des gelehrten Schriftstellers und Bibliothekars Franz Xaver Bronner die Schätze der Kantonsbibliothek reichlich dazu benützten, sich ein in diesem Alter seltenes allgemeines Wissen zu erwerben.

Innige und andauernde Freundschaft wurde da mit Jünglingen geschlossen, die später in der Geschichte unseres engern und weitern Vater-

landes einen bedeutenden Namen sich erworben, wie Bundesrath Dr. Emil Welti, Schriftsteller Jakob Frey und Andere mehr.

Man hatte von dem feurigen und beredten Jüngling allgemein erwartet, daß er die Rechtswissenschaften studiren werde. Um so mehr überraschte er nach glänzend bestandener Maturitätsprüfung die Seinigen mit der Erklärung, daß er sich dem Studium der Theologie widmen wolle. Schon damals trat die freisinnige Richtung, die das ganze Leben unseres Freundes auszeichnet, lebhaft in den Vordergrund, indem er diese Erklärung mit den Worten schloß: „Ich will ein Priester sein, kein Römling, sondern ein deutscher, ein schweizerischer freisinniger Katholik!"

Weil damals die schweizerischen theologischen Lehranstalten von den Jesuiten besetzt oder beeinflußt waren, so brachte der junge Theologe zwei Jahre auf der Universität zu Freiburg i. B. und ein Jahr auf der Hochschule zu Tübingen zu. Dort waren Hirscher, Hug, Staudenmeier und andere ruhmreiche Vertreter der damals kräftig emporblühenden katholisch-theologischen Wissenschaft seine Lehrer. Er besuchte aber nach dem Grundsatze: Prüfet Alles und das Beste behaltet! auch die Vorlesungen an der protestantischen Fakultät, namentlich des hochberühmten Tübinger Professors Dr. Bauer.

Im Spätjahr 1848 kehrte Schröter zurück und bestand wiederum mit glänzendem Erfolge ein doppeltes Staatsexamen, einerseits als Theologe, anderseits als Bezirkslehrer für alte Sprachen und Geschichte. Der würdige Bischof Salzmann gestattete ihm, daß er, als er sich zur Vorbereitung auf die Priesterweihe an den damaligen Stiftspropst Vögelin wandte, im Uebrigen sogleich die ihm übertragene Stelle als Lehrer an der Bezirksschule antrat.

Hier ist es, wo ich ihm bereits in seiner ersten Lehrstunde begegnete. Bald sollte seine Wirksamkeit eine Erweiterung erfahren. Im Herbste 1849 war er ordinirt und als Religionslehrer an die Bezirks- und Gemeindeschule gewählt worden. Man war nicht lange im Zweifel über seine Befähigung und Disziplin. Schon nach kurzer Zeit wurde er zum Rektor der Bezirksschule ernannt, nachdem er vorher zum Kaplan am Chorherren-Stifte zu St. Martin gewählt worden war. Die Rektorats- und Lehrstelle behielt er bis zum Jahre 1855. Gegen das Ende dieses Jahres wurde er zum Pfarrer und damit auch zum Chorherrn am St. Martinsstift gewählt und an Epiphania den 6. Januar 1856 feierlich installirt.

Von diesem Momente an beginnt eine allseitige und ausgebreitete Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten in Staat, Schule, Kirche und

Gemeinnützigkeit. Die Aemter und Aufträge häuften sich mit den Jahren der Art, daß er sie nicht mehr zu bewältigen vermochte.

Unermüdlich war er auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung bis zu seinem Tode. Im Jahre 1858 wurde er zum Inspektor der Kantonsschule gewählt, an der er selbst vier Jahre als Schüler zugebracht hatte und deren Bedürfnisse und Leistungen er somit genau zu beurtheilen verstand. Im Jahre 1860 kam er in die Aufsichtskommission der Pestalozzi-Stiftung in Olsberg, die ihm besonders am Herzen lag und deren Präsident er von 1868 bis zu seinem Ende war. Wie manchen Gang machte er von Rheinfelden aus durch den Olsberger Wald, um seine geliebte Anstalt zu besuchen, um sich von dem Gang und Gedeihen derselben, von dem Befinden der Zöglinge, die ja der Aufmunterung und eines freundlichen zutraulichen Wortes in ihrer Verlassenheit so sehr bedürftig waren, zu erkundigen. Nicht immer kam er mit zufriedener Miene von seinen Besuchen zurück, war aber dies der Fall, so strahlte er vor Freuden: er hatte einen guten Tag gehabt, die Anstalt marschirt, es war Alles in Ordnung.

Schröter war allezeit für gute Lehrmittel besorgt; ohne alles gut zu heißen, was die neuere Pädagogik mit sich brachte und empfahl, wog er prüfend zwischen Altem und Neuem ab. Die Idee eines Lehrbuchs, das zugleich den geistigen Blick des Kindes nach allen Richtungen stufenweise erweiterte, worin jedes Stück zum vorhergehenden und folgenden in einem innern Zusammenhange steht, war für ihn ein Ideal, dem er eifrig nachstrebte. Manchmal aber mußte er auch den Erfahrungssatz als richtig anerkennen, das Bessere ist des Guten Feind und so begnügte er sich dann mit einem Lehrmittel, wenn es leicht faßlich, praktisch verständig war und der Altersstufe, für die es bestimmt schien, wirklich entsprach.

War irgendwo die Stelle eines Kommissionsmitgliedes mit einem Schulmann zu besetzen, so dachte man zunächst an Schröter. Wer war würdiger, eifriger, kenntnißreicher, diese zu bekleiden? So wurde er 1862 Mitglied des Bezirksschulrathes von Rheinfelden, 1863 Miglied des kantonalen Erziehungsrathes, 1866 Mitglied der Bezirksschulpflege. Als Präsident der Gemeindeschulpflege wirkte er Jahrzehnte lang bis zu seinem Tode ohne Unterbruch und die Lehrerschaft fand bei ihm jederzeit ein offenes Ohr und Mithilfe für deren Bedürfnisse und Anforderungen.

Für die Schule arbeitete er überhaupt unablässig und es ist dies jeweilen auch von seinen politischen und kirchlichen Gegnern anerkannt

worden. In der Schule kannte er keine Konfession der Kinder; alle seiner Obsorge anvertrauten Kinder genossen von seiner Seite die gleiche Aufmerksamkeit ohne Unterschied und hauptsächlich ist es ihm zu verdanken, daß seit Jahren alle Schulkinder ohne Rücksicht auf die Konfession wie Einer Familie angehörend, um den Weihnachtsbaum versammelt waren, und daß unter ihnen die Bedürftigen ohne Ausnahme mit Kleidungsstücken u. dgl. bedacht wurden, mochten sie nun der christkatholischen, der römischen, der protestantischen Gemeinde oder einer israelitischen Familie angehören. Für jedes Kind hatte er eine freundliche Bemerkung, einen ermunternden Zuruf, eine ernste Lehre, ein gutes Wort zu seiner Zeit. Kinder sind für derartige Aeußerungen sehr empfänglich und dankbar und erinnern sich Zeit ihres Leben an einen solchen Moment.

Das wußte Schröter und deßhalb war es sein stetes Bestreben, der Jugend Freude zu bereiten, ihnen Festlichkeiten und Ausflüge zu veranstalten, um sie dann durch einige frohe Stunden zu regerer Thätigkeit anzuspornen; er war überhaupt ein richtiger Pädagog und was er anfaßte, gerieth unter seinen Händen und erreichte seinen Zweck. Um die Mittel zu solchen Zielen aufzubringen, benützte er wiederum die Jugend selbst, indem er sie zu dramatischen Aufführungen anleitete, womit er immer wieder bildend auf die Geschmacks- und Geistesrichtung der Kinder einwirkte und sie rohern Vergnügen entzog. So brachte er im Jahre 1855 mit seinen Schulkindern im Theater das „Schulfest" von Julius Otto zur Aufführung, so im Februar 1858 „'s Mareili us em Isethal" und „Arnold von Winkelried". Im gleichen Winter veranstaltete er auf dem zugefrornen Rheine ein Jugendfest; das Jahr darauf wurde zu Gunsten des Rütliankaufs von den Mädchen „die Kraft der Mutterliebe" gespielt, von den Knaben „der Eidschwur im Rütli"; im Februar 1862 die „Schlacht bei Sempach". Im Februar 1864 veranstaltete er einen großen Kinder-Maskenzug „Des Winters Flucht und des Frühlings Einzug"; 1865 kamen die beiden Kinderschauspiele zur Aufführung: „Auf dem Hühnerhofe und im Walde" und die Wiederholung des „Mareili us em Isethal" von 1858; 1868 und 1878 „Sneewittchen und die Zwerge", 1870 „Der Binsenmichel", 1877 „Ein Pagenstreich" und „Auf dem Hühnerhofe"; 1882 „Der Frühling" von Hoffmann v. Fallersleben, komponirt von dem verstorbenen Rheinfelder Musikdirektor Fr. Reiser. Mit dieser Aufführung wurde ein Jugendfest verbunden. Die letzte Aufführung, die Schröter leitete, war das „Pfingstfest" von Julius Otto. Nachher fand zur



Dr. **Karl Schröter**, Stadtpfarrer in Rheinfelden.
(† den 27. Dezember 1886.)



Gedenkfeier der Schlacht bei Sempach ein Jugendfest statt. Durch diese dramatischen Darstellungen wurden, wie gesagt, meistentheils die Mittel zusammen gebracht, um mit den Schulen größere Ausflüge z. B. an den Rheinfall bei Schaffhausen, an den Vierwaldstättersee u. s. w. zu ermöglichen und zu bestreiten.

Wie seit Jahren gewohnt, wollte Schröter nach den Anstrengungen der Pfingstsynode von 1886 sich in der Gebirgsluft der Alpen im Bade Gurnigel Erholung suchen. Des genannten Jugendfestes wegen verschob er aber sein Vorhaben um einige Wochen. An diesem Tage mußte ja der Pfarrer inmitten seiner lieben Jugend stehen, Theil nehmen an ihrer Freude und dem Feste durch eine Ansprache an die Jugend, an die Gemeinde, an die Mitbürger die rechte Weihe geben. Das that er auch. Es war seine Abschiedsrede. Bereits hatte ihn, ohne daß er es selber wußte oder zugeben wollte, eine gefährliche Krankheit erfaßt, die ihm kaum noch gestattete, die Reise in's Gebirge anzutreten. Schwer krank war er von Rheinfelden geschieden, schwer krank und zum Tode ermattet, kehrte er nach Monaten von Clarens, wo er den Herbst verbracht hatte, wieder nach Rheinfelden zurück. Weder die Kunst und Wissenschaft der Aerzte noch die liebevolle und unermüdliche Pflege treuer Schwestern vermochten ihm die verlorne Gesundheit wieder zu geben. Am zweiten Tage nach Weihnachten, den 27. Dezember 1886 erlag er seinen Leiden.

* * *

Ich bin der chronologischen Schilderung von Schröters Leben vorausgeeilt, veranlaßt durch das Jugendfest, das in gewissem Sinne den Ausgangspunkt seiner Krankheit bot. Ich könnte in langer Auseinandersetzung der Arbeiten gedenken, die er in den erwähnten Schulbehörden geleistet, ich könnte an Worte und Urtheile erinnern, die unser Aller Freund Augustin Keller über Schröter's Thätigkeit im Schulfach fallen ließ, der ihm in warmer Freundschaft zugethan, die höchste Anerkennung zollte, das Alles würde den Schulmann, den Erzieher, den Jugendfreund nicht charakterisiren. Es wären werthvolle Dokumente in ein Archiv; deutlicher ging seine Leistungskraft, sein Wissen und seine pädagogische Begabung nirgends hervor, als wenn man Gelegenheit hatte, ihn in Mitte seiner Kinder zu sehen. Die Liebe zu den Kindern und zu den Blumen begleitete ihn bis zu seinem letzten Athemzuge. Nie sah man ihn verjüngter und so recht

von Herzen froh, als wenn er sich in Mitte einer recht großen Kinderschaar bewegen konnte und deßhalb wollte er sich auch nie dazu verstehen, trotz der großen anderweitigen Arbeitslast sein Amt als Präsident der Gemeindeschulpflege niederzulegen. Er lebte sich so in die immer wieder heranwachsenden Generationen hinein, daß er sie wie zu seiner Familie gehörend betrachtete und Freud und Leid mit ihnen empfand. Jedes Kind nannte er mit Namen, kannte sein Geburtsjahr, oft den Tag der Geburt, hatte er sie doch beinahe alle selbst getauft. Er kannte den Namen der Eltern und Großeltern, ihre Lebensschicksale und Familienverhältnisse. Hatte er doch die Väter, Mütter dieser Kinder in den Grundsätzen der Religion unterrichtet und sie mit weisem Zuspruch, gutem Rath, und einem kleinen Geschenk, einem Buch, einem Bild, aus seinen Händen entlassen, als sie den ersten Schritt in's Leben thaten. Ging er von Hause weg in die Stadt, so steckte er immer von seinem feinen Obst im Garten einige schöne Exemplare in seine Taschen, um sie den unterwegs ihm begegnenden Kindern zu vertheilen und zu schenken. Interessant war es zu sehen, wie er die Kinder zu den dramatischen Aufführungen anleitete. Er war Direktor, Regisseur, Souffleur, alles in einer Person. Er wählte die Stücke, sorgte dafür, daß sie der jugendlichen Fassungskraft angemessen waren, daß sie nichts enthielten, was verletzen konnte; er besorgte die Leseproben, hielt auf reine Aussprache, gute Betonung, fehlerfreies Memoriren, frisches Auftreten und lebendiges natürliches Spiel; es war eine Freude ihm zuzusehen, wie er sich bei den jungen Darstellern bewegte, denen er nachhalf, die er ermunterte, wo das Lampenfieber eintrat, die er belohnte, wenn sie ihre Sache gut gemacht hatten.

Für die Jugend war er überhaupt außerordentlich freigebig und er scheute keine Ausgaben, um ihr irgend eine Freude zu bereiten. Ein großer Theil der vorhandenen Werke in der Jugendbibliothek sind von ihm geschenkt oder aus eigenen Mitteln angeschafft worden.

Er war der ächte Jugendlehrer, wie er im Buch steht. Das bewies auch sein Jugendgottesdienst, das bewiesen seine Predigten, die er für die Fassungskraft der jungen Welt zweckmäßig und zu dauerndem Bleiben einzurichten wußte. Das wissen am besten die Schüler, die seine Predigten als Sonntagsaufgabe nachzuschreiben hatten. Da war keine Unklarheit im Ausdruck, kein falsches Bild, kein Satz, der nicht an das Verständniß des Hörers hinanreichte.

* *
*

Wie der Beruf des Lehrers und Jugendbildners unserm Freunde Schröter ein heiliger und hoher war, so erfaßte er auch mit freudigster Begeisterung die Aufgabe des Seelsorgers.

Eine wahre Herzensfreude machte ihm der Jugendgottesdienst, den er besorgte, als er noch Kaplan war. Als der Stadtpfarrer Billiger gegen Ende 1855 wegzog, wurde Schröter dessen Nachfolger und an Epiphania des folgenden Jahres fand seine feierliche Installation statt. Von diesem Moment an war er auf den Boden gestellt, den er nie verlassen hat und dem er beinahe volle 31 Jahre bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Ueber seine pfarramtliche Thätigkeit will ich die Leichenrede des Bischofs, Hrn. Dr. Ed. Herzog, und die Aufzeichnungen eines andern Freundes sprechen lassen, die diese Thätigkeit besser zu würdigen verstehen als ein Laie.

Schröter konnte sich von seiner Pfarrei nicht trennen. Es war ihm nicht eine Last, sondern eine Herzenssache, in frühern Jahren und selbst bis vor kurzer Zeit, Sonntag für Sonntag die Kanzel zu besteigen, um aus dem reichen Schatze seines Geistes und Gemüthes der Gemeinde sorgfältig vorbereitet, Altes und Neues anzubieten. Unablässig war er darauf bedacht, die gottesdienstliche Feier so zu gestalten, daß sie zu religiöser Hebung und Erwärmung diente. Als Freund des Gesanges hielt er darauf, daß auch der liturgische Theil des Gottesdienstes immer schön gefeiert wurde. Die Kirchen sind selten, in denen man, wenigstens an den Festtagen, einen so schönen Gottesdienst fand, wie zu Rheinfelden in der Martinskirche. Und wie ließ er sich angelegen sein, nie für mehr als einen Tag von Rheinfelden wegzugehen, ohne nochmals seine Kranken besucht und getröstet zu haben.

Schröter hatte ein weiches Gemüth, das ihn unwiderstehlich in theilnehmender Liebe zu den Leidenden, Armen und Kranken hinzog und das alle, die ihn kannten, in Liebe und Dank mit ihm verband. Mit besonderer Liebe, Sorgfalt und Gründlichkeit widmete er sich dem Religionsunterrichte in Kirche und Schule; er war überhaupt den Kleinen herzlich zugethan. Kaum von Clarens zurückgekehrt und sich etwas besser fühlend, trug er sich schon wieder mit dem Vorhaben, von Neujahr an wenigstens den Vorbereitungsunterricht für die Erstkommunikanten zu übernehmen.

Eine besondere Zierde im kirchlichen Leben Rheinfeldens ist die Toleranz. Wie ein Herz und eine Seele lebten seit Jahrzehnten die Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse beisammen und diese Eintracht konnte selbst

durch die Kirchenwirren der letzten Jahre nur unerheblich gestört werden. Solch harmonischer Einklang ist nicht zum geringsten das Werk Schröter's, der während seiner mehr als 30jährigen pfarramtlichen Wirksamkeit stetsfort diese Toleranz in der Schule gelehrt, in der Kirche gepredigt und im Leben geübt hat. Es gibt wohl kein ehrenderes Zeugniß für die tolerante Gesinnung, den loyalen Charakter und die persönliche Liebenswürdigkeit des Dahingeschiedenen, als die herzlichen Worte des Dankes und der Anerkennung, die der Geistliche der reformirten Gemeinde ihm, dem katholischen Kollegen, am Grabe widmete.

Darum hat denn auch seine Vaterstadt mit seltener Einmüthigkeit und Treue zu ihrem Pfarrer gehalten. Sie wußte zum Voraus, daß ihr Pfarrer in allen kirchlichen Fragen mit klarer Erkenntniß, mit gewissenhafter Pietät, mit Besonnenheit und Milde verfahren werde.

Daß ein Mann von der Gesinnung, dem Wissen und der geistigen Tüchtigkeit Schröter's sich auch in den kirchlichen Wirren der Gegenwart bald zurecht gefunden hatte, ist nicht auffällig. Schröter war lange vorher schon Christkatholik oder Altkatholik, ehe der Name bestand. Dazu bestimmte ihn sein eigener Bildungsgang, die im Frickthal fortlebende Wessenbergische Tradition und geistliche Praxis. Unser Freund konnte seinen geistlichen Amtsbrüdern aus andern Gegenden fast regelmäßig, wenn von christkatholischen Bestrebungen die Rede war, entgegnen: „Das ist für mich und meine Gemeinde nichts mehr wesentlich Neues; das habe ich von jeher gekannt und geübt."

Als die christkatholische Bewegung im Frickthal um sich griff, am 9. Dezember 1872 Obermumpf, am 15. Möhlin und Hellikon, am 18. Laufenburg, am 22. Mumpf-Wallbach und Allschwyl und am 2. November Rheinfelden sich gegen die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit erklärten, wurde Schröter der Berather und Führer dieser Gemeinden und bei der Bischofswahl stimmten ihm alle Frickthaler und Basler Abgeordnete für diese Würde, zum Zeichen, wie sehr sie ihm in Liebe und Verehrung zugethan waren. Für sich selbst suchte er nichts. Er gehörte zu den selbstlosen Naturen, die, wenn sie auch Alles gethan haben, doch sich selber kein Verdienst zuschreiben und es beinahe schmerzlich empfinden, wenn man ihnen die verdiente Anerkennung zollt. Wie ungern verstand er sich dazu, daß ihm seine Pfarrgemeinde an Epiphania 1881 zur Feier seiner 25jährigen pfarramtlichen Wirksamkeit ein Fest bereitete und wie hatte er einige Jahre vorher sich dagegen verwahrt, daß ihm von der

christkatholischen Kirche das Ehrenamt eines bischöflichen Vikars übertragen wurde, auf das keiner so gut Anspruch hatte, wie er.

Eine große Freude bereitete es ihm, daß 1876 die Bischofsweihe durch Bischof Dr. J. Hubert Reinkens in seiner Kirche vorgenommen und zehn Jahre nachher bei der Pfingstsynode in Rheinfelden das Erinnerungsfest an dieselbe gefeiert worden war. Diese beiden Tage gestalteten sich zu wahren Festtagen in seinem Leben.

Von Anfang an war Schröter ein eifriges Mitglied der obersten christkatholischen schweizerischen Landesbehörde, des Synodalrathes, in der letzten Zeit auch dessen Vicepräsident. Nie fehlte er an einer Synode und wenn es seine Gesundheit erlaubte, wohnte er jeweilen fleißig den Synodalrathssitzungen bei, wo sein verständiger, auf Erfahrungen beruhender Rath stets ein williges Ohr fand. Mit Rücksicht auf seine Verdienste um die katholische Sache ernannte ihn die theologische Fakultät der Hochschule Bern am 15. November 1884 bei Anlaß ihres 50jährigen Jubiläums zum Doctor theologiae honoris causa.

Als die neue aargauische Verfassung 1885 in's Leben trat und die Organisation einer christkatholischen Kantonal-Synode forderte, war es wiederum Schröter, an den die Aufgabe herantrat, der ganzen Institution Form und Inhalt, Körper und Geist zu verleihen und er that es mit dem unverdrossenen Eifer, der ihm alle Zeit eigen war. Aus der ganzen Organisation leuchten seine Ideen, seine die Zukunft in's Auge fassenden Erfahrungen heraus. Stets war für ihn die Frage maßgebend, kann diese oder jede Einrichtung für den Christkatholizismus nutzbar oder schädlich sein. Jedesmal, wenn er nach Basel kam und mich auf meinem Redaktionsbüreau aufsuchte, brachte er eine Frage zur Erörterung, die von seiner steten Sorge für das Gedeihen unserer Kirche zeugte.

Schon vor der Verfassungsänderung im Kanton Aargau gehörte er zwei kantonalen Kirchenbehörden an; seit 1861 der Konkursprüfungs-Kommission für katholische Geistliche und seit 1864 der Staatsprüfungs-Kommission.

„Unser Freund, so schreibt mir einer seiner Amtsbrüder, war bei allen Dingen, die ihn in seinen mannigfaltigen Stellungen beschäftigten, außerordentlich sorgfältig und gewissenhaft, von einer seltenen Objektivität und stets zur mildesten Auffassung geneigt. Wenn ihn eine wichtige Frage beschäftigte, so unterließ er nie, auch Anderer Meinung darüber zu vernehmen; so hat er mich persönlich oft um mein Urtheil befragt. Die Funk-

tionen der täglichen Pastoration gab er nie aus den Händen, so lange er nicht durch Abwesenheit gezwungen war, damit ließ er seinen jeweiligen Helfern allerdings wenig zu thun übrig. Oft hatte er auch Grund zu sagen: „Ich kann das Dem und Dem nicht überlassen, ich mach's lieber selber." Viele mochten darin ein fast eifersüchtiges Wesen in Ausübung der pfarramtlichen Thätigkeit erblicken; es lag aber ganz in seinem Naturell, Das selbst zu thun und keinem Andern zu überlassen, was er selbst thun konnte.

Große Stücke hielt er auf den Takt, mit dem der Geistliche auftreten soll und er konnte sich auf lange hinaus ärgern, wenn er sah, wie jüngere Geistliche in ihrem Benehmen es an jenem Feingefühl fehlen ließen, das die Würde des Amtes verlangte. Wo grobe Verstöße vorkamen, da war er den betreffenden Persönlichkeiten gegenüber ein geschiedener Mann."

Schröter zählte zu den wissenschaftlich tüchtigsten Geistlichen der Schweiz und stand mit vielen hervorragenden Männern weltlichen und geistlichen Standes in Verkehr. Nicht manches Pfarrhaus besitzt eine so reichhaltige, gewählte und vom Besitzer so vollständig beherrschte Bibliothek wie dasjenige zu Rheinfelden. Da waren viele Seltenheiten zu finden und zu sehen und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er Einem eine schätzbare literarische oder historische Rarität zeigen konnte. „Dies habe ich da aufgegabelt, Jenes dort," pflegte er dann zu sagen. Alle seine Bücher enthielten auf irgend einem Zeddel eine handschriftliche Notiz, ein Citat, einen Hinweis, eine Erinnerung. In seiner großen Bücherei bekundete er einen Ortssinn, der jedem Bibliothekar Ehre gemacht hätte. Auf die alten „Schmöcker" legte er einen besondern Werth. Sein Arbeitszimmer war eine wahre Gelehrtenstube, alle Tische und Konsolen waren mit Büchern und Zeitschriften bedeckt, das Neueste an literarischen Erscheinungen lag immer bei ihm auf, dabei herrschte aber kein kalter, frostiger Gelehrtenstaub in den Räumen, die ohnedies mit guten Bildern ausgeschmückt waren, sondern es lag ein warmer behaglicher Hauch im Lokal, wie er so vielen Pfarrhäusern eigen ist. Muß man einerseits bedauern, daß er durch seine pfarramtlichen Geschäfte und durch seine Stellung als Jugenderzieher überhaupt, von einer ausgiebigen literarischen Thätigkeit abgelenkt wurde, so darf man anderseits wieder beruhigend anerkennen, er hat als Geistlicher und Seelsorger mit rührender Hingebung, mit Aufopferung seiner Gesundheit, mit wahrhaft evangelischem Eifer seine Stel-

lung ausgefüllt und ist der Gemeinde während eines Dritteljahrhunderts ein treuer Freund und Berather gewesen und in diesem Sinne wollen wir seiner als ein Musterbild eines Seelenhirten gedenken allezeit!

(Schluß folgt.)

Das Rathhaus zu Basel.*

(Mit Abbildungen.)

Die Geschichte des Basler Rathhauses hängt naturgemäß auf's Engste mit der Geschichte des Basler Rathes zusammen.

Noch im 12. Jahrhundert war der Bischof von Basel der oberste und einzige Herr der Stadt. Er führte Regiment und Verwaltung mit Hilfe seiner Räthe und Beamten, die Gerichtsbarkeit wurde in seinem Namen von dem Vogt und Schultheiß ausgeübt, denen Gerichtsbeisitzer, die „Urtheilsfinder", zur Seite standen. Diese Beisitzer wurden unter den Angesehenern der Dienstleute und Bürger ausgewählt; nach ihrem Befund und Rath fällte der Vogt die Strafurtheile, entschied er die civilrechtlichen Streitigkeiten. Obschon das Vogtsgericht unter bischöflicher Oberhoheit stand, war es doch nicht eine selbständige Schöpfung des bischöflichen Regiments, vielmehr war es nichts anderes, als das alte Vogtding der Freien der karolingischen Zeit.

Aus diesem Vogtgericht nun hat sich allmälig der Basler Rath herausgebildet, der also nicht aus Verhältnissen der Hörigkeit, des Hofrechtes herausgewachsen ist, sondern seine tiefsten Wurzeln in uralter Freiheit hat.

Die Entwicklung des Rathes aus dem Vogtsgericht beginnt mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts und ist mit dem Ende desselben nahezu abgeschlossen. Sie geschieht in der Weise, daß die Beisitzer allmälig ihre Be-

* Aus den Mittheilungen der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Neue Folge III. Geschichte und Beschreibung des Rathhauses zu Basel von Dr. Albert Burckhardt und Dr. Rudolf Wackernagel. Mit 22 Tafeln und Abbildungen. gr. Q. 66 S. Basel 1866, C. Detloff.

Rathhaus zu Basel.



fugnisse ausdehnen, ein Stück nach dem andern von der Verwaltung der Stadt an sich ziehen. Schon um die Mitte des Jahrhunderts ist das Kollegium des Vogtes eine selbstständige Verwaltungsbehörde, wenn es auch vor der Hand seine richterlichen Befugnisse beibehält, es heißt nicht mehr Gericht, sondern Rath, seine Mitglieder heißen Rathsherren. Das augenfällige Merkmal dieser Umgestaltung ist die Schaffung einer neuen, rein städtischen Beamtung, der Stelle des Bürgermeisters, der als Dritter neben Vogt und Schultheiß an die Spitze des Raths tritt. Im Jahr 1253 wurde Heinrich Steinlin als erster Bürgermeister der Stadt Basel gewählt. Gegen das Ende des Jahrhunderts hat der Bürgermeister den Vogt ganz aus dem Rathe verdrängt, der Schultheiß zieht die civile Gerichtsbarkeit des Vogtes an sich und schließlich behält der Rath nur noch den Urtheilspruch am Blutgerichte als letzten Rest seines ursprünglichen Wesens. Die alte richterliche Behörde ist eine Regierungs- und Verwaltungsbehörde geworden.

Um diese Zeit wird auch in den Urkunden ein Haus des Rathes erwähnt. Noch heißt es Haus des Gerichtes, neben diesem Namen kommen aber bald auch die Namen Gemeindehaus und Rathhaus auf, welche bis

in's 16. Jahrhundert als anscheinend gleichwerthig neben dem Namen Richthaus gebraucht werden.

Das älteste Basler Rathhaus stand auf dem Fischmarkt in dem Hause zum Schlauch (heute Fischmarkt Nr. 9). Aus dieser Lage ist zu schließen, daß der Fischmarkt in jenen Zeiten der Mittelpunkt des städtischen Lebens war. Dort lagen auch die dichtesten Wohnstätten, dort befanden sich Salzhaus und Fronwage, Wechsellaube und Kaufhaus und die ältesten Gastherbergen; in der Nähe, auf dem St. Petershügel waren die Edlen und Burgensen, aus denen der Rath gebildet wurde, angesessen. Ueber die Gestalt dieses ältesten Basler Rathhauses ist nichts überliefert worden.

Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde das Rathhaus auf den Kornmarkt verlegt; die Stadt hatte sich mittlerweile dem Birsig nach aufwärts vergrößert, so daß nun der Kornmarkt der Mittelpunkt des städtischen Lebens war. Das neue Rathhaus stand an der Stelle, wo heute der „Vogt'sche Glasladen" (Marktplatz 18) sich befindet. Von dieser Zeit an ist der Kornmarkt nicht nur der städtische Marktplatz, sondern er ist auch das Forum der Stadt, gleichsam der erweiterte Hof des Rathhauses. Hier wurden die Kriminalurtheile vollzogen, in früherer Zeit auch die Hinrichtungen, hier standen das Halseisen, die Schmachsäule, die Trille, hier wurden die Ausstellungen, Auspeitschungen und andere leichte Exekutionen vorgenommen.

Im Jahr 1354 finden wir das Rathhaus auf der andern Seite der Straße, im Hause zum Angen am Fuße des St. Martinshügels, wo es heute noch steht. Das Erdbeben am St. Lukastage 1356 zerstörte indessen bald das neue Heim des Rathes. Aus der Thatsache, daß die Stadt damals ihre sämmtlichen ältern Archivalien verlor, darf geschlossen werden, daß neben dem Erdbeben auch die Feuersbrunst das Haus vertilgte, welches also keine feuersichern, gewölbten Räume gehabt haben kann, sondern wohl nach Art eines einfachen Bürgerhauses gebaut war.

Drei Jahre nach dem Erdbeben begann der Rath den Bau eines neuen vergrößerten Hauses. Er kaufte das westlich neben dem Haus zum Angen liegende Haus „zu Waldenburg", ein einheitliches Gebäude wurde errichtet, welches die Breite beider Hofstätten einnahm und vom Marktplatz bis an den Bergabhang reichte. Dieses Rathhaus, das wahrscheinlich in einzelnen Theilen heute noch steht, erlebte die blutige Fastnacht, die Schlacht

bei St. Jakob, die Gründung der Universität, die Burgunderkriege und den Eintritt Basel's in den Schweizerbund.

Der Grundriß dieses Gebäudes des 14. Jahrhunderts war im Großen und Ganzen dem heutigen gleich. Es standen zwei Häuser hinter einander, das eine derselben vorn am Markt, durch einen Hof von diesem getrennt das zweite. Hinter letzterem war auf einer Terrasse des Berges ein zweites kleines Höflein geebnet. Auf der Höhe des Hügels lag der Hof der Püliante von Eptingen. Von der Beschaffenheit des Vorderhauses am Marktplatz weiß man nur, daß es auf freistehenden Pfeilern ruhte und daß die Halle des Hauses wie heute sich gegen den Markt in drei Thoren öffnete. An den Pfeilern wurden die Bekanntmachungen des Rathes angeschlagen. Im Hofe des Rathhauses standen Krambuden und Verkaufsbänke, hier wurden an den Messen die Glückshäfen aufgestellt, hier vernahm das Volk von der großen Treppe herab die „Rufe" des Rathes. Der Hof war ein befriedeter Ort, ein „sonderlich gefreieter Platz", wo Keiner dem Andern „zorneclichen" oder „vientlichen" begegnen sollte bei Strafe des Stadtfriedens. Im Rathhaushof wurde das Blutgericht abgehalten. Im Vorderhaus des Gebäudes befand sich die vordere Rathsstube; die wichtigsten Räume des Gebäudes, die Gerichtsstube und die große Rathsstube lagen im Hinterhaus. Erstere befand sich im Erdgeschoß, Letztere im ersten Stock. Die große Rathsstube nahm die ganze Tiefe des Gebäudes ein; sowohl gegen den vordern Hof als gegen das hintere Höflein schauten Fenster, deren Oeffnungen anfänglich mit weißem Tuch und erst später mit Glas ausgefüllt waren.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts machte die sich ausdehnende Verwaltung Neubauten nöthig. Für den alten Rath wurde ein besonderes Sitzungszimmer errichtet, es ist derjenige Raum, der heute als Vorzimmer des Großen Rathes dient. Für das Archiv, welches bis dahin in Almarien und Trögen aufbewahrt worden war, wurde 1462 ein Archivgewölbe im kleinen Höflein errichtet. Dieser Raum genügte jedoch bald nicht mehr für die Fülle von Urkunden, Büchern und Papieren, welche aus den sich mehrenden Geschäften erwuchs, auch erwies sich die zersplitterte Aufbewahrung der Akten im Rathhaus und im Salzthurm als eine unleidliche Sache. Eine durchgreifende Ordnung und Repertorisirung des ganzen Rathsarchivs wurde beschlossen. Im Jahr 1482 wurden drei gewölbte Kammern erstellt, die eine hart an der Wand der Rathsstube, von den

beiden andern die eine über diesem Gewölbe, die zweite über dem im Jahr 1462 gebauten.

Neben diesen bis jetzt erwähnten Räumen enthielt der Rathhausbau noch zahlreiche andere, deren Lage und Beschaffenheit jedoch nicht bestimmt nachweisbar ist. So weiß man nicht, wo die Kanzlei untergebracht war, wo die ständigen Behörden der Dreierherren, der Siebner, des Ladenamtes sich versammelten, wo die Kapelle des Rathhauses, wo das Sprachhaus lag, wo der Rathsknecht wohnte u. s. w.

Im Jahr 1501 trat Basel in den Bund der Eidgenossen ein. „Nach den Stürmen und Gefahren einer wechselvollen Zeit, in welcher Basel's Macht zwar zu ihrer höchsten Entfaltung war gesteigert worden, hatte es doch die Nothwendigkeit erkannt, zu dauernder Beschirmung seiner Freiheit sich an treuen Verbündeten einen festen Rückhalt zu suchen. Diesen hatte es nun gefunden und fühlte sich durch den Bund neu gestärkt und auf immer gesichert. . . Das stolze Gefühl dieser Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft, das Bewußtsein eigener Macht und Bedeutung fanden ihren Ausdruck in dem Bau eines neuen vorderen Rathhauses. Was den Rath vor Allem zum Neubau bewog, war das Gefühl gleichsam einer politischen Verpflichtung gegenüber seiner Bürgerschaft, den Eidgenossen und den Auswärtigen. Und so beschloß er denn, das Vorderhaus niederzureißen und an dessen Stelle ein Gebäude aufzuführen, so schön und stattlich, wie seine Mittel es nur erlaubten."

Der Bau wurde 1504 mit der Niederlegung des alten Vorderhauses begonnen. Im Dezember des genannten Jahres begannen die Stein-



Konsole in der vordern Kanzlei des Rathhauses.

lieferungen, welche bis in's Jahr 1514 fortdauerten. Es wurde nicht ununterbrochen und nicht mit großem Personal gebaut, hat doch allein das Legen der Fundamente bis zur Aufrichtung des Daches vier Jahre gedauert. Im Frühjahr 1505 begannen die eigentlichen Bauarbeiten, Ende 1508 ist das Haus bis zur Dachhöhe aufgeführt, auch die Stube im ersten Stock ausgebaut; 1509 wird der Dachstuhl aufgerichtet. Von da an schreitet die Arbeit noch langsamer vorwärts; 1511 wird der „Helm", das Glockenthürmlein aufgerichtet, das Dach mit farbigen Ziegeln gedeckt, die letzten Arbeiten werden erst 1513 vollendet. An der Ausschmückung der Façaden wurde drei Jahre lang gearbeitet. — Wahrscheinlich wurde im Anschluß an diesen Bau auch damals schon die Gallerie erstellt, welche das Vorderhaus mit dem Hinterhaus verbindet; das Hinterhaus dagegen ist aller Vermuthung nach nicht verändert worden.

Wenige Jahre später machte eine Weiterentwicklung der städtischen Verfassung eine fernere Veränderung in dem Gebäude nothwendig: es mußte ein Raum geschaffen werden, in welchem der Große Rath von nun an seine Sitzungen halten konnte. Der Große Rath, die Versammlung aller alten und neuen Zunftvorstände und sonstiger Zugehöriger, zählte mehr als 200 Mitglieder. Im Rathhaus gab es kein Gemach, welches eine so große Versammlung hätte aufnehmen können, weßwegen der Rath nur selten zusammenberufen wurde. Wenn er zusammentrat, mußte es außerhalb des Rathhauses geschehen. Gewöhnlich versammelte er sich im Refektorium eines Klosters, namentlich der Prediger und Augustiner. Die zu einem ausschließlich zünftischen Regiment hindrängende politische Bewegung des 16. Jahrhunderts machte indessen ein öfteres Zusammentreten des Großen Rathes und damit die Schaffung eines genügend großen Versammlungsraumes im Rathhaus selbst nöthig. Zu diesem Ende wurde das Hinterhaus um ein Stockwerk erhöht und dieses Stockwerk zu dem Saal des Großen Rathes ausgebaut.

Dieser Saal nahm die ganze Breite des Gebäudes ein, gegen den vordern Hof waren vier breite und ein schmales Fenster, gegen die Höflein je ein schmales Fenster durch die Wände gebrochen. Der Saal war bedeutend niederer als heute. Der Große Rath bezog denselben am 12. März 1521, aber noch bis zum Herbst 1522 arbeitete der berühmteste Basler Künstler Hans Holbein an der Ausschmückung des Gemaches.

Im Februar 1527 wurde eine Erweiterung des Rathhauses in's Werk gesetzt, welche dem Gebäude seine heutige Gestalt gegeben hat; das

Haus Windeck, das auf der nördlichen Seite unmittelbar an das Rathhaus angrenzte, wurde angekauft. Zunächst beließ man das Haus in seinem alten Zustand, mit der Zeit stellte sich aber auch hier die Nothwendigkeit eines Neubaues heraus. Im Jahr 1534 wurde zunächst das Hinterhaus des angekauften Gebäudes abgebrochen und neu aufgeführt. Zwei Jahre später war dieser Bau unter Dach gebracht; er bestand aus drei gleich großen, mit je zwei Kreuzgewölben überspannten, über einander ruhenden Gelassen. Das obere Gewölbe wurde für das Archiv eingerichtet. Hier wurde auch der Schatz an Geld und edlem Geschirr aufbewahrt, in das mittlere zog die Kanzlei ein, das untere wurde dem Stadtgerichte als Nebenraum zugewiesen. Auch in dem vordern Hause Windeck mußten mit der Zeit bauliche Verbesserungen vorgenommen werden, bis sich auch hier der Rath zu einem Neubau entschloß, der im Jahr 1607 vollendet wurde. Gegen die Straße bildete die Façade dieses neuen Hauses in fast gerader Linie die Fortsetzung der alten Rathhausfront. Der Bau bestand aus drei Stockwerken, das unterste und mittlere desselben war mit je fünf Kreuzgewölben überdeckt. Auch dieses neue Gebäude diente fast ausschließlich zu Kanzleizwecken, so daß also ein ganzer Flügel des Rathhauses, Vorderhaus und Hinterhaus, für die Kanzlei verwendet wurde, während noch hundert Jahre vorher eine Stube und wenige Archivkammern ausgereicht hatten. So gewaltig war die Verwaltung seit der Reformation gewachsen.

Mit dem Abschluß dieser Bauten hatte das Basler Rathhaus die Gestalt gewonnen, welche es zwei Jahrhunderte lang beibehalten hat; erst in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sind wieder größere Aenderungen vorgenommen worden. Jedoch wurden im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche einzelne Arbeiten ausgeführt, von denen die wichtigsten hier im Zusammenhang aufgezählt werden mögen.

Bis zur Zeit der Reformation war die Façade des Rathhauses mit der Statue einer Madonna auf dem Uhrgehäuse geschmückt. Nach der Reformation wurden der heiligen Jungfrau Schwert und Wagschalen in die Hand gegeben und dieselbe damit zur Justitia umgeschaffen.

Im Jahr 1537 wurde an der Marktplatzfront die Messingtafel zum Gedächtniß der Birsig-Hochwasser von 1529 und 1530 angebracht. — In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das Gebäude mit Gemälden ausgeschmückt, welche von dem Maler Hans Dyg herrühren. Dieser Meister

wurde 1519 beauftragt, das alte Rathhaus inwendig zu malen, er schmückte die Hofseite des Hinterhauses mit Malereien, welche bis zu Anfang dieses Jahrhunderts noch vorhanden waren, heute aber gänzlich verschwunden sind. — In den Jahren 1608 und 1609 übermalte Hans Bock das Rathhaus „inwendig und auswendig“; seine Gemälde haben aber im Laufe der Zeit so mannigfache Veränderungen erlitten, daß der Antheil des Künstlers an den heute noch vorhandenen Bildern nicht mehr durchweg festzustellen ist. Mit einiger Sicherheit können auf Hans Bock zurückgeführt werden: Im Hofe: Der Pannerträger am Hinterhaus, Moses und Aron zwischen Hinterhaus und Kanzleiflügel, der entdeckte Betrug unter dem Kanzleifenster, die Religion zwischen den Kanzleifenstern; ein König auf seinem Throne, die Planeten mit der Sonne als Apollo und dem Mond als Diana, die Victorien über dem Thorbogen der Halle.



Der Wappenträger im Saale des Regierungsrathes.

Nicht alle der hier genannten sind heute noch zu sehen.

Nach Vollendung der Bemalung der beiden Façaden des Vorderhauses und der Hofseiten und Kanzleien, Hinterhaus, begann Bock die Arbeit an seinen Historien; er malte das jüngste Gericht, die Historie der Susanna, die Parteilichkeit auf dem Gange und im Vorgemach, den Herodes und den Josaphat in der Halle, das Urtheil Salomonis an der Hofmauer unter der Gallerie. Wie viel an diesen Bildern eigenes Schaffen Bock's, wie viel dabei Auffrischen oder Bearbeiten eines schon vorhandenen Bildes war, läßt sich nicht mehr bestimmen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden diese Bilder zu zweien Malen renovirt; auch in den Zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde eine Renovation vorgenommen.

Der Bau von 1608 und die daran sich knüpfende innere Ausschmückung des Rathhauses gab Anlaß, auf größere Ordnung und Abstellung verschiedener Mißstände im Hofe des Hauses bedacht zu sein. Um die Gemälde zu schonen, wurden die Harzpfannen an der Rathsstege durch eine Laterne ersetzt. Um „allerley Gesindlin, als Tauner, Landstreicher, welsche Maurer Handwerksgesellen, Lieder- und andere Krämer, welche mit Ops und Anderem viel Unrath verursachten, und die Buben, so sich Spielens und allerley Muthwillens anmaßen," vom Rathhause fern halten zu können, versah man die drei Bogen gegen den Markt mit eisernen Gitterthoren. Die in der Vorhalle beiderseits stehenden Kramhäuslein wurden beseitigt, in der Meinung, daß „an deren Statt denkwürdige Historien gemalt werden könnten." Die denkwürdigen Historien wurden auch wirklich sogleich nachher an diese Wände gemalt: Bock's Bilder, Josaphat und Herodes.



Prophet, hölzernes Bild im Großrathssaale.

Doch drangen die Verkäufer und ihre Buden mit der Zeit wieder in den Rathhaushof ein, der überhaupt in frühern Jahrhunderten selten so still und todt war, wie heute. An den Pfeilern waren Bekanntmachungen aller Art angeschlagen, von der Treppe herunter wurden die Erlasse des Raths den Bürgern und Einwohnern mitgetheilt, in der Vorhalle gaben die Amtsleute Red und Antwort, an den Tagen des Kleinen und Großen Rathes rasselte die Herrenkutsche in den Hof, bis an

den Fuß der Treppe, warteten hier alle Zunft-Stubenknechte, und in der Standesfarbe die Ueberreuter den Räthen ab. Die damalige Regierungsweise, die an die Stelle der heutigen Schriftlichkeit das lebendige Wort und den persönlichen Verkehr setzte, veranlaßte Tag für Tag einen niemals ruhenden Menschenverkehr.

Auch das Stadtgericht, welches täglich Sitzung hielt, zog viele Leute in das Rathhaus. Das Gericht hatte seine Stube immer noch im Erdgeschoß des Hauptgebäudes, in dem Raum, in welchem heute die Ohmgeldschreiberei untergebracht ist. An der Fensterwand und der nördlichen Seitenwand standen die Bänke der Richter, bei den Fenstern die Sitze des Vogt und Schultheiß und der Rittersitz, gegenüber den Bänken die Schranken für Amtsleute und Publikum. Ein weiteres Gewölbe unter der hintern Kanzlei, welches durch eine Thüre mit der Richterstube in Verbindung stand, diente als Berathungszimmer für die Richter, als „Denkstube" oder „Dankstube".

Die große Rathhaustreppe lag früher an anderer Stelle als heute, sie nahm ihren Anfang neben der in der Mitte des Erdgeschosses befindlichen Thüre der Gerichtsstube. Am Fuße der Treppe stand das Steinbild des Munatius Planeus, dem Roland der norddeutschen Städte vergleichbar. Oben an der Treppe führte links eine Thüre in's Hinterhaus, in den Gang zur Rathsstube und zu dem Höflein, rechts ein niederes „Gätterlein" in die gemalte Gallerie. Neben der im Jahr 1581 hier errichteten steinernen Wendeltreppe führte die Thüre in die vordere Rathsstube.



Prophet, Bild im Großrathssaal.

Die vordere Rathsstube, auch „neue Rathsstube" genannt, war noch im 16. Jahrhundert das Sitzungszimmer für Bürgermeister und Rath. Mit der Zeit jedoch verlegte der Rath sein Sitzungszimmer in die Stube des Hinterhauses, wo er weniger vom Getöse des Marktes gestört wurde. Von da an hieß die vordere Stube die alte Rathsstube; der Weinschreiber und der Registrator arbeiteten darin, Daniel Bruckner's gelehrte Arbeiten sind in diesem Raume entstanden.

Das Sitzungszimmer des Kleinen Rathes lag im Hinterhaus noch an der gleichen Stelle wie vor Jahrhunderten schon; zwei breite Fenster schauten gegen den vorderen Hof, zwei kleinere gegen das Höflein. Neben der Eingangsthüre des Zimmers auf der Südseite stand rechts vor dem Ofen der Stuhl des obersten Knechtes, links die Sitze der 15 neuen Zunftmeister. Vor den vordern Fenstern und diesen gegenüber quer durch die Stube gestellt, waren die Bänke der 15 neuen Rathsherren. In der nordwestlichen Ecke saßen hinter dem Rathstische der neue Bürgermeister, der Stadtschreiber und der Rathsschreiber. In der hinteren Hälfte der Stube, welche von der vordern durch eine inmitten stehende Säule und Schranken geschieden war, saßen auf vier Bänken die 30 Rathsherren und Meister des alten Rathes. An den Wänden der Rathsstube, die mancherlei Schmuck zierte, prangte lange Jahre hindurch Holbein's „Passion".

Der Saal des Großen Rathes befand sich, wie bereits erwähnt, im zweiten Stockwerk des Gebäudes. In der nordwestlichen Ecke des Saales stand auch hier der Rathstisch, an demselben saßen auf der einen Seite die vier Häupter und der Stadtschreiber, auf der anderen der Rathsschreiber und die Schultheißen der beiden Städte Basel. An den Wänden entlang standen die Bänke der sechszig Herren Klein-Räthe, ebenfalls an den Wänden und quer im Saale diejenigen der hundertachtzig Sechser.— Ein Ueberblick über diese zahlreiche Versammlung war gar nicht möglich; das präsidirende Ehrenhaupt saß in einer Ecke des niederen und ungenügend erleuchteten Saales. Die Akustik war schlecht, wie die häufigen Klagen, daß die Vorträge der Herren Häupter nicht verstanden worden seien, beweisen.

An den Wänden befanden sich die Malereien Hans Holbein's. Sie waren schon 1579 in einem schlechten Zustande, „vom Wetter wüst geschändet", und man besorgte, daß sie mit der Zeit gänzlich von den Wänden abfallen würden. Hans Bock kopirte daher im Auftrage des Rathes sämmtliche Bilder in gleicher Größe, mit Oelfarbe auf Leinwand,

welche nun vor die Wände gespannt wurde und so das Werk Holbein's zwar verbarg, aber einen Ersatz desselben darbot, der für längere Zeit dauerhaft zu sein versprach. Im 18. Jahrhundert waren auch diese Tapeten Bock's entweder verblichen oder beseitigt. Bei Anlaß einer Renovation im Jahr 1737 wird berichtet, daß von den alten Gemälden das Meiste nicht einmal mehr zu erkennen sei, und das wenige Uebrige nicht wohl reparirt werden könne. Die Wände des Saales wurden nun mit grünem Tuch ausgeschlagen. Im Jahr 1817 erst wurden diese Tapeten entfernt und die erkennbaren Reste der Malereien Holbein's von Hieronymus Heß kopirt. Bei den bald darauf folgenden größeren Umgestaltungen des Saales ist auch das letzte Uebriggebliebene zu Grunde gegangen.



Der Rathsbote am Eingang des Hinterhauses.

Die Staatsumwälzung von 1798 und die nachfolgenden Reorganisationen der Behörden führten zu vielen Aenderungen in der Benutzung der Räume des Gebäudes, von denen nur eine hier aufgeführt werden möge: Die der gemeinsamen Benutzung des Rathhauses durch die Kantons- und die Stadtbehörden. In der Dotationsurkunde von 1803 wurde der erste Stock des Vorderhauses dem Stadtrath, den Kollegien der Stadt und der Stadtkanzlei eingeräumt. Diese Verwendung dauerte bis 1855, in welchem Jahr der Stadtrath das freigewordene Posthaus bei der Brodlaube bezog.

Im Jahr 1824 begann eine Restauration des Rathhauses, welche das Gebäude, das bis auf diese Zeit noch die mittelalterliche

Form beibehalten hatte, wesentlich umgestaltete. Die Restauration dauerte bis 1828 und wurde durch Deputat Friedrich Huber geleitet. Die hauptsächlichsten Umänderungen sind: Ueber der ehemaligen Stube des alten Rathes wurde ein Zimmer (das heutige Arbeitszimmer des Staatsarchivar) erbaut, durch den Eptingerhof wurde ein Ein- und Ausgang hergestellt. Der Dachstuhl des Hauptgebäudes wurde durch einen neuen ersetzt, der Großrathsaal bedeutend erhöht und mit neuen spitzbogigen Fenstern, einer neuen Thürverkleidung und Bemalung der Wände ausgestattet. Die große Steintreppe im vorderen Hof wurde vom Mittelbau weg, vor die Wand unterhalb der Gallerie verlegt, endlich die Façaden neu angestrichen, an der Stelle der Wandgemälde Bock's zum Theil neue Darstellungen gesetzt und die Gemälde in der Halle, im Gang und im Vorzimmer durch die Maler Hieronymus Heß, Johann Senn und Friedrich Meyer renovirt.

Ueber die damalige Restauration gibt die Schrift folgendes Urtheil ab: „Es ist nicht zu leugnen, daß diese Restauration des Rathhauses dasselbe in manchem Betracht brauchbarer gemacht, die vorhandenen Verhältnisse in guter Weise ausgenutzt hat. Als den hauptsächlichsten Gewinn derselben betrachtete man freilich damals den erneuerten Großrathssaal, gerade diejenige Arbeit, welche uns heute das Unerfreulichste des damals Geleisteten zu sein scheint. Man rühmte den „Glanz, die Würde, Zierlichkeit und geschmackvolle Struktur“ des neuen Saales, während die Verbesserungen doch nur in den rein praktischen Vortheilen, bequemeren Zuganges, angemessener Vertheilung der Sitze, größerer Helle bestand.“

Von den wichtigsten der seit 1828 vorgenommenen Arbeiten nennen wir noch: 1837 Einrichtung eines Arbeitszimmers für den Staatsschreiber, 1852 Einführung der Gasbeleuchtung, 1854 Ausbesserung der Wandgemälde in Hof, Gallerie und Vorzimmer und Erstellung eines weitern Stockwerkes über dem geheimen Gewölbe für die vereinigten Klosterarchive. 1856 veranlaßt der Wegzug der Stadtbehörden die Herrichtung der von ihnen benutzten Zimmer im Vorderhaus, welche nun vom Baukollegium bezogen werden. Das Erdgeschoß des Mittelhauses, worin sich die Staatskassaverwaltung befindet, wird in Stand gestellt. 1877 wird die Centralheizung eingeführt. 1881 Herrichtung des vorderen Saales, nunmehr Sitzungszimmer des Regierungsrathes. 1885 Restauration der Wandgemälde in Halle, Gang und Vorzimmer, durch Maler Hermersdorf aus Trier.

A. Büttler.

In der Wohnung der Zwerge.

Eine [illegible] Sage.

Von [illegible]

I.

Des Rheines Wogen rauschen durch Felsgestein und Dorn,
Und längs des Ufers [illegible] Ruppert, der Bauersmann.
Ein [illegible] [illegible] von [illegible] mit [illegible],
Ein Beil trägt er, der [illegible] mit [illegible] Schwermuth.

Rupperts Auge [illegible] den moosigen Stab hinan;
Er will sich Reisig sammeln und dürres Holz im Tann.
Schon glänzt durch die Zweige der Sonne junger Strahl;
Der Morgen hat gescheucht der Nebel Grau im Thal.

Da öffnet sich vor Ruppert ein düst'rer Felsengrund,
Dicht überwölbt mit Zweigen; da thut dem Strahl sich kund.
Daneben sieht er ragen baufälliges Gestein,
Und eine Oeffnung ladet in das Gewölb' ihn ein.

Wohl kennt er manche Sage von jener Höhle Mund:
Viel goldnes Gut verberge der Höhle dunkler Schlund,
Und wie ein Völklein hause darinnen klein und drall,
Das reiche Schätze hüte von köstlichem Metall.

Er denkt an seinen Mangel, an Das, was er verlor'
Und wie schnell eine Sage so lockend an sein Ohr.
Wie wär' es, wenn ich träte in dieser Höhle Schlund
Und meinen Jammer thäte den Heinzelmännchen kund?

Gedacht, gethan! Er lenket den Schritt mit festem Muth
In's Inn're, bald umnachtet ihn schwarzer Schatten Fluth.
Doch muthig zieht er weiter und weiter stets hinein,
Daß Felsen wiederhallen in dumpfen Melodei'n.

Er läßt sich nicht erschrecken vor all den Schatten dicht;
Er denkt durchkämpfter Sorgen und weicht zurücke nicht.
Er tastet an den Wänden und zieht der Höhle nach,
Und steigt dann sacht hinunter in düst'res Felsgemach.

Doch halt da! eine Pforte von Stahl uralt und groß;
Hier ist es nicht geheuer, doch denkt er an sein Loos.
Er nimmt sein Beil und führet drei Schläge mit Gewalt,
Daß in den dunkeln Hallen der gelle Laut erschallt.

Und horch! da trippelt's leise inwendig nach dem Thor,
Und auf thut sich die Pforte; ein Zwerglein tritt hervor.
Rupperto steht bedächtig, fast ist verstummt sein Mund;
Ihm aber thut das Zwerglein mit trauter Miene kund:

„Willkomm, du wackrer Ferge! wir kennen deine Last,
Wir wissen um dein Sorgen, willkomm! sei unser Gast!"
Ruppert zieht mit dem Zwerge in den gewölbten Saal,
Und hinter beiden schließt sich das Thor von blankem Stahl.

Durch dunkle Labyrinthe, durch Felsenhallen geht
Dem Zwerglein nach Rupperto; er spricht ein leis Gebet.
Wohl hört er längs den Hallen gelinde Töne zieh'n,
Dann wundersam verklingen wie Saitenmelodie'n.

Ihm wird so wohl zu Muthe, vergessen ist die Noth;
Er denkt der Freudenkunde, die ihm das Zwerglein bot,
Und schreitet immer weiter mit dem vertrauten Zwerg,
Bis endlich Beide stehen vor einem Marmorberg.

Ein zweites Thor erschließt sich dem Ruppert vor dem Berg,
Und in das helle Innere führt ihn der kleine Zwerg.
Rupperto voll Bestürzung wirft seinen Blick umher; —
Bald wird's ihm wohl im Busen, bald wird's ihm wieder schwer.

Es strahlt in hohem Saale ringsum an heller Wand
Von Perlen und Rubinen, Topasen und Demant.
Und mitten drin erhebt sich taghell ein goldner Thron,
Und auf dem Throne sitzet ein König mit goldner Kron'.

Es schimmert an des Königs Gewand ein bunt Geflicht
Von Amethyst und Sardis, das strahlt wie Sternenlicht.
Es stehet um den König der Garde kleines Heer
Mit silberklaren Schilden, mit Panzer, Helm und Speer.

Die kleine Garde schildert, der König lächelnd spricht:
„Wie kommt in meine Wohnung von Oben dieser Wicht?"
Ihm giebt zurück Rupperto: „„Der Mangel, der so schwer
Mich schon seit Jahren drückte, verlockte mich hieher.""

Mit Lächeln spricht der König: „Du bist ein wackrer Mann!
Doch ein Besuch von Oben straft hier sich mit dem Bann.
Zur Strafe hundert Jahre sollst du verbleiben hier,
Sollst sein ein treuer Diener in allen Dingen mir."

Da hört er längs den Hallen gelinde Töne zieh'n,
Dann wunderbar verklingen wie Saitenmelodie'n.
Und alle Zwerge ringsum die jubelten darein:
Glück auf dem neuen Diener! der wird uns Retter sein!

II.

„Horch! was erschallet draußen der Kriegsdromete Ton?
Auf! rüstet meine Leute!" so sprach der Fürst vom Thron. —
„Bringt meinem neuen Diener Helm, Panzer, Schild und Speer,
Daß er sich rüst' und führe zum Kampf mein ganzes Heer!"

Und sieh! sechs Zwerge schleppen in Eile froh daher,
Wie Silber klar und glänzend, Schild, Panzer, Helm und Speer.
Es rüstet sich Rupperto, er nimmt den Speer zur Hand,
Und alle Zwerge rüsten sich im Pygmäenland.

Schon steht auf düsterm Blachfeld der Zwerge ganzes Heer
Mit kleinen, blanken Schildern, mit Panzer, Helm und Speer.
Inmitten steht Rupperto, ein hünenhaftes Bild,
Sein Schwert verbreitet Bangen, wo es zu mähen gilt.

Jedoch dem Ruppert wird es so ganz geheuer nicht.
Mit wem hab' ich zu kämpfen? mit höllischem Gezücht?
Mit Riesen oder Zwergen, mit Arimaspen gar?
Wär' ich am grünen Rheine, und kraute dort im Haar!

Da, gegenüber ferne bricht aus Gezelten vor
Der Feind, das blitzt und flittert durch düstern Nebelflor.
Er stellt sich wohl in Ordnung; das wogt wie rege Fluth
Des See's, wenn er am Morgen in Nebelwolken ruht.

Jetzt stoßen sie zusammen, ein wundersam Gemeng,
Fünf Hände hoch vom Boden, in flitterndem Gepräng.
Hei, wie die kleinen Säbel von Silber klirren hell!
Hei, wie die Speerlein flittern, daß Blitze fahren grell!

Doch Alle überraget ein Goliath im Heer,
Rupperto, seine Rüstung wirft hellen Schein umher.
Hei, wie sein scharfer Degen die Wichtlein niedermäht!
Ei! schmunzelt er: wie trefflich durch Kohl mein Messer geht!

Die Ueberreste fliehen; das Weite sucht, was nah.
Allein steht noch Rupperto mit seinem Heere da.
Das stimmet an des Sieges Gesang mit frohem Ton,
Daß weit die Kunde schallet bis zu des Königs Thron.

Da plündern sie das Lager der überwundnen Schaar,
Und kehren heim und bringen dem König Beute dar.
Gold, Silber, Waffen breiten sie fröhlich vor ihm aus,
Und halten Siegesfeier bei Wein und Tafelschmaus.

III.

Hell sprudelt in den Bechern des Weines perlend Gold,
Und Silbersaiten schallen in Klängen wunderhold.
Es läßt die Schaalen kreisen der Fürst, der drallste Wicht,
Und wendet sich zu Ruppert mit traurigem Gesicht.

„Wohl hast du mir getreulich gedient, selbst in Gefahr,
Wohl hast du überwunden der Feinde trotz'ge Schaar.
Doch wisse, hundert Jahre sind jetzt geflossen hin.
Nun spute dich, zurücke zur obern Welt zu zieh'n."

„Nimm noch zum Dank entgegen, was deines Armes Streich
Den Feinden abgerungen, und du bist krösusreich.
Du wirst nicht mehr in Thränen genießen Kummerbrod,
Und nimmer wird sich setzen an deinen Tisch die Noth."

Rupperto packt die Schätze in einen Sack hinein,
Und wendet sich vom Lande der Nacht zum Sonnenschein.
Wohl rufen ihm die Zwerge die letzten Grüße nach,
Mit denen er die Schaaren der Feindesmacht zerbrach.

Die Axt auf seiner Schulter, mit einem Sack daran,
So kommt er vor die Pforte, die einst sich aufgethan.
Er öffnet sie und wandert mit einem Grubenlicht
Durch jenen Gang zum Tage mit staunendem Gesicht.

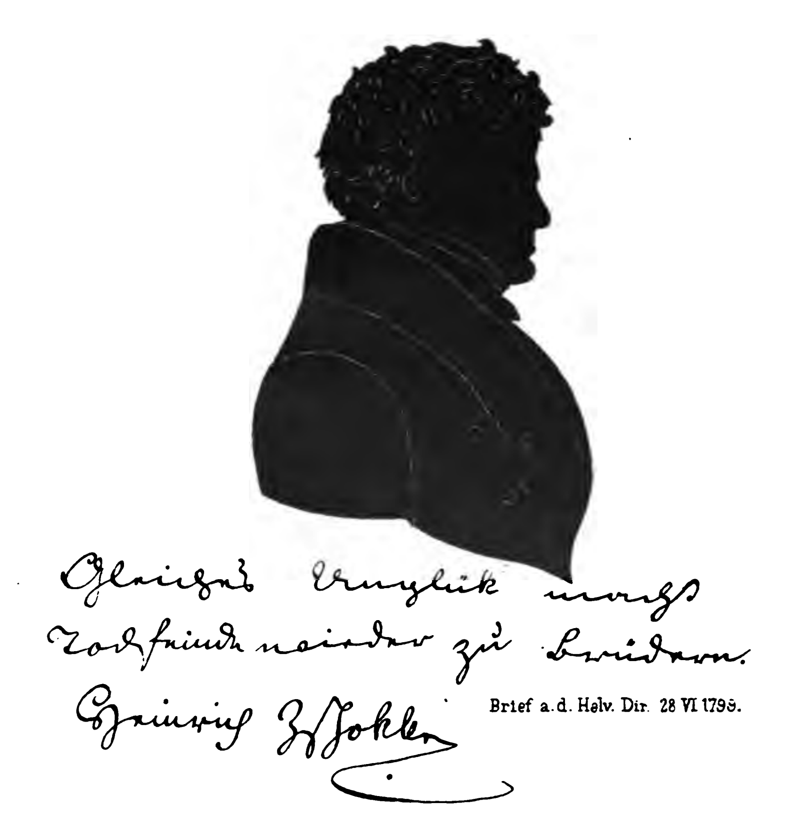
Schon steht er vor der Höhle; ihm klingt es wie ein Traum.
O wie er da erstaunte! Er traut den Augen kaum.
Zwar wälzet seine Fluthen der Rhein noch stolz und klar,
Doch Alles ist jetzt Blüthe, was vormals Wüste war.

Und über der Gebirge purpurbeglänzten Höh'n
Stieg auf die Morgensonne, sie lacht ihm doppelt schön.
Rupperto staunet trunken nach dem willkommnen Licht,
Und aus in helle Thränen sein schauend Auge bricht.

Er wirft den Sack zur Erde und legt sich in das Gras.
Sein Fuß mag nicht mehr wandeln; er wird so leichenblaß.
Da kommt ein armer Wandrer vom grünen Wald daher,
Der sieht den Ruppert liegen, sieht seine Bürde schwer.

„Was ist dir wohl von Nöthen? o sage mir es an,
So du hast Hilfe nöthig, so ich dich retten kann."
Ihm thut Rupperto staunend noch sein Erlebniß kund,
Und reicht ihm seine Schätze, — dann schließt er Aug' und Mund.





Brief a.d. Helv. Dir. 28 VI 1798.

Karl Schröter.

Ein Lebensbild.

Von **J. A. Stocker.**

(Schluß.)

Schon der Beginn seiner Laufbahn in Rheinfelden wurde Schröter schwer gemacht durch zwei ehrenvolle Anträge, die von Außen kamen und die seine historischen Wissenschaften sofort zur Anerkennung brachten: die Berufung an's großherzoglich badische Landesarchiv nach Karlsruhe und an eine ähnliche Stelle in Bamberg. Aber Schröter ließ sich nicht verlocken, hier fand er ein schönes und ausgiebiges Arbeitsfeld, hier wollte er bleiben und wirken.

Die erste seiner Publikationen auf historischem Gebiet fällt in's Jahr 1856. In den Schlußberichten über die Schulen, die im Auftrage der Bezirks- und Gemeindeschulpflege herausgegeben wurden, legte er eine Anzahl Monographien nieder, die heute noch ihr ungetheiltes Interesse haben. Im Berichte von 1856/57 beabsichtigte er, den Anfang zu liefern zu einer „Darstellung des hiesigen Schulwesens bis zur Gründung der Bezirksschule"; er begann mit der Geschichte der Schulen in Rheinfelden und führte sie fort bis zu den Reformen der Kaiserin Maria Theresia und des **Kaisers** Josef II.

Dieser erste Schulbericht wurde nicht nur von den Behörden, sondern auch öffentlich warm verdankt; um so mehr Aergerniß erregte er bei den Feinden der Toleranz in und um Rheinfelden. Es heißt nämlich in dem Berichte auf Seite 21:

„Als darum im Jahre 1521 der Franziskaner-Mönch Johannes Eberlin von Günzburg, ein Anhänger und Verbreiter der Lehre Martin Luther's, nach Basel kam, beriefen ihn die Bürger von Rheinfelden, damit er ihnen die evangelische Lehre vortrage. An jedem Sonn- und Festtage predigte er zwei Mal in der Kirche und täglich hielt er zu Hause eine

Lehrstunde, worin er die hl. Schrift erklärte. Durch seine Beredsamkeit und seinen frommen Lebenswandel gewann er die Achtung und Liebe aller Einwohner, allein die Drohungen und Maßregeln der Regierung und des Bischofs vermochten, daß er die Stadt verlassen mußte. Wie die Schule, welche Eberlin in Rheinfelden einrichtete, beschaffen war, wissen wir nicht, da durch den Brand des Rathhauses im Jahre 1530 auch alle auf die Reformation bezüglichen Urkunden verloren gingen." Dagegen hat der Reformationsprediger seine Ansichten über das Schulwesen in einer Flugschrift niedergelegt, aus welcher Schröter im Schulprogramm einige Sätze mittheilt.

Diese von ihm in Bezug auf Eberlin angeführte Stelle wurde nun von zweifacher Seite angestritten, einmal von den Ultramontanen und persönlichen Gegnern Schröter's, sodann von dem protestantischen Theologen Dr. Bernhard Riggenbach in Basel in seinem Werke „Johann Eberlin von Günzburg, der Reiseprediger". Riggenbach behauptet nämlich, die aus Eberlin mitgetheilte Stelle stehe zu Rheinfelden in durchaus keiner Beziehung. Eberlin habe daselbst keine Schule gegründet. Ich will auf diese Kontroverse nicht eintreten. Schröter wird wohl gewußt haben, was er schrieb. Dagegen muß ich einige Worte über seine Gegner diesseits und jenseits des Rheins sagen.

Sie fanden hier eine Gelegenheit, den Verhaßten nicht nur beim Bischof von Basel, sondern auch beim Erzbischof Hermann von Vikari in Freiburg, der ihn wegen seines Liberalismus längst auf dem Kerbholz hatte, zu verklagen. Die Anklage blieb nicht ohne Erfolg. Schröter war vielfach von den Umwohnern des badischen Rhein-Gebiets zu geistlichen Funktionen berufen worden und war jeweilen gerne dem Rufe gefolgt. Da erschien plötzlich aus dem erzbischöflichen Palast zu Freiburg das Interdikt, das Schröter jede seelsorgliche Handlung in Baden untersagte.

Unser Freund konnte sich um so leichter über das Interdikt trösten, als ihm im eigenen Lande genug Arbeit zu verrichten blieb; die Nachbarn in Baden aber schmerzte der erzbischöfliche Erlaß tief, denn nun hatte das freisinnige Element Niemand mehr, an den es sich in religiösen Dingen wenden konnte.

Kehren wir zu unserer Schulgeschichte zurück. Das erste Schulprogramm ging in seiner Geschichte des Schulwesens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; in dem darauf folgenden Programm erschien die „Schulordnung vom Jahr 1760", und 1859 ergänzte Schröter die Schulgeschichte durch „die Bestrebungen für Errichtung einer höhern Lehranstalt

in Rheinfelden", in einer Rede, die er bei der Zusammenkunft ehemaliger Lehrer und Schüler der Bezirksschule Rheinfelden den 3. Februar 1859 hielt. Der Verfasser dieses Lebensbildes gedenkt noch mit Vergnügen jenes an Erinnerungen reichen Jubiläumstages bei Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Bezirksschule. Noch im Frühling 1886 lieferte Schröter als Ergänzung zu dieser Schulgeschichte im letzten Programm, das er besorgte, eine Zusammenstellung der Stiftungen und Stipendien für die Schule.

Alle diese Arbeiten sind voll interessanter Details über das Schulwesen der Stadt. Niemand wohl hätte sie mit größerer Liebe und Interessenahme geschrieben als Schröter, dem die Schule sein zweites Ich war.

Die übrigen Schulberichte enthalten, sofern sie nicht biographische Mittheilungen über verstorbene Rheinfelder bringen, Monographien über städtische Einrichtungen, die mit dem öffentlichen Leben in irgend welcher Beziehung stehen. Im Schulprogramm von 1858/59 veröffentlichte er eine „Geschichte der Schützengesellschaft Rheinfelden in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens, 1460—1650." Diese Arbeit wurde dann beim vierhundertjährigen Jubiläum der Gesellschaft in der von Schröter und mir 1860 herausgegebenen Festschrift abgedruckt und erweitert. Die Schrift ist eine Urkunde der Wehrhaftigkeit dieses kleinen Gemeinwesens und die Erinnerung an eine kräftige, selbstbewußte Zeit. Das Werklein ist um so bemerkenswerther, als es in die ältesten Zeiten des schweizerischen Schützenwesens hineinleuchtet, indem Rheinfelden wie Thun zu denjenigen Städten im Schweizerlande gehört, wo das Schießwesen schon sehr frühzeitig entwickelt war.

Das Schulprogramm von 1859/60 brachte das merkwürdige Lebensbild eines Rheinfelder Kapuziners, des P. Ignatius Eggs, der in der bescheidenen Kutte einen wahrhaft frommen Sinn, einen edlen Charakter und ein aufrichtiges und reges Streben für Wissenschaft barg. P. Ignatius machte im Spätjahr 1656 eine Reise nach Paläſtina, welche 16 Monate dauerte und von ihm in einem Werke ziemlich weitläufig beschrieben wurde. In einem Nachtrag zu der Biographie des Paters gab Schröter noch eine kurze Darstellung der sowohl in wissenschaftlicher Beziehung als auch im öffentlichen Staatsleben hervorragenden Familie Eggs.

Im Schlußbericht von 1860/61 finden wir eine von biographischen Notizen begleitete Darstellung der 30 „Pröpste des Kollegiatstiftes S. Martin zu Rheinfelden", beginnend mit dem ersten Propst Graf Ru-

dolf von Habsburg-Laufenburg (1270—1274) bis zu Propst Franz Anton Fröwis (1786—1862).

Diesem Bilde von Prälaten folgt 1863 ein „kurzer Ueberblick der Geschichte der Stadt Rheinfelden". Die Darstellung machte keinen Anspruch auf streng wissenschaftlichen Werth, sie war für die Jugend bestimmt und demgemäß gehalten, immerhin war sie das erste zusammenhängende Bild über die Schicksale der achthundertjährigen Rhein- und Waldstadt, obwohl Schröter's Vater bereits anläßlich der Bereinigung des Stadtarchiv's eine „Chronik der Stadt Rheinfelden bis 1562" und eine „Geschichte der Stadt bis 1803" handschriftlich in's Archiv niedergelegt hatte. Aus diesen beiden Dokumenten entnahm Schröter die „Zusammenstellung der Kriegslasten, welche die Stadt in den Jahren 1632 bis 1650 erlitten." Die Zahlen sprechen deutlich von der Noth und dem Elend, welches der dreißigjährige Krieg über das vielgeprüfte Gemeinwesen hereingebracht hatte.

Aus jener Zeit der Drangsale stammt auch das „Schwedenlied", das die 21 Wochen dauernde Belagerung Rheinfelden's vom 27. März bis 18. September 1634 behandelt und im Schulprogramm von 1880/81 nach der ältern Lesart abgedruckt ist. Das zweite, ebenfalls im gleichen Programm veröffentlichte Lied betrifft die Belagerung Rheinfelden's durch den französischen Marschall Crequi vom 9. bis 20. Juli 1678, das Treffen auf dem rechten Rheinufer und die Zerstörung Säckingen's. Beide Lieder tragen das Gepräge ihrer Zeit und man muß Schröter Dank wissen, daß er sie der Vergessenheit entrissen hat.

Den Schluß der Schulprogramme aus Schröter's Hand machte die Statistik der „Stiftungen für Schulen und Bildungszwecke in Rheinfelden", beginnend mit der Stiftung des Edeln Hans Heinrich von Landeckh in Freiburg (1572) und abschließend mit dem Bezirksschulfond vom 16. Oktober 1830.

Im Jahre 1855 begann Schröter eine Publikation, der ich gerne ein längeres Leben gewünscht hätte: die „Mittheilungen zur Geschichte des Frickthals", in Monatsblättern als Beilage zur „Frickthaler Zeitung" gedruckt. Sie erreichte nur ein Alter von fünf Monaten und ging nach der fünften Nummer ein. Immerhin enthielt sie einige werthvolle Arbeiten: „Der Versuch der Stadt Bern, das Frickthal und die vier Waldstädte zu gewinnen (1728—1740"); „die Einführung der Zunftverfassung in Rheinfelden (1331); „die Besetzung der vier Waldstätte

durch den Rheingrafen Otto Ludwig (1633); „Geschichtliches über das Dorf Möhlin" (unvollendet).

Auch einige historisch-statistische Arbeiten von Schröter sind gedruckt worden, u. A. ein alter Häuserbeschrieb von Rheinfelden, aus den Dreißiger Jahren, aus dem u. A. zu entnehmen ist, daß Schröter's Familie in der obern Marktgasse im Hause zum „Otter" gewohnt hat. Jedes Haus besaß seinen besondern Namen, wie das vor der Nummerirung der Häuser in den deutschen Städten allgemein üblich war.

Nicht geringe Thätigkeit entwickelte unser Freund in der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, die am 3. November 1859 in Brugg gegründet wurde. Schröter trat bei diesem Anlasse mit Professor Rochholz in das Redaktionskomite der Gesellschaftszeitschrift „Argovia" ein, in dem er Jahre lang verblieb. In der heute noch bestehenden Zeitschrift ward ihm namentlich die Behandlung der kirchenhistorischen Fragen zu Theil. Wie man solche löst, zeigte er in der Abhandlung in der „Argovia" 1862/63: „Die Pfarrei Staufberg-Lenzburg und das Kapitel Lenzburg vor der Reformation." Mit dieser Arbeit wurde der Beweis geführt, wie viel derartiges kirchenhistorisches Material in den Pfarrarchiven liegt, das einmal an's Licht geführt, ausdrücklich darthut, wie enge Beides, die kirchliche und die politische Entwicklung eines Gemeindewesens, mit einander verbunden ist. Die Arbeit stützt sich lediglich auf das Staatsarchiv und kann, wie es im Vorwort der „Argovia" jenes Bandes heißt, um so weniger als eine vollständige betrachtet werden, als dem Herausgeber hiefür weder das Stadtarchiv von Lenzburg, noch dasjenige des Kapitels Lenzburg-Brugg zu Gebote stand, noch auch die erbetene kollegialische Unterstützung hiebei gewährt worden ist. Im Auftrage der Historischen Gesellschaft untersuchte Schröter dann auch die Archive der Klöster Hermetschwyl und Gnadenthal; das Resultat dieser Arbeit ist mir indessen nicht bekannt.

Die Leidensgeschichte der Stadt Rheinfelden behandelte Schröter in drei, meist in der Historischen Gesellschaft gehaltenen Vorträgen; im Jahre 1865, als die Gesellschaft in Rheinfelden tagte, schilderte er „die Kriegsschicksale und die Belagerungen der Stadt während des dreißigjährigen Krieges", unter Vorlegung eines neu aufgefundenen Planes der ehemaligen Festung; sodann „die Schicksale Rheinfelden's als österreichische Grenzstadt am Schlusse des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts";

endlich die Leidensgeschichte der Stadt während des großen französisch-habsburgischen Krieges, namentlich des ersten Erbfolgekrieges (1714 bis 1748).

Schröter war dann auch längere Zeit Vizepräsident des Vorstandes der Gesellschaft und überhaupt eine tüchtige Stütze derselben. Daß er nicht noch produktiver gewesen und namentlich sich an größere Arbeiten gewagt hat, das hat seine Ursache nicht im Mangel an Wissen und Können, sondern an der Möglichkeit des Vollbringens. Er hätte vier oder sechs Hände haben sollen zum Schreiben; er wollte nämlich Alles selbst machen und war nicht dazu zu bewegen, irgend Jemandem eine Arbeit zu übertragen. Mittlerweile kam das Alter heran, nagte die Krankheit an ihm, verließ ihn die Lust und Kraft, auf diesem Boden so thätig zu sein, wie ehedem und so blieb manches liegen, was zu den Zukunfts-Arbeiten gehörte. So hat er dem Schreiber dieses für die vorliegende Zeitschrift mehrere Arbeiten zu liefern zugesagt. Wie gerne hätte er sie gebracht, allein die Zeit, die Kraft und die Gesundheit reichten nicht aus und es muß eine andere Hand die verlornen Fäden seines Programms wieder aufnehmen.

Außer der Aargauischen Historischen Gesellschaft war unser Freund Mitglied der Allg. schweiz. Geschichtsforschenden Gesellschaft und korrespondirendes Mitglied der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

Schon lange gehörte es zu Schröter's Lieblingsprojekten, ein historisches Kabinet in Rheinfelden zu gründen; zu diesem sammelte er Alterthümer aus dem Fricktal und der Nachbarschaft desselben zusammen, um so nach und nach eine Darstellung des Kulturlebens seiner Heimath aus allen Jahrhunderten zu bieten. Gegen den Anfang des Jahres 1881 war die Sammlung soweit gediehen, daß Schröter sie der Historischen Gesellschaft des Aargau's, welche am 22. August in Rheinfelden tagte, als Zeugniß seiner rastlosen Sammlerthätigkeit vorlegen konnte. In der That war die in einem Saale des Schulhauses aufgestellte Kollektion sehr sehenswerth. Hauptsächlich zeigte sich die Zeit des Mittelalters glücklich vertreten; daneben lagen auch zahlreiche Zeugen aus der Zeit der Römer vom benachbarten Kaiseraugst (Augusta Rauracorum), sehr werthvolle Handschriften und Urkunden; alles mit vielen und persönlichen Opfern herbeigeschafft.

Der Verewigte trug sich in den letzten Jahren noch mit dem Gedanken, die werthvollen Bausteine, die er in mühsamer Forschung, Jahr

für Jahr aus den Ruinen und dem Staube der Vergangenheit hervorgesucht und aufgehäuft hat, zu einem monumentalen Bau zu verbinden. Es sollte ihm nicht vergönnt sein und so liegt, wie ein Freund und Mitforscher an seinem Grabe sagte, sein Werk unvollendet da, gleich einer Säule, die mitten entzwei gebrochen.

Was aber in keine Sammlung niedergelegt werden kann, was in keine Schrift niedergeschrieben wurde, das waren die merkwürdigen Detailkenntnisse Schröter's über die Geschichte seines Landes, über dessen Urkunden, Bücher und Traditionen; das ist nun Alles verloren, unwiederbringlich und schon deßhalb ist es zu bedauern, daß Schröter nicht mehr geschrieben hat. Seine Mitbürger aber haben kein Recht, ihm deßhalb zu zürnen, er gab seine ganze Kraft in den Dienst des Landes und dafür wollen wir ihm dankbar sein durch das Wort, indem wir seine Hingebung ehren, und in der That, indem wir suchen, ihm nachzufolgen.

* * *

Der Pfarrer, Schulmann und Historiker war aber auch der Mittelpunkt des geselligen Lebens seiner kleinen Stadt; um ihn gruppirte sich Alles, was Freude an edler und fröhlicher Geselligkeit empfand. Als seine Gesundheit noch ungeschwächt und deßhalb auch seine Gemüthsstimmung eine heiterere und gleichmäßigere war, da konnte man keinen angenehmern und beredtern Gesellschafter finden als den Pfarrer Schröter. Wer sich noch der fröhlichen Abende in der Lesegesellschaft „Frohsinn" zum Salmen erinnert, in der Schröter wohl der beliebteste Gast und Mitbegründer war, der gedenkt auch wohl des Spruches von Göthe:

> Ich liebe mir den heitern Mann
> Am meisten unter meinen Gästen;
> Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
> Der ist gewiß nicht von den Besten.

Mochten auch griesgrämige Burger oder gewisse Dunkelmänner an Schröter's Ader zur Geselligkeit ein Aergerniß nehmen, er kümmerte sich nicht darum und dachte mit Schiller:

> Laßt sie geh'n, 's sind Tiefenbacher,
> Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Mit solchen Leuten hatte er mehrfach zu thun; aber er ließ sich nicht einschüchtern, ging offen und gerade seinen Weg, und that, was er für recht erachtete. Als zu Anfang der Fünfziger Jahre, also kurz nach

Schröter's Heimkehr von den Studien, das Liebhabertheater im Kapuzinerkloster zu Rheinfelden aus Finanznoth hätte verkauft werden sollen, stellte sich Schröter an die Spitze einer Anzahl von Männern, welche wie er gesinnt, nicht zugeben mochten, daß ein Institut, das von den hervorragendsten Bürgern der Stadt gegründet worden war und an dem sie selbst mitgewirkt hatten, verloren gehen und seinem Zwecke entfremdet werden sollte. Es lag ihm daran, der Jugend eine Bildungsstätte zu erhalten, die immer einen guten Ruf gehabt hatte und von jeher in der Achtung der Bevölkerung gestanden war. Es gelang ihm, eine Aktiengesellschaft zu gründen und die genügende Anzahl Aktien zusammen zu bringen, um das Theater der Gemeinde zu erhalten. Mit noch vier andern gleichgesinnten Männern übernahm Schröter die Leitung des reorganisirten Theaterinstituts. Ihm fiel als Aufgabe hauptsächlich die Wahl der Stücke zu und wie wir es beim Kindertheater gesehen haben, wurde er auch zugleich Vortragsmeister, für welche Aufgabe er ein besonderes Geschick besaß.

Doch ging es nicht lange und schwarze und graue Kutten denunzirten unsern Freund wegen seiner dramaturgischen Thätigkeit beim Bischof von Basel, Karl Arnold. Dieser ließ sofort beim damaligen Generalprovikar des Bisthums, dem Propst Josef Anton Vögelin in Rheinfelden die Anfrage stellen, ob es wahr sei, daß der zum Stadtpfarrer vorgeschlagene Kaplan Schröter in der That ein Theater leite? Der würdige Propst antwortete der Wahrheit gemäß mit „Ja" und fügte dann noch bei, er selbst sei Aktionär bei dem Unternehmen. Damit waren die Gegner ab- und zur Ruhe verwiesen und die Sache war erledigt. Das Theaterspielen hat der Pfarrwahl keinen Eintrag gethan.

Wie für die dramatische Kunst, so besaß unser Freund auch ein ausgesprochenes Talent für die Darstellung historischer Festzüge. Berechtigten seine historischen Kenntnisse für derartige Aufgaben, so war es noch mehr sein praktischer Sinn, sein organisatorisches Geschick, sowie seine Kostümkunde, was ihn hiezu befähigte.

Der erste Festzug, dessen Plan bei Anlaß der Zusammenkunft der aargauischen historischen Gesellschaft in Rheinfelden auf die Anregung des Hrn. Prof. E. L. Rochholz entstanden war, fand schon am 11. Februar 1866 statt und zwar in Gegenwart einer großen Volksmenge. Er machte einen durchaus würdigen, wirklich historischen Eindruck, fern von allem Fastnachtmäßigen. Es schien, als ob diese darstellenden Figuren in ihren

Kostümen aufgewachsen wären. Mit Schröter's besonderm Geschick und Verständniß waren die einzelnen Physiognomien für die betreffenden Rollen ausgewählt; so war z. B. der Schultheiß von 1415 ganz vorzüglich gelungen. Die Frauen von Rheinfelden erhöhten den Glanz des Festes durch ihre zahlreiche Theilnahme; mehrere erschienen zu Pferd. Die Darstellerin der Herzogin von Zähringen, in reichem Kostüm auf stolzem Pferd, zeigte sich in der That einer Herzogin würdig. Reizende hübsche Erscheinungen waren auch einige jüngere Damen in Pagenkleidung. Die alterthümliche Physiognomie der Stadt bildete zum Ganzen einen passenden Rahmen.

Der Festzug entfaltete in acht Gruppen die Geschichte Rheinfelden's. Die erste Gruppe (vom Jahr 1146) repräsentirte die Zeit des Herzogs von Zähringen, des Gründers der Stadt; die zweite Gruppe die Zeit Rudolf's von Habsburg, welcher nach der Belagerung von Basel (1273) Rheinfelden besucht hatte; die dritte Gruppe, die Zeit des Aufblühens der Bürgerschaft von (1331). Die vierte und fünfte Gruppe (von 1445 und 1576) stellten das damalige freundschaftliche Verhältniß zu den verbündeten Eidgenossen dar. Das sechste Bild behandelte die Periode des dreißigjährigen Krieges, in welche (1634) die harte Belagerung der Stadt fällt. Das 18. Jahrhundert war vertreten (im siebenten Bilde) durch zwei Darstellungen aus dem Volksleben: eine Rheinfelder Schulstube und eine Jubel-Hochzeit von 1750. Endlich in der achten Gruppe wurde die Aufnahme Rheinfelden's in den Aargau und in die schweizerische Eidgenossenschaft dargestellt.

Ebenso festlich verlief das Volks- und Schützenfest in Rheinfelden am 7. Mai 1876. Die Eröffnung der neuen Schießstätte, die Abdankung der alten Schützenfahne vom Jahre 1460 und die Einweihung eines neuen Schützenpanners bildeten die Veranlassung zu dem Tage, an welchem wiederum Schröter einen Festzug veranstaltet hatte.

Der Zug umfaßte folgende Figuren und Gruppen: Voran ein berittener Pannerträger der Stadt, dann der Herold von 1576 zu Pferd, vier Trompeter im Kostüme der Zeit; die Gruppe der Adeligen und Mitglieder der Herrenstube, dann der Landvogt und Hauptmann der vier Waldstädte am Rhein, Sigmund von Rotberg; sein Statthalter, der Junker Hans Othmar von Schönau; der Amtmann von Rheinfelden, Ludwig von Eggs; der Johanniter Komthur Schenk von Staufenburg in Rheinfelden; Leonhard von Stetten, Komthur der Deutsch-Herren zu Beuggen; die Truchsessen

Ulmann und Jakob von Rheinfelden; Propst und Dekan des S. Martinstiftes; der Markgraf Karl von Baden-Röteln; der Landvogt Hans Philipp Offenburg auf Farnsburg; endlich die Schultheiße und Bürgermeister der Waldstädte.

Den adeligen Herren folgten die bürgerlichen: die Zunftmeister mit ihren Pannern, die Festjungfrauen, die Trommler, die Pfeifer, die Bogenschützen, die Pritschenmeister, der Stadtweibel, der Magistrat und die Ehrengäste. Den Schluß der historischen Abtheilung bildeten die Lunten- und Hakenbüchsenschützen. Die zweite Abtheilung trug den Typus der Gegenwart. Das Ganze war ein farbenreiches Bild voll charakteristischer Treue, das dem Leiter alle Ehre machte.

Der letzte große historische Zug, den Schröter leitete, war der vom 15. Februar 1885. Ich habe darüber in zwei Artikeln ausführlich in den „Basler Nachrichten" referirt, zudem liegt das Fest unserer Erinnerung noch so nahe, daß ich mich darüber kurz fassen kann. Es nahmen 300 handelnde Personen daran Theil, 60 Pferde befanden sich im Zuge. Kostüme, Pferdegeschirre, Wagen u. s. w. waren historisch möglichst getreu.

Es handelte sich um die Darstellung des Einritts Kaiser Ferdinand's I. am 9. Januar 1563 in Rheinfelden. Schröter machte die Bevölkerung der Stadt vorher mit den historischen Thatsachen durch einen Artikel in der „Volksstimme" bekannt, worin er schrieb: „Kaiser Ferdinand ritt am besagten Tage, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr ein; Schultheiß, Rath, Bürgerschaft, Geistlichkeit und Schüler, sowie der Adel gingen ihm bis auf das Weierfeld entgegen in ordentlicher Prozession. Unter einem neuen Traghimmel wurden S. Majestät die Schlüssel der Stadt übergeben. Bei dem Zuge zum Empfang waren auch die beiden Fähnlein von Möhlinbach und Rheinthal. S. Majestät war im Hause des Junkers Ludwig von Schönau (jetzt Wohnung des Hrn. Salinendirektors Güntert) über Nacht. Für sein Gefolge brauchte man 361 Betten, dann Stallungen für 600 Pferde (nach anderer Aufzeichnung für 833) und für 36 Maulthiere. Ueber den schönen Empfang erfreut, gestattete er der Bürgerschaft, sich eine Gnade zu erbitten. Diese, damals in der Blüthe des Wohlstandes sich befindend, erlaubte sich die bescheidene Bitte: S. Majestät wolle geruhen, ihren sieben Sternen im Wappen noch zwei beifügen zu dürfen. Der Kaiser entsprach der Bitte mit den Worten: „Behaltet euer gut Lob wie bishero."

Am andern Tag reiste er Morgens zwischen 11 und 12 Uhr von



hier weg; die Stadt schenkte ihm zwei große Fässer mit dem neuen Stadtwappen bemalt und mit dem besten Wein gefüllt und ließ ihm dieselben bis Konstanz nachführen. Diese Reise des Kaisers und der jeweilige Empfang ist von einem Zeitgenossen bezeichnet: Frankfurt empfing unbesinnlich, Mainz fürstlich, Oppenheim vermöglich, Speier tapferlich, Landau liederlich, Weißenburg gleichgültig, Hagenau demüthig, Straßburg prächtig, Schlettstatt bäuerisch, Kolmar freundlich, Breisach kriegerisch, Freiburg christlich, Basel herrlich, Rheinfelden zierlich, Waldshut einmüthig, Schaffhausen einfältiglich, Konstanz stattlich, Ueberlingen listiglich u. s. w.

Dieser Eintritt wurde durch folgende Figuren und Gruppen dargestellt: Eröffnungsmusik, der Herold der Stadt (Hr. Wüthrich zum Feldschlößchen), Geharnischte, der Landadel, die Ordensritter, die Chorherren mit dem Propst (Hr. Substitut Hollinger), die Nonnen von Olsberg, die Herrenstube, der Stadtschultheiß (Hr. Bezirksverwalter Courtin), Räthe, Schulmeister mit Kindern, der kaiserliche Herold, dann Ferdinand I., (Hr. Habich-Dietschy) mit Gefolge, bestehend in Ritter, Pagen, Knappen, das Geleite des Raths von Basel, Erzherzog Ferdinand (Hr. Hotelwirth J. V. Dietschy) mit der von Dichtern und Schriftstellern reichlich bedachten und gelobten Gemahlin, der Philippine Welser aus Augsburg, repräsentirt durch Fräulein O. Waldmeyer, diese Alle in Begleit von deutschen Herzogen, Markgrafen u. s. w., dann die Zunftgruppen mit Pannern, den kraftvollen Zunftmeistern u. s. w., die Hakenbüchsen- und Armbrustschützen, die Zünfte mit Abzeichen und Arbeitsprodukten, die Zunftstube selbst, Bachus mit den Küfern, Vulkanus mit den Gnomen, Vater Rhenus mit den Hauensteinern, den Rheingenossen und Salmträgern, das Rheinschiff mit Fischern und Flößern.

Die ganze Idee war sehr schön ausgedacht und prächtig durchgeführt, Schröter wirksam unterstützt durch die HH. Dr. med. Günther, Bezirksamtmann Baumer, Stadtammann Dedi, Zeichnungslehrer Kalenbach-Schröter, seinem Schwager u. a. m.

Die originellen und im Geiste der Zeit gehaltenen Anreden verfaßte Schröter selbst. Er war überhaupt unermüdlich thätig. Am Dreikönigstag war der Beschluß gefaßt worden, den Zug auszuführen, vier Wochen nachher fand er statt. In dieser Spanne Zeit liegt eine Unsumme von Arbeit und Kraftaufwand. Es war fast zu viel für den Mann, der schon lange krank war. Die in seinem Nachlaß vorgefundenen Notizen

und Akten liefern den Beweis, welche unendliche Mühe er sich jeweilen hat kosten lassen, um etwas Gediegenes und seines Namens Würdiges zu schaffen.

Eine letzte Arbeit in dieser Richtung war die Aufführung der sog. „Herrenstube im 16. Jahrhundert" bei einer festlichen Vereinigung in der „Gesellschaft zum Frohsinn" im Jahre 1884. Unser Freund hatte den Text dazu geschrieben und die Aufführung geleitet. Es war eines der köstlichsten Bilder, das je aus der Geschichte Rheinfelden's in dramatischer Form aufgetaucht ist.

Die „Herrenstube" aber bestand schon im 15. Jahrhundert im Hause zur „Sonne", dem jetzigen Wohnhause der Familie Habich-Dietschy und war die Trinkstube der vornehmen Bürger und der fremden hohen Gäste. Zum Andenken an diese Zeit und Stube hat der jetzige Besitzer, auf Anregung Schröter's hin, diesen gemüthlichen Winkel in die nebenanliegende Bierbrauerei zum „Salmen" verlegt und unter der Anleitung Schröter's in altdeutscher Weise, im Sinne jener Zeit herrichten lassen und „Salmenstübli" getauft. Unser Freund legte auch eine Chronik daselbst an und versah sie mit einer zweckentsprechenden Einleitung. Jeder Gast, der Rheinfelden besucht, wird auch dem „Salmenstübli" eine Viertelstunde, und wenn es sich mit der Gesellschaft gut trifft, eine Stunde widmen, denn der Stoff, der da verzapft wird, ist kräftig und lobenswerth.

* * *

Schröter war ein guter Sohn seiner Vaterstadt, seines Heimathkantons, seines Vaterlandes und was ihm für die öffentliche Wohlfahrt von Bedeutung erschien, das war auch ein Gegenstand seiner prüfenden Beobachtung, seiner Sorge, seiner uneigennützigen und opferwilligen Arbeit.

Darum fanden wir ihn nicht nur auf dem Gebiete der Schule und Erziehung unermüdlich thätig, sondern auch in dem verwandten gemeinnützigen Gebiete des Armenwesens. Es war etwas völlig Selbstverständliches in Rheinfelden, daß Pfarrer Schröter stets dabei war, wenn es galt, irgend etwas zu thun, was zur Förderung des öffentlichen Wohlstandes, zur Linderung der Noth, zur Unterstützung kunstsinniger Bestrebungen, zur Befestigung der Ehre und des guten Namens seiner Vaterstadt dienen konnte.

Mit Recht konnte daher an seinem Grabe ein Freund und Mitarbeiter auf dem Felde der Erziehung von ihm sagen: „Der ist der rechte Priester, dessen Wirksamkeit nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat ehrt."

Und die hohe Regierung ehrte die vielseitige Wirksamkeit des Verewigten mit folgenden Worten ihres Beileidschreibens: „Sein Hinscheid wird nicht nur in seinem Heimathbezirk, sondern auch in weitern Kreisen des Kantons schmerzlich empfunden werden, denn er hat während einer langen Reihe von Jahren durch seine Einsicht, sein reiches Wissen und seine Thätigkeit in verschiedenen hervorragenden Stellungen, zu denen ihn das Vertrauen der Behörden berufen, vornehmlich im Gebiete des Erziehungswesens sich bleibende Verdienste um unsern Kanton erworben."

Ich kann dieses Kapitel nicht besser abschließen, als mit dieser offfziellen Anerkennung von Schröter's amtlichem Leben.

* * *

Zum Schlusse nur noch einige Worte über die Beziehungen unseres Freundes zu seiner Familie. Wie sehr ihn auch seine amtlichen Pflichten in Anspruch nahmen, so hörte er doch nie auf, ein guter Sohn seiner Eltern, ein treuer Bruder seinen Geschwistern, ein väterlicher Freund und Berather seiner jüngern Verwandten zu sein. „Ich möchte," schrieb er vor seinem Jubiläum, „an diesem Tag lieber still für mich darüber nachdenken, was mir Gott all' die Jahre hindurch gegeben und genommen hat," denn mit trauernder Liebe hing unser Freund zeitlebens an seinen verhältnißmäßig früh dahin geschiedenen Eltern und andern ebenso früh verstorbenen nahen Verwandten. Das wußten aber auch die lebenden Angehörigen; wem vergönnt war, als lieber Gast eintreten zu dürfen in das traute Pfarrhaus zu Rheinfelden und in den blumigen Pfarrgarten, der mußte es sofort empfinden, wie hier sinnige Liebe, gegenseitiges Verstehen, aufmerksame Fürsorge, schonende Rücksicht walteten, ohne daß man es einander sagte.

Und wie Viele hatten das Glück, gastliche Aufnahme in diesem Hause zu finden! Der Kreis von Bekannten und Freunden im In- und Auslande war ja ein ungemein großer.

Ach, an diesem Garten hing er mit ausnehmender Liebe. Johannes Scherr fand es unbegreiflich, daß es Frauen geben könne, welche keine Neigung für die Blumen, diese „zarten Kinder der Erde" hegen können, und in der That, giebt es wenige Frauen, denen die Pflege der Blumen fremd ist. Seltener jedoch findet man sie bei den Männern und es giebt wohl Wenige, welche wie der Verstorbene mit solcher Liebe an den Blumen hängen und ihnen eine solch' sorgfältige Pflege angedeihen lassen, wie Schröter das that. Der letzte Blick, den der Verstorbene noch nach Außen

warf, galt seinem lieben Garten, dessen Rosenpracht er im verflossenen Sommer leider nie sehen konnte und dessen letzte Rosen nach seinem Tode noch neben dem Arbeitstische standen.

Mit treuer Liebe hing der Verstorbene stets an seiner Familie; nach dem Tode der Eltern betrachtete er sich als Vater der Seinen und wie früher im elterlichen Hause bei Anlaß der verschiedenen Feste sich alle Familienglieder zu gemeinsamer Freude zusammen fanden, so mußte es nun auch seit mehr als zwanzig Jahren bei ihm im Pfarrhause geschehen. Und wie in der Vorahnung seines baldigen Scheidens aus dieser Welt rief er an seinem 60. Geburts- und Namenstage noch alle Angehörigen zu sich, um, wie er sich äußerte, noch einmal recht gemüthlich im Familienkreise den Tag zu verleben, da man nicht wisse, was das folgende Jahr bringen könne.

Vor 6 Jahren, am 6. Januar 1881, feierte er unter herzlicher Theilnahme der katholischen und protestantischen Bevölkerung, des Bischofs und seiner Kollegen das 25jährige Jubiläum seiner pfarramtlichen Wirksamkeit. An diesem Tage durfte man mit einem Redner sagen: „Rheinfelden vindizirt sich mit Grund das Recht, eine Burg zu sein für freies Denken und für Wahrheit in kirchlichen und religiösen Dingen. Was die Stadt in dieser Beziehung geworden ist, das hat sie Schröter zu verdanken.“

Hier darf ich wohl die Charakteristik Schröter's anschließen, die einer seiner Freunde, ein hervorragender Forscher und Schriftsteller (Dr. Hans Blum, der ihn auch in seinem Roman „Bernhard von Weimar“ verewigt hat) in einem Beileidsschreiben ausspricht: „Schröter war in mannigfacher Hinsicht der gute Geist von Rheinfelden — auch ganz abgesehen von seinem geistlichen Amte, das er so trefflich verwaltete. Wie vermochte er die Geselligkeit des fröhlichen Völkchens der Stadt zu veredeln und zu vertiefen! Wie sonnig und freudig glänzten seine Begrüßungsreden über den Festen der Rheinstadt seit einem Menschenalter und länger! Und wie hing er an der tausendjährigen Geschichte seines heimathlichen Gaues! Gelehrtere Forscher mag es vielleicht geben, als ihn, — obwohl auch dieser nur wenige — keinen aber, der mit herzlicherer Treue und freudigerer Andacht als er, den Geschicken seiner Heimath nachging in alten und neuen Zeiten, in guten und bösen Tagen, und nur ganz wenige, die der Quellen Sprache und Naturlaut so verständlich in unsere Sprache und Gefühle zu verwandeln verstanden.

Vielen der Jüngern wird es gehen, wie mir! Ich war von ihm

durch jene Spanne der Jahre geschieden, die den Menschen in verschiedene Sphären des Fühlens und Denkens versetzt. Ich war Jüngling, als er Mann war, und Mann, als er der Grenze der Mannesjahre, dem Alter nach, zueilte. In 99 unter 100 Fällen wird bei solcher Altersverschiedenheit niemals ein trauliches Verhältniß aufkommen. Anders bei ihm. Denn sein Herz blieb ewig jung, er war jung mit den Jungen — und auch ohne sie, für sich allein. So wurde unser Verhältniß mit jedem Jahr inniger, und es war mir schließlich zum Herzensbedürfniß geworden, wie meine alten Berge, Thürme und Wasserstrudel, auch sein liebes Antlitz alljährlich einige Wochen wiederzusehen."

Unser Freund hat vielleicht in den letzten Jahren auf Solche, die ihn nicht näher kannten, in Folge peinigender, gichtischer und rheumatischer Schmerzen bisweilen den Eindruck eines wenig mittheilsamen, ja schroffen Mannes gemacht; wer ihm aber näher stand, der mußte ihn als herzlichen, theilnehmenden Berather und treuen Freund verehren. So schroff er auch manchmal erscheinen mochte, scharf und schneidend sein und verletzen konnte, im Grunde des Herzens war er mild und versöhnlich. Namentlich besaß er neben vielen andern guten Eigenschaften den seltenen Vorzug, der ihm von früher Jugend an eigen war, daß er nie dulden konnte, wenn man über Abwesende, die sich nicht vertheidigen konnten, ungünstig urtheilte, selbst wenn er wußte, daß die Betreffenden seine Gegner waren.

Mochte es ihm auch oft schwer werden, gegenüber den vielen feindlichen Angriffen von rechts und links seinen Gleichmuth zu bewahren und der Leidenschaften Herr zu werden, er wußte sich zu beherrschen, wie er denn auch mit einer seltenen Energie gegen die immer heftiger hereinbrechenden körperlichen Leiden ankämpfte. Wer ihm näher gestanden, mußte sich billig verwundern, wie er im letzten Jahre seiner Wirksamkeit bei seinem gesundheitlichen Zustande das noch leisten konnte, was er geleistet hat.

Aber jeder Kampf wird schließlich zu Ende gekämpft. „Am zweiten Tage nach Weihnachten, den 27. Dezember 1886, in der Zeit, wo überall das Echo der fröhlichen Engelsbotschaft vernommen wurde: „Ich verkündige Euch eine große Freude, die Euch und allem Volke wiederfahren ist", hielt im Pfarrhaus zu Rheinfelden der Todesengel Einkehr, um die Seele unseres Freundes heimzuholen.

„Der Verewigte ist uns Allen viel zu früh entrissen worden. Wir dürfen gar nicht daran denken, was wir an unserm Freunde verloren

haben und wissen gar nicht, wie die Lücke, die er hinterläßt, soll ausgefüllt werden. Insofern stehen wir in rathloser Trauer an seinem Grabe. Allein wir wollen doch mit Dank gegen Gott bekennen, daß sein Loos ein glückliches genannt werden darf. Er hatte ein schönes und reiches Leben hinter sich. Mit hohen Gaben des Geistes und des Gemüthes ausgerüstet, durfte er in einflußreichen Stellungen für Alles wirken, was wir sterbliche Menschen wahr und gut und heilig, unvergänglich und ewig nennen. Gibt es ein beneidenswertheres Loos auf Erden? Er hat nicht ohne Erfolg gearbeitet, sondern die Saat, die er ausstreute, kräftig aufgehen sehen, hat volle innere Befriedigung und die Anerkennung der Dankbarkeit, die Liebe derer erworben, deren Urtheil und Freundschaft ihm werthvoll waren.

„Todt ist nur, wer vergessen ist!"

Ein langjähriger Mitarbeiter im Erziehungswesen, der gewesene Direktionssekretär J. J. Spühler, nunmehriger Herausgeber der „Aarg. Nachrichten", widmet Schröter folgendes Sonett:

Du stiegst hinab in's stille Reich der Schatten,
Wo Glaubensstreit und Kirchensatzung schweigen.
Wohl mag der Freunde Haupt sich trauernd neigen,
Wenn sie den Mann, der nie gewankt, bestatten. —

In roher Lohgluth nicht, auch nicht im matten,
Verblaßten Fahlschein schwanker Irrlichtreigen
Kamst Du, der Welt den Mannesmuth zu zeigen,
Den Kluge bald und leicht entäußert hatten.

Nun senken sie zur dunkeln Gruft Dich nieder —
Die Freunde und die Jünger all' mit Klagen,
Weih'n Thränen Dir und banger Trauer Lieder;

Doch ranken um den Marmor Rosenschosse;
Sie leuchten hell in späten fernsten Tagen:
„Hier ruht ein Mann, ein wackrer Eidgenosse."

* * *

Donnerstags den 30. Dezember, Nachmittags halb 4 Uhr, fand unter Anwesenheit einer sehr großen Theilnehmerzahl die Beerdigung statt. Der christkatholische Klerus des Aargau's und der Nachbarkantone hatte sich zahlreich eingefunden und Freunde des Verstorbenen waren von Zürich Luzern, Solothurn, Bern und Basel herbeigeeilt, um demselben die letzte Ehre zu erweisen.

Die Leiche, in der Kirche aufgebahrt, war von Palmen und Kränzen überdeckt, Kränze bedeckten auch alle Altäre um den Sarg herum. Die Feier begann und schloß mit Orgelspiel und Gesang. An der Bahre des verewigten Freundes und bischöflichen Vikars hielt Hr. Bischof Dr. Eduard Herzog die Leichenrede, der ich bereits einige Stellen entnommen habe.

Von der Kirche hinweg bewegte sich durch das Städtchen ein langer, langer Leichenzug nach dem Friedhofe, auf dem Schröter so manchem lieben Manne und Freunde erhebende Worte des Abschiedes gesprochen. Hier auf dem schneebedeckten Gottesfeld ergriff Angesichts des offenen Grabes Hr. Karl Lochbrunner von Laufenburg das Wort, um Namens der aargauischen Pastoralkonferenz Worte des Dankes auszusprechen für seine ständige und tapfere Unterstützung im Kampfe um Recht und Licht; dann legte er einen Ehrenkranz auf den Sarg des Freundes. Nun kam der protestantische Pfarrer, Hr. Dr. Kalthoff, um dem Verstorbenen zu danken für die stetige Mithülfe, die Schröter, der katholische Priester, der protestantischen Gemeinde Rheinfelden seit Jahren hatte angedeihen lassen. Hr. Rektor Edmund Häge aus Brugg, ein gebornes Rheinfelder Kind, dankte im Namen des Erziehungsrathes und des Staates für die vielen Verdienste des Dahingeschiedenen auf dem Gebiete der Jugenderziehung. Den Schluß der Grabreden machte Hr. Professor Jakob Hunziker aus Aarau, Präsident der aargauischen historischen Gesellschaft, indem er des reichen Schaffens und Waltens Schröter's auf historischem Boden gedachte und ebenfalls einen Kranz auf den Sarg des theuren Todten legte.

Ein Lied des Männerchors der Stadt schloß um 5 Uhr die würdige und erhebende Feier.

Rede des Herrn Pfarrer Karl Lochbrunner.

Geehrte Trauerversammlung! Von zwei Seiten, Namens der aargauischen christkatholischen Synode an Stelle des durch Krankheit verhinderten Präsidenten und Namens der Aargauischen christkatholischen Pastoralkonferenz, ist mir die schmerzliche Pflicht geworden, an dieser Stätte einige Worte zu sprechen.

Als ich vor 20 Jahren nach Rheinfelden kam, um die mir übertragene Stelle eines Bezirkslehrers und Kaplans anzutreten, sagte man mir, ich werde in Herrn Pfarrer Schröter einen gestrengen und launischen Herrn finden; und was habe ich gefunden? Einen treuen, wohlmeinenden

Freund, und das ist er mir geblieben bis zu seinem Tode. Und nicht mir allein war er das, sondern uns Allen, seinen Mitstreitern für Geistes- und Gewissensfreiheit. Und darum ist unser Schmerz um seinen Verlust so groß und tief. Doch nein, wir haben ihn nicht verloren, er lebt unter uns fort durch das dankbare und liebevolle Andenken, das wir ihm jederzeit bewahren werden; er lebt unter uns fort durch sein Beispiel und seinen Geist, welchem wir — ich glaube es hier im Namen seiner Kollegen geloben zu dürfen — treu bleiben und uns durch Nichts von dem Wege abbringen lassen wollen immerdar, den er uns vorgewandelt ist und den wir als den richtigen erkannt zu haben glauben.

Und so schlafe denn wohl, lieber Freund, in Deiner kühlen Gruft, ruhe aus von Deinen Beschwerden und Mühen des Erdenlebens; der Same alles Guten und Schönen, den Du in so viele Herzen gesäet, möge fröhlich gedeihen und zur lebendigen Frucht heranreifen zum Wohle Deiner hinterlassenen Gemeinde und eines weitern Vaterlandes. Dir aber wolle Gott, der Belohner alles Guten, einstens eine freudige Urständ gewähren! Ich habe gesprochen.

Rede des Herrn Pfarrer Dr. Kalthoff.

Verehrte Trauerversammlung! Gestatten Sie auch mir ein kurzes Wort des Nachrufes an unsern theuern entschlafenen Freund. — Ich spreche zuerst im Namen der hiesigen reformirten Kirchgemeinde. Als Glieder an Einem Leibe, da Christus das Haupt ist, fühlen wir's ja, daß wo Ein Glied leidet, sie alle leiden. Wie sollten wir da nicht mittrauern, wo unsere christkatholische Schwestergemeinde durch den Tod ihres treuen Seelsorgers bis in's innerste Herz getroffen ist! Aber unsere Trauer ist in diesem Falle mehr als der Ausdruck allgemein-christlicher Theilnahme. Wir selbst haben ja auch an dem Verstorbenen einen Freund und wohlwollenden Berather verloren. Die theologische Bildung des Verstorbenen war viel zu reich, als daß er die Grundgedanken des Ewig-Christlichen nicht auch da hätte erkennen sollen, wo sie ihm in einer von der eigenen abweichenden Form der historischen Entwicklung begegneten. Das christliche Herz des Verstorbenen war viel zu weit, als daß er bei aller Treue gegen das Bekenntniß der eigenen Kirche nicht ein liebendes Verständniß für die Leiden und Freuden anderer Konfessionen hätte haben sollen. Was wäre aus unserer kleinen reformirten Diaspora-Gemeinde geworden,

wenn ihr in den ersten Zeiten ihrer Bildung zumal allerlei Schwierigkeiten bereitet worden wären! Wenn diese unsere Gemeinde sich bisher einer normalen Entwicklung erfreut hat, wenn das kleine schwache Reis jetzt fröhlich gewachsen und erstarkt ist: wir verdanken es wahrlich nicht zum Geringsten dem treuen Entschlafenen, der unserer Bevölkerung stets ein kräftiges Vorbild ächt christlicher Weitherzigkeit gewesen ist. So oft ich auch zu dem Verstorbenen gekommen bin, um ihm von den Vorkommnissen in unserem Gemeindeleben zu erzählen, mir bei seiner Erfahrung Rath für schwierigere Fragen der pfarramtlichen Thätigkeit zu erholen: allemal konnte ich sicher sein, ein offenes Herz für meine Anliegen und einen ehrlichen, treuen Berather zu finden, und nicht nur einen Berather, sondern auch einen thätigen, unermüdlichen Helfer. Unvergeßlich sind mir die Stunden, in denen ich mit dem Entschlafenen jedesmal an den Anfängen der Schulsemester über die Vertheilung des Stoffes für den Religionsunterricht, den wir beide gemeinsam an der Bezirksschule ertheilten, verhandelten. Da bin ich nie von ihm gegangen, ohne neue Gesichtspunkte gewonnen zu haben, ohne von Neuem in dem Bewußtsein gestärkt zu sein: ja, es gibt ein Christenthum des Geistes, der That und des Lebens, welches hinüberreicht über die trennenden Schranken, welche die Geschichte aufgerichtet, und in dieses Christenthum unsere Jugend einzuführen, sie für dasselbe zu begeistern und zu erwärmen, das ist und bleibt die wesentliche Aufgabe des religiösen Schulunterrichts, auch die Grundlage, auf der sich dann das Leben der historisch gewordenen kirchlichen Gemeinschaft allein gesund entwickeln kann. Möchte dieser Geist des Verstorbenen stets in unserer Stadt und in unserer Bevölkerung lebendig bleiben! Möchten wir, was die Zukunft auch bringen mag, nie vergessen, daß einmal Pfarrer Dr. Schröter unter uns gelebt und gewirkt hat!

Im Namen der Gemeindeschulpflege, der der Verstorbene lange Jahre hindurch bis an sein Lebensende angehört hat, und deren Präsident er bis zuletzt gewesen ist, möchte ich noch ein Wort des Dankes für alle Hingabe und Aufopferung, mit der der Verstorbene unserm Schulwesen gedient hat, aussprechen. Wir können uns unsere Schulen ohne Schröter's Leitung kaum denken. Wohl nirgends werden wir ihn so entbehren wie in der Schule. Der Schule, der Jugend gehörte der beste Theil seiner Kraft und seiner reichen Begabung. Wer ihn gesehen hat bei unsern Jugendfesten in der ganzen Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens, Ernst und Scherz unter die Kinder austheilend, der hat ihn recht eigentlich in seinem

Element gesehen. Da war das Wesen unseres kinderlosen Kinderfreundes verklärt von einem Hauche Dessen, der gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn Solchen ist das Reich Gottes!

Ja, für Euch, meine lieben Kinder, die Ihr mit uns an diesem Grabe trauert, hat das Herz, das jetzt ruhet von seiner Arbeit, ganz besonders warm geschlagen! Eure Aufgabe wird deßhalb auch ganz besonders sein, dem Verstorbenen seine Liebe zu danken und zu gedenken. Wie Ihr das am schönsten thut, das wißt Ihr! In seinem letzten öffentlich gesprochenen Worte hat er Euch die hohen Ideale vorgehalten, nach denen Ihr streben sollt, um dereinst Eurer Vaterstadt, Eurem Vaterlande Ehre machen zu können, die Ideale, für die Held Winkelried sein Leben gelassen. Laßt aus Euern Reihen nie den Geist der Zucht und des Gehorsams, nie den Geist der Wahrhaftigkeit, der Treue, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung weichen, dann seid Ihr die lebendigen und schönsten Denksteine, die dem Verstorbenen gesetzt werden können!

Uns Allen aber gebe Gott Kraft, daß wir jeder an seinem Theile in die große Lücke, die der Tod unseres Freundes in dem Leben unserer Stadt gerissen, eintreten mit jenem Geiste selbstloser Hingebung, darin unser Freund uns vorangeleuchtet. Das walte Gott! —

Rede des Herrn Rektor Edmund Häge.

Geehrte in Trauer Versammelte! Wir stehen am Grabe eines Mannes, der unerwartet früh aus seiner thätigen Laufbahn abgerufen wurde, in der er für Kirche und Staat eine lange segensreiche Wirksamkeit entwickelt hat. Namens der hohen Erziehungsdirektion bringen wir dem Dahingeschiedenen den wohlverdienten Dank für die Verdienste, die er in einer langen Reihe von Jahren als Mitglied des aargauischen Erziehungsrathes um den Kanton sowohl als um den Bezirk und die Heimathgemeinde im Erziehungswesen sich erworben hat. Was unseren Heimgegangenen in diese hervorragende Stellung gebracht hat, ist nicht nur seine wissenschaftliche Befähigung, nicht nur seine Arbeitslust, sondern auch die Milde, mit der er in vorkommenden persönlichen Fragen, mit lauterer Gerechtigkeit gepaart, für seine Anschauung eingestanden ist. Die Staatsbehörde anerkennt daher mit Recht und in vollem Maße diese hohen Verdienste. Wohl können wir von dem Geschiedenen sagen: der erst ist der rechte Priester, den nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat ehrt.

Und nun, lieber Freund, bist Du ein stiller Mann geworden. Aus Deinem Munde fließen nicht mehr jene erhebenden begeisterten Worte, die Du zu jedem Thun und Nutzen an Jung und Alt gerichtet hast. Still schläfst Du den ewigen Schlaf des Verdienstes. Mögen Deine Lehren segensreich dein Andenken erhalten! Have anima pia!"

Rede des Herrn Professor J. Hunziker.

Verehrte Mittrauernde! Vielfachem Verdienst gebührt vielfacher Dank! Wenn wir den trefflichen Worten, die Sie so eben vernommen, noch ein letztes beizufügen wagen, so geschieht es im Gefühle der unerläßlichen Pflicht, welche die Verdienste des Verewigten als Geschichtsforscher, als Mitbegründer des kantonalen historischen Vereins, als langjähriges Mitglied im Vorstande desselben uns auferlegen. Nicht daß wir Ihnen Neues zu sagen hätten! Denn wer unter seinen Freunden hätte ihn nicht gekannt, den heiligen Eifer, mit dem er diesen Arbeiten oblag, den unermüdlichen Forschungstrieb, der sich selbst nie genug that, die unerschöpfliche Freigebigkeit, welche den reichen Schatz seines Wissens jedem Mitforschenden des In- und des Auslandes neidlos eröffnete? Wer erinnerte sich nicht des trefflichen Redners, des kunstsinnigen Festordners, der Begeisterung und Verständniß für die Vorzeit in weiten Kreisen um sich her verbreitete? Wem wäre nicht die Ueberzeugung geworden, daß seine ebenso fromme wie bescheidene Denkart all' diese Arbeiten im Dienste der Wissenschaft nur als eine weitere Gabe betrachtete, die er zu so viel andern Opfergaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegte?

Und nun noch Eines! Göthe sagt irgendwo von sich: „Ich weiß nicht, ob es mir vergönnt sein wird, mein Lebenswerk zu vollenden, aber sollte es auch in der Mitte entzwei gebrochen werden, so wird das Bruchstück noch erkennen lassen, wie kühn der Entwurf gewesen." Dieses Göthe'sche Wort eignet unserm Freund. Schröter hat als Geschichtsforscher Bedeutendes geleistet, er hat noch Größeres geplant. Die reichen Materialien- und Urkundensammlungen, die er hinterlassen, was sind sie anderes als ebenso viele Bausteine, theils sorgfältig bearbeitete, theils noch unbehauene, die er zu seinem Lebenswerk zusammentrug, zur Gesammtgeschichte nämlich seiner Vaterstadt zunächst, dann seiner engern Heimath überhaupt, seines vielgeliebten Frickthals!

Nun ist er hingeschieden und das Lebenswerk steht vor uns als un-

vollendeter Torso, als in der Mitte entzwei gebrochene Ehrensäule auf dem Grabe des Vollendeten. Dieser Ehrensäule, der gebrochenen, weihen wir unsern Kranz, dem Freunde aber, dem entschlafenen, unsern letzten Gruß: macte virtute esto!

Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokke's in den Revolutionsjahren 1798—1801.

Von J. Keller, Bezirkslehrer in Olten.

(Schluß.)

IV. Zschokke als Regierungskommissär in Stanz.
14. Mai 1799—1. Sept. 1799.

Diejenigen haben Wahrheit gesprochen, welche die Revolutionen nicht ein Werk des Volkes, sondern das Werk weniger Einzelner genannt haben.

Auch die schweizerische Revolution ist nicht aus dem Volk hervorgegangen. Die neue Verfassung war dem Lande auf den Spitzen fränkischer Bajonette aufgenöthigt worden. Sie entsprach nicht den Gewohnheiten und Bedürfnissen des Großtheils der Nation und zeigte zu sehr den gallischen Ursprungsstempel in allen in ihren Theilen: Freiheitsbäume, patriotische Ansprachen, theatralische Scenen in den Rathsälen, Nationalkokarde und Schärpen, Dinge, welche dem nüchternen Sinne der biedern Schweizer von jeher zuwider waren. Die Mehrheit des Volkes verfluchte vielmehr die neue Ordnung der Dinge, weil sie dieselbe als die Ursache des über das Land eingebrochenen Elendes ansah.

Die Einquartirungen, die Requisitionen für die fränkischen Heere und die Räubereien ihrer Kommissäre hatten überall drückende Finanznoth geschaffen. Einzelne Gegenden waren durch die Furie des Krieges schwer verwüstet worden. Dazu kamen noch die Umtriebe und Wühlereien der gegnerischen Partei. Welt- und Klostergeistlichkeit fürchtete den Verlust ihrer Einkünfte und ihres Einflusses. Städte und Zünfte betrauerten den Raub ihrer Rechte und Privilegien. Die verstoßenen Regenten sehnten

sich zurück nach ihren Rathssesseln, auf welchen jetzt nicht wenige Herrscherlinge, emporgetrieben durch die Revolution aus dem Staub in die Höhe, breit sich machten.

Im Lager bei Erzherzog Karl von Oesterreich war der rüstige Steiger, alt Schultheiß von Bern, das Haupt und die Seele der Mißvergnügten, und unermüdlich thätig. In allen Kantonen bildeten sich geheime Komites; das Land wimmelte von Emissären und Aufwieglern. Es bedurfte nur eines leichten Anstoßes, dasselbe in hellen Aufruhr zu versetzen. Er ließ nicht auf sich warten.

Oesterreich hatte furchtbar gerüstet; Rußland ihm gleich gethan. Die Unterdrückung der Schweiz, die Wegnahme Piemonts, die Besetzung Neapels und eigener Schmach viel, sollten an Frankreichs Uebermuth gerächt werden. Der erste Streich sollte zur Wiedereroberung der schweizerischen Bergfeste ausgeholt werden.

Der zweite Koalitionskrieg begann. Die verhaßten Franzosen waren anfänglich überall im Nachtheil; Napoleon durch die Vernichtung seiner Flotte in Egypten zurückgehalten, Jordan aus Deutschland und Scherrer aus Italien hinausgeworfen. Massena und Lecourbe mußten Graubünden wieder freigeben und sich nach Zürich resp. Uri zurückziehen. Die Oesterreicher und Russen näherten sich der Schweiz in starken Kolonnen.

Da brach der längst vorbereitete Aufstand auf der ganzen Linie los, am 26. April in Uri, 27. April im Oberland, 28. April in Schwyz und im Kanton Lugano, am 2. Mai bei Disentis und im Wallis.

Das schweizerische Vollziehungsdirektorium, nachdem es sich von den gesetzgebenden Räthen eine Art Militärdiktatur hatte geben lassen, ernannte für die unsichern Landestheile besondere spezielle Regierungskommissäre mit außerordentlichen Vollmachten. „Sie sollten durch weise und kraftvolle Vorkehrungen der helvetischen Verfassung gehörige Achtung verschaffen, den Muth der Patrioten unterstützen und den Uebelgesinnten jede Hoffnung auf Erfolg benehmen."

Als Regierungskommissär für den Distrikt Stanz wurde Zschokke ernannt, den 14. Mai 1799. Cäsar Laharpe, damals Diktator, rief ihm bei seinem Abschiede zu: „Fort nun mit Poesie und Sentimentalität, hier heißt's Ernst! Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit!"

Des folgenden Tages ging Zschokke nach Stanz. Wie fand er das Land verändert! Vor drei Jahren überall freundliche Hütten und stille,

zufriedene Inwohner, jetzt links und rechts am Wege Schutt und Asche, die Bäume verkohlt, die Menschen noch immer in dumpfer Verzweiflung.

Zwar hatte die helvetische Regierung und die kantonalen Behörden die Wiederherstellung des durch den Aufstand im September 1798 verödeten Unterwaldens besonders in's Auge gefaßt. Sie hatte eine Steuer zu Gunsten der Brandbeschädigten ausgeschrieben,[83] welche 89,477 Fr. eintrug; sie bewilligte unentgeltliche Abgabe von Bauholz aus den Nationalwaldungen,[84] sie hatte die Waisen der gefallenen Patrioten in ihre besondere Sorgfalt genommen;[85] sie versorgte 200 Waisen auswärts und circa 80 in ein Frauenkloster zu Stanz und hatte denselben Pestalozzi als Lehrer und Vater gegeben. Mit diesem Waisenhause hatte Rengger eine Arbeitsanstalt verbunden, in welcher die Arbeitslosen und Unterstützungsbedürftigen die Spinnerei erlernen sollten. Truttmann, der einsichtige Regierungs-Statthalter des Kantons Waldstätten, schaffte Material und Werkzeug für die Spinnerei an, richtete Fabriken ein und suchte den Ackerbau durch Einführung von landwirthschaftlichen Geräthen, z. B. des Pflugs, zu fördern.

Es war Alles umsonst. Dem Hirtenstab klebt einmal die Lust am Nichtsthun an. Das Volk, an Viehzucht gewöhnt, hungerte eher, als streng und anhaltend zu arbeiten. Volk und Land setzten mit unbeugsamem Starrsinn den nützlichsten Verordnungen stummen Widerstand entgegen.

Der Groll mehrte sich, als das Direktorium am 2. April in Unterwalden, wie in andern Landestheilen, aus den Mitgliedern der ehemaligen Obrigkeiten Geißeln für die öffentliche Ruhe ausheben und nach Basel und anderwärts bringen ließ; er erreichte seinen Höhepunkt, als nach der Niederwerfung der allgemeinen Bewegung die beiden Unterstatthalter von Stanz und Sarnen, Kaiser und Peter von der Flüe, neue Verhaftungen vornahmen. Wer irgend einer Verschwörung angehört oder mit Waffen erblickt worden war, wurde dingfest gemacht, deportirt oder internirt.

Zschokke sah bald, daß man in erster Linie das arme Land zu versöhnen suchen müsse.

Sein erstes Geschäft war, den Strafvollzug der Gerichte zu ver-

---

[83] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I, 435 und Republikaner nach liberalen Grundsätzen pag. 35 und pag. 36.

[84] Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 150, 4. Dez. 1798.

[85] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I, 435, 22. Sept. 1798.

schieben und die Akten über die zahlreichen Gefangenen in und außerhalb des Kantons selbst zu studiren.

30 Personen sollten, meist wegen Theilnahme am Aufstand, nach Rapperswyl abgeführt werden, allwo ein Kriegsgericht über Leben und Tod sprach. Zschokke verwendete sich für dieselben eindringlich beim Direktorium; dieses verwandelte auf Zschokke's Antrag die gesetzliche Todesstrafe in Kriegsdienst unter der helvetischen Legion [86] und gestattete den unter ihnen befindlichen Hausvätern die Rückkehr in die Heimath.

In den Gefängnissen des Landes lagen 119 andere Gefangene, welche bewaffnet und unbewaffnet den geheimen Zusammenkünften der Verschwornen beigewohnt hatten. Auch hier bewilligte das Direktorium, daß diese Strafwürdigen mit Geldbußen belegt und dann in Freiheit gesetzt würden. [87]

Ebenso schonend verfuhr Zschokke mit etwa 100 Männern, die zwar im Lande noch frei herumgingen, aber im Anklagezustand sich befanden, oder die in ihren Bezirken auf 2—6 Jahre internirt worden waren. Gegen diese letztere Strafe [88] machte Zschokke beim Direktorium die dringendsten Vorstellungen. „Diese Menschen, überall gefährlich, werden in ihrer Heimath am gefährlichsten und am wenigsten zu beobachten sein. Was der Obergerichtshof als Strafe diktirt, ist ihr Wunsch .... Ich bitte, Bürger Direktoren, die gesetzgebenden Räthe einzuladen, daß niemals Personen, welche wegen ihres Sinnes gegen die neue Verfassung gestraft werden, in ihrem Distrikt verbannt werden können. Ich würde Ihrer Weisheit ein Mißtrauen äußern, wenn ich mich unterstünde, noch Gründe dafür anzugeben." ...[89]

Dann erwirkte Zschokke von der helvetischen Oberbehörde, [90] daß die minderschuldigen Insurgenten nicht mehr den Militärgerichten, sondern den Distriktsgerichten übergeben, und daß die Untersuchungen so rasch wie möglich abgethan werden sollten.

Nach Basel waren 15 angesehene Bürger des Landes als Geißeln gebracht worden; andere nach Luzern, um nach dem Kanton Leman geführt zu werden. Zschokke war Zeuge von dem Elende und der zerrütteten

---

[86] Die meisten Aufrührer hatten den Aufstand als Erwerbsmittel betrachtet.

[87] Brief Zschokke's an das Direktorium, 27. Mai, Helv. Arch. 890.

[88] Siehe hierüber Journal von und für Helvetien, pag. 74.

[89] 21. Mai 1799, Helv. Arch. 890.

[90] Brief an das Direktorium, 3. Juli, Helv. Arch. 890.

Wirthschaft mehrerer Familien solcher Deportirten. Sie wurden einzeln, von Zeit zu Zeit, entlassen; er verwendete sich für dieselben in diversen Eingaben.[91] Zehn Wochen nach dem Eintritt Zschokke's in Stanz befanden sich sämmtliche Geißeln in Freiheit.

Allen Gefangenen und Deportirten wurde von Zschokke, nach vertraulichem, eindringlichem Gespräche mit Jedem, die Freiheit zurückgegeben; sie aber mußten das Versprechen ablegen, gehorsam und friedfertig zu leben. Zschokke selbst berichtet, daß sie alle ihres Gelübdes mit Dankbarkeit eingedenk blieben. Nur gegen diejenigen, deren Lebenswandel überhaupt rügenswerth war, wurde Strenge geübt.

Zschokke sah wohl ein, daß die zwei Kompagnien lemanische Besatzungstruppen zu schwach wären, um im Lande einem neuen Aufstande wirksam entgegen treten zu können. Nur die schärfste Polizei konnte die innere Ordnung sichern. Aber bei den Gebirgen, Wäldern und zerstreuten Häusern war die Beobachtung fremder und einheimischer Aufwiegler und Emissäre fast unmöglich. Am 18. Mai[92] schrieb deshalb Zschokke dem Direktorium: „. . . Die Menschen hier zu Lande können nur durch Eigennutz an die gute Sache gefesselt werden. Wir leben in solchen Zeiten, daß wir wenigstens für den Augenblick in Wahl der Mittel die Delikatesse nicht übertreiben dürfen, um nicht zu untergehen. . . ." Demgemäß verordnete Zschokke, daß jeder Reisende im Lande mit Päßen versehen sein müsse, und daß jeder Bürger das Recht habe, Fremden die Päße abzuverlangen und falls dieselben fehlten, den Betroffenen zu dem Unterstatthalter zu führen, wofür die Ueberbringer ein Trinkgeld erhielten. Auf ähnliche Weise wurde Jeder belohnt, der einen Ruhestörer, welcher das Volk zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung oder zu verbotenen aufrührerischen Zusammenkünften zu verleiten suchte, einbrachte. So wurde der mindere Trieb des Menschen, Geld auf mühlose Art zu verdienen, ein nicht unwesentliches Mittel zur Pacifizirung des Landes.

Als die Oesterreicher von der Ostschweiz her immer mehr gegen die Centralschweiz vorrückten, bereitete sich die helvetische Regierung vor, Luzern zu verlassen.

---

[91] Am 27. Mai (Helv. Arch. 890), den 4. Juni (Helv. Arch. 891), 3. Juli, 11. Juli, 18. Juli (alle Helv. Arch. 891), für den Vikar Flüeler (Helv. Arch. 889) ꝛc.

[92] Helv. Arch. 890.

Zschokke ermahnte sie zwar, „durch allarmirende Gerüchte sich nicht erschrecken und nicht zur Abreise von Luzern bewegen zu lassen. Das letzte würde ohne Zweifel das Signal zum allgemeinen Aufruhr der umliegenden Gemeinden werden, indem man den Sieg der Oesterreicher dann für entschieden hielte. Bis auf den äußersten Augenblick auszuharren, ist Pflicht für's Vaterland" 2c. [93]

Indessen hatte Massena der helvetischen Regierung geschrieben, daß er sie nicht mehr in Luzern werde halten können. Daraufhin zog die Regierung mit ihren Büreaux zu Wagen und zu Pferd im langen Zuge nach Bern, den 31. Mai. Zschokke hatte derselben einen Brief nachgeschickt, geschrieben den 1. Juni, Morgens 5 Uhr, [94] in welchem er die mißliche Lage der Franken und die stetigen Fortschritte der Oesterreicher in Uri mittheilte und Vorschläge machte zur militärischen Besetzung des Brünig.

Des folgenden Tages beauftragte das Direktorium Zschokke, „als einem Manne, der mit den erforderlichen Talenten den thätigen Willen verbindet, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes und der guten Sache herzugeben" [95], alle jene Maßregeln zu nehmen, welche die Umstände zur Vertheidigung der Distrikte Stanz, Sarnen und des Gebirges wider den Einbruch der Oesterreicher nothwendig machten.

Nach der Niederlage Massena's bei Zürich, 4. Juni, mußten die Franken auch Uri räumen. Erschöpft und ausgehungert, zogen sie 1100 Mann stark [96] nach Unterwalden sich zurück; des folgenden Tages kam Loison, der Befehlshaber dieser Truppen, selbst, und logirte sich in einen Theil der Amtswohnung Zschokke's ein.

Es war keine kleine Aufgabe für Zschokke, für die fränkischen Gäste Wohnung und Nahrung zu beschaffen. Er mußte Bürger Pestalozzi ersuchen, das Waisenhaus einstweilen zu suspendiren, weil es in ein Militärspital umgewandelt wurde. Die Waisenkinder, jedes mit einem Bündel, wurden zu Verwandten oder in ihre Gemeinden zurückgeschickt. Nur 20 Kinder blieben zurück — weil Niemand sie reklamirte. [97]

In Anerkennung der aufopfernden Thätigkeit Zschokke's sprach das

---

[93] Brief Zschokke's an das Direktorium, 28. Mai, Helv. Arch. 890.
[94] Helv. Arch. 890.
[95] Ebenda.
[96] Vide Brief Zschokke's an das Direktorium, 7. Juni, Helv. Arch. 891.
[97] Helv. Arch. 891.

Direktorium demselben schriftlich seinen Dank aus für seine Bemühungen und für seinen thätigen Eifer, „wodurch er auf den Dank des Vaterlandes den gerechtesten Anspruch habe.“ [98]

Die Zuchtlosigkeit der fränkischen Soldaten gab Zschokke viel Arbeit. Er schreibt über dieselben Folgendes an das Direktorium: [99] „... Als die fränkischen Truppen Uri verließen, stahlen sie Kühe, Käse, Heu, Kleider, Geld 2c. Die Schulden, die Loison machte, wurden nicht bezahlt, ja die Gläubiger wurden mit Stockschlägen und Gefängniß bedroht. Als die Kirschen und Kartoffeln reiften, begannen die Räubereien neuerdings. Güte, Ernst, Schmeicheleien und Drohungen müssen abwechselnd und unaufhörlich angewendet werden, um die Diebstähle zu vermindern. ... Gibt es denn kein Gesetz, keine Schranken für fränkische Befehlshaber, wodurch sie gezwungen wären, ihre Bundesgenossen mehr zu respektiren? Muß ihnen denn Alles mehr durch Kunst, Freundschaft und so weiter abgewonnen werden? Wenn es nicht anders sein kann, so will ich freilich fortfahren, meine bittere Rolle, die etwa mit einem Gesandtschaftsposten bei einem Tartarfürsten zu vergleichen ist, fortfahren zu spielen, um das Land so gut wie bisher vor größern Uebeln zu bewahren.“ 2c.

Loison war ein kenntnißreicher, aber durch das Kriegsleben verwilderter Mann. Mit der Zeit befreundete er sich mit Zschokke und mit Businger, dem edlen Pfarrherrn von Stanz. Wenn Businger Klavier spielte und Loison das Waldhorn blies zu dem, was Zschokke gedichtet, auch komponirt hatte, mochte wohl des Generals Gemüth weicher gestimmt und für die Bitten Zschokke's und Businger's, die in Allem sich vorher verständigt, zum Segen des Landes zugänglicher werden. Die Ausschweifungen und andere Uebelthaten der Soldaten hörten in der That bald auf, und Mannszucht herrschte im Lager der Franken.

Auch die lemanischen Besatzungstruppen behandelten anfänglich ihre helvetischen Landleute nicht immer in brüderlicher Weise. Zschokke beklagte sich über dieselben und deren Befehlshaber. Am 1. Juni begehrte er vom Direktorium die Absetzung des Kapitäns Detreytorrens, welcher unfähig, am 8. Juni diejenige des Muret-Grivat, der faul sei. [100] Am

[98] 9. Juni, Helv. Arch. 891.
[99] Ebenda.
[100] Helv. Arch. 891.

15. Juni [101] verlangte er die Ersetzung des Kantonsstatthalters von Matt, „der neuerdings geflohen sei, als er gehört habe, daß Zürich gefallen“. Ueber den Unterstatthalter Kaiser in Stanz meldet Zschokke, daß derselbe, „weil verheirathet, nicht fliehen möchte, und deshalb, um bei den Altgesinnten gute Stimmung zu machen, öffentlich gegen die Mängel der Regierung rede; statt dieselben zu verschleiern, und das Volk bei etwaigen Exzessen der fränkischen Soldaten zu beruhigen, predige er gegen die Ausgelassenheiten auf offenem Marktplatze. . . . Der gleiche Kaiser habe eine lange Proskriptionsliste aufgestellt und dieselbe dem General Rubi übergeben, lasse die Gefangeuen wochenlang von Kerker zu Kerker schleppen, ohne sie richten zu lassen.“ ꝛc. ꝛc. [102]

Nicht uninteressant mag es sein, hier aus Briefen Zschokke's an das Direktorium zu vernehmen, in welchem Ansehen dasselbe damals beim Schweizervolk stund. Mit größtem Freimuth schreibt nämlich Zschokke den 15. Juni: [103] . . . . „Bürger Direktoren, mein Brief würde zur Iliade werden, wenn ich alle meine Erfahrungen und Wünsche hier anfügen wollte. Doch Pflicht ist es, Ihnen wenigstens zu sagen, daß man überall in der Schweiz, in allen Klassen des Volkes, bei allen Patrioten, wenig Hochachtung für die obersten Gewalten von Helvetien hat. Man hält sie des böſesten Schicksals würdig wegen der Unstätigkeit ihrer Grundsätze, der Wandelbarkeit ihrer Pläne, der Zaghaftigkeit vieler einzelner Glieder des gesetzgebenden Korps und Desorganisation der ganzen Staatsmaschine ꝛc.“ Den 18. Juni [104]: „. . . . Bürger Direktoren, erlauben Sie, daß ich Ihnen mit republikanischer Freimüthigkeit sage, daß ich, je länger ich den öffentlichen Gang der Dinge in Helvetien beobachte, es mir immer wahrscheinlicher wird, daß entweder Männer mit bösem Willen oder mit subalternen Fähigkeiten in den verschiedenen Departementen der Staatsverwaltung wirken — eins ist so übel als das andere ꝛc.“ —

In einem Momente der Kopflosigkeit hatte das Direktorium, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, alle in der Festung von Aarburg

---

[101] Helv. Arch. 891.

[102] Briefe Zschokke's an das Direktorium, 28. Juni und 3. Juli, beide Helv. Arch. 891; ferner Schweizer Republikaner III, 30.

[103] Helv. Arch. 891.

[104] Ebenda.

Inhaftirten auf ein Mal freigegeben. Leider hatte sie keiner Behörde irgend welche Mittheilung von dieser Entlassung gemacht.

Von diesen Inhaftirten waren allein aus den kleinen Kantonen 225. Dieselben, meistens ohne Eigenthum, überschwemmten plötzlich den Kanton. Als Zschokke sich am 26. Juni über die unangenehmen Folgen dieser Freilassung beschwerte, schrieb ihm das Direktorium, 28. Juni: „Die nach dem Kanton Waldstätten ausgesandten Kommissäre rafften eine so große Anzahl Gefangener zusammen, ohne allen Unterschied zwischen mehr oder weniger Schuldigen, welche insgesammt in sehr scheußliche Gefängnisse eingekerkert wurden, daß das Direktorium sich verbunden glaubte, die Stimme der Menschlichkeit zu hören, um so mehr, da die Papiere über die ersten Verhöre derselben verloren gegangen." (Helv. Arch. 892.)

Zschokke, nicht ohne Mühe, erhielt vom Regierungskommissär Billeter in Aarburg [105] ein Verzeichniß der Losgelassenen, damit er ihre Bewegungen beobachten konnte. Durch verschiedene Maßregeln machte Zschokke diese Menschen unschädlich ohne zu neuen Einkerkerungen Zuflucht zu nehmen.

Als Mitte August die Militärbewegungen wieder anhuben, erließ Zschokke eine warme Proklamation an die Bürger des Kantons, besonders in den Distrikten Stanz und Sarnen, „bei allen Kriegsvorfällen sich ruhig in der Heimath zu verhalten. [106]

Um diese Zeit nämlich waren die Franzosen zur Offensive übergegangen. Am 14. verjagten sie die Oesterreicher aus Schwyz und Einsiedeln, vom 15. bis zum 17. aus Uri und besetzten den St. Gotthard. [107]

Loison hatte den 13. August ebenfalls sich aufgemacht, über Meiringen durch das Gadmen- und Maienthal in Uri einzufallen.

Zschokke begleitete ihn über den Brünig, um den Transport der Lebensmittel, der Munition und des Geschützes, welcher auf den Achseln starker gewandter Männer zu geschehen hatte, von Dorf zu Dorf zu besorgen und zu beschleunigen.

Mit Freuden gab das Volk diesem mühsamen Dienst sich hin, war es doch, so hoffte Jeder, die letzte Anstrengung am Ziele langer Leiden.

---

[105] Helv. Arch. 891.

[106] Schweiz. Republ. III, 22.

[107] Bericht hierüber, erstattet von Lecourbe zu Handen des helvetischen Direktoriums, Schweiz. Republ. III, 105.

In später Nacht und durchnäßt, langte der Heereszug bei den ersten Hütten des Gadmenthales an. Des andern Tages brach er weiter vor über das Gebirge nach Mayen, alle Schwierigkeiten überwindend, die lemanischen Scharfschützen voran. [108] Im Urnerland vereinigte sich Loison mit Lecourbe, der von Schwyz her gezogen kam. So ward das Ländchen Unterwalden von den fränkischen Truppen befreit.

Kaum nach Stanz zurückgekehrt, verlangte Zschokke, den 16. August, von der helvetischen Regierung die Kompetenz, „ohne Kosten für den Staat, ohne Anstoß des argwöhnischen Landmannes, eine Landmiliz von 50 Mann für jeden Distrikt zu errichten, welche zur Beschützung der innern Ruhe und Beförderung guter Polizei dienen sollte; dieser Plan sei so einfach und scheinlos, als er in der Ausführung wirksam sein werde." [109]

Die helvetische Oberbehörde bewilligte das Gesuch; Zschokke hob nun aus jeder Ortschaft 15—20 Mann aus. Täglich waren, in jeder Gemeinde, 4 Mann in Dienst, durch welche amtliche Befehle und Berichte befördert, auch Deserteure und Landstreicher von Posten zu Posten eskortirt wurden 2c. Der traurige Anblick, welchen die durch Unterwalden geführten kaiserlichen Kriegsgefangenen gewährt hatten, meist Ungarn, zerlumpt, schmierig und bettelhaft, hatte dem Volke mehr, als das wiederkehrende Schlachtenglück der Franzosen, die Lust genommen, mit Oesterreich zu halten. Ueberdies schmeichelte man sich im Stillen, daß man fremde Besatzung entbehren könne und Jeder war bestrebt, daß dem so bleibe.

Ende September überschwemmte Suwarow's Macht das Uriland und Loison wurde in das Mayenthal zurückgedrängt. Da bezog die Landmiliz vereint mit fränkischen Soldaten ihre Grenzposten und verhüteten dadurch die gewöhnlichen Ausschweifungen und Ungezogenheiten des Militärs. Hierüber schreibt Zschokke an das Vollziehungsdirektorium, 4. Okt. [110] „. . . Ich muß noch eine Ehrenmeldung von dem vortrefflichen Betragen aller Bürger des Distrikts Stanz machen. Als von Uri neulich die fränkischen Truppen nach Unterwalden zurückgedrängt wurden, haben alle Gemeinden die Franken so liebreich empfangen, so ungezwungen und thätig unterstützt, daß die Franken gerührt waren und General Loison öffentlich

---

[108] Neues helvetisches Tagblatt 197.
[109] Helv. Arch. 891.
[110] Helv. Tagblatt II, 96.

in der Munizipalität von Stanz dafür dankte. Die Landwacht, weit entfernt, von den Franken entlassen zu werden, thut gerade jetzt die wesentlichsten Dienste" 2c.

So war der Geist des Volkes seit einem Jahre verändert, daß dieselben Menschen, welche noch vor 12 Monaten gegen die Franken mit unerhörter Wuth gefochten, jetzt an deren Seite ohne Zwang dienten, inzwischen die Russen siegreich an ihren Grenzen standen und täglichen Einfall drohten. Zschokke's Grundsatz, — im Gegensatz zu den Intentionen des Vollziehungsdirektoriums, welches durch ein summarisches Verfahren das Land zur Ruhe wollte gebracht haben —, das Volk als ein verführtes zu behandeln und dasselbe durch Milde, Wohlwollen und Ueberredung zur gesetzmäßigen Ordnung zurückzuführen und mit den neuen Verhältnissen zu befreunden, hatte glänzend sich bewährt; und dafür wird der Kanton Unterwalden dem damals allmächtigen Prokonsul ewig dankbar sein müssen.

V. Zschokke als Regierungskommissär des Kantons Waldstätten.

1. September 1799 bis Ende Februar 1800.

Mehr als Unterwalden hatte Schwyz von den Stürmen der Zeit zu leiden. Noch immer stolz auf frühere Siege und angesonnt vom Thatenglanz der Alten, glaubten die Hirten ihre Engpässe und ihre Tapferkeit unüberwindlich; sie widersetzten sich mit bewaffneter Hand der Auflösung ihrer uralten Landeseinrichtungen und der Einführung des Einheitsstaates. Ein windiger und häufig betrunkener Pfaff, Marianus Herzog von Einsiedeln, hatte das Volk, das leichtgläubig wie in allen Demokratien, berückt und irregeleitet.

An der Schindellegi, bei Rothenthurm und bei Morgarten ward 1798, am 2. und 3. Mai gefochten, siegreich aber vergeblich. Die Schwyzer wurden schließlich gezwungen, die helvetische Verfassung anzunehmen.

Seither waltete zwar Ruhe im Lande; aber die Ruhe war vergleichbar der unter der Asche glimmenden Kohle. Am 28. April 1799 brach auch in Schwyz der überall verbreitete Aufstand aus. Die französische Besatzung wurde überfallen und verjagt und ihrer viele meuchelmörderisch ermordet.

Schon am 2. Mai rückte General Soult heran, den Ueberfall seiner Landsleute zu rächen. Das Land Schwyz wurde zurückerobert, während

die Russen und Oesterreicher unthätig bei Zürich lagerten. Mit zügelloser Willkür hausten die Franzosen und schwer mußte das übelgeführte Volk seine That büßen. Am 8. Mai zog Soult weiter, Uri zu bezwingen.

Als Massena bei Zürich den 4. und 5. Juni geschlagen wurde und sich auf den Albis zurückziehen mußte, drangen die Oesterreicher wieder in den Kanton ein und rächten sich ihrerseits an den patriotisch gesinnten Gemeinden und Personen.

Den 14. August 1799 wurde Schwyz und Einsiedeln von den Franken zurückerobert. Neuerdings begannen die Plünderungen und Verfolgungen, diesmal gegenüber denjenigen, welche in irgend einer Weise den Zorn der Franken auf sich geladen hatten, sei es, daß sie mit den Oesterreichern freundlich gethan hatten, oder daß sie in ihren Gesinnungen nicht genügend patriotisch befunden worden waren. Darob entleerten sich die Dörfer; die halbe Bevölkerung floh in das Gebirge und in die Wälder; auf allen Straßen lungerte Kriegsvolk und allerlei Gesindel.

Das helvetische Direktorium hatte noch nichts gethan, um diesen Greueln Einhalt zu gebieten und dem wiedereroberten Kanton gesetzliche Ordnung zu geben.

Da Unterwalden hinreichend pazifizirt schien, begab sich Zschokke aus eigener Initiative am 27. August von Stanz nach Schwyz. Er hatte dem Direktorium in Bern brieflich von seinem Vorhaben Mittheilung gemacht: „Ich glaube damit nicht zu fehlen, sondern dem Vaterlande wie Ihnen eine Pflicht zu erfüllen."

In Schwyz angekommen, stellte er sich dem General Molitor in seiner Amtstracht vor: halb militärische Kleidung mit der dreifarbigen [111] seidenen Schärpe um den Leib. Molitor freute sich aufrichtig der endlichen Ankunft eines helvetischen Beamten, die ihm die Aussicht bot, daß dem Elend der Bevölkerung gesteuert werden würde.

Zschokke nahm seine Amtswohnung im Hause des ihm von früher her wohl befreundeten Alois Reding von Schwyz. Der „Bauerngeneral", wie ihn die Franken nannten, hatte mit seiner Familie fliehen müssen. Zschokke ließ sich eine Ehrenwache vor das Haus geben und sicherte dasselbe auf diese Weise vor Frevel und Einäscherung, wozu es nach Abzug der Franzosen bestimmt war.

---

[111] roth, grün, gelb.

Sodann durchreiste Zschokke das Land, ersetzte die geflohenen Beamten durch neue, verkündete im Namen der Regierung, obschon er damals deren Absichten noch nicht kannte, allgemeine Amnestie und Sicherheit und erwirkte auch von Molitor Einführung strengerer Mannszucht.

Das helvetische Direktorium genehmigte nachträglich die von Zschokke gethanen Schritte und ernannte ihn zum vollmächtigen Regierungskommissär des Kantons Waldstätten, den 1. September 1799.

Des folgenden Tages lud auch das Direktorium in einer „Proklamation an die flüchtigen Einwohner des Kantons Waldstätten" [112] die aus Uri, Schwyz und Einsiedeln Geflüchteten zur Rückkehr ein. Die Leute kamen allmälig aus ihren Verstecken hervor; auch Reding, dem Zschokke einen Sicherheits- und Geleitsschein ausgestellt hatte, kehrte in sein Land zurück. Um ihn vor der Franken Zorn zu sichern, machte ihn Zschokke zum Präsidenten des Schwyzer Erziehungsrathes.

Nachdem äußerlich die bürgerliche Ordnung hergestellt war, bemühte sich Zschokke, den Leuten Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Geldgewinn ist der kräftigste Hebel zur Beruhigung der Völker.

Schon am Tage nach der Ankunft Zschokke's in Schwyz hatte der Unterstatthalter des Distrikts Einsiedeln ihm melden lassen, daß in dortiger Wallfahrtskirche der Altar und die Meinradkapelle von den Franzosen zerschlagen und das wunderthätige Madonnabild fortgeschleppt worden sei. [113] Zschokke verfügte sich dorthin. Es ergriff ihn ein wehmüthiges Gefühl, als er den verwüsteten Tempel betrat, nicht blos über den Vandalismus der fränkischen Soldaten, sondern eben so sehr über den Fanatismus, der den Regierenden noch übler ansteht als dem Haufen eines rohen Pöbels.

Er ordnete die Säuberung des Tempels an und befahl an die Stätte der verschwundenen Kapelle einstweilen einen Altar zu errichten. Dann ließ er aus einem geheimen Kasten der Sakristei eines der wunderthätigen Madonnabilder herholen, die dort in Reserve gehalten wurden, und zur Verehrung auf dem neu errichteten Altare aufstellen, damit die Wallfahrten ihren Fortgang nehmen könnten; (11. Sept. 1799). Zschokke erfuhr darüber nachher von Seiten des Direktoriums ernste Mißbilligung, aber er hatte mit der Wiederherstellung des Altars die Gemüther beruhigt und dem

---

[112] Neues helvetisches Tagblatt 397.
[113] Helv. Arch. 830.

Volke Zutrauen zu den neuen Behörden eingeflößt — und das genügte ihm. Bald begannen auch die Wallfahrten auf's Neue: Tausende fanden hier wieder ihren Trost und einer ganzen Landesgegend ward ihre Verdienstquelle zurückgegeben.

In anderer Weise noch suchte Zschokke dem armen Lande Verdienst zu geben. Er gab Anleitung und versprach staatliche Unterstützung zur Errichtung von Wollfabriken, zur Ausbeutung des Torfes im Thale von Einsiedeln und der Steinkohlenlager auf dem Roßberg.

Allein all' diese Mühe war fast umsonst. In diesen traurigen Zeiten fand man nicht einmal Arbeiter, da Männer und Jünglinge schaarenweise zu Requisitionsdiensten für die Heere gepreßt wurden.

Große Sorgfalt verwendete Zschokke auf die Schule, die bislang unglaublich verwahrlost und in den Kriegsläuften ganz eingegangen war. Er verordnete die Wiedereröffnung sämmtlicher Schulen auf den 1. November, womit er eine kirchliche Feier verband. [114] Den Schullehrern gab er eine von ihm selbst verfaßte Schulordnung [115] an die Hand, deren voller Titel also lautete: „Kurze, doch deutliche Anweisung für die Schullehrer auf dem Lande, wie sie ihre Jugend wohl unterrichten und die Anfangsschulen so einrichten können, daß dieselben zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Vaterlandes und zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt der Kinder gereichen mögen. Zu Lieb und Nutz der Jugend und der Schulmeister, herausgegeben von H. Zschokke, dermaligen helvetischen Regierungskommissär." Diese sehr lesenswerthe Schrift spricht im ersten Theile von den Eigenschaften eines guten Lehrers, im zweiten Theil von der Schulordnung, dem Verhalten der Kinder in der Schule und auf der Straße, von den Schulgebeten; im dritten Theil von der Belohnung und Strafe (gute Kinder ganz armer Eltern sollten mit Kartoffeln, Geld und Hausgeräthen belohnt werden). Der vierte Theil enthält eine Bitte an die wohlhabenden Leute und Kinderfreunde zur Unterstützung armer Kinder; der fünfte Theil bildet das Schlußwort.

Im gleichen Briefe verlangte er vom Direktorium, zur Aufmunterung guter Schüler und zur Austheilung in den Schulen des Kantons Waldstätten, tausend Stück des Kalenders, verfaßt von den Herren Pfarrer

---

[114] Helv. Arch. 1497.

[115] Brief Zschokke's an das Direktorium, 24. Oktober, Helv. Arch. 577.

Fischer in Tegerfelden und Haßler, Staatsanwalt und Erziehungsrath im Aargau, sowie tausend Exemplare des Becker'schen Noth- und Hülfsbüchleins.

Wackere Männer in sämmtlichen Bezirken unterstützten das Gedeihen der Schule; nur die Geistlichkeit blieb lau und flau. Zschokke war eben ein reformirter Ketzer; deshalb von vornherein ein Gegenstand ihres Argwohns. Auf ihr Treiben hin wurden bald die ausgetheilten Hülfsbüchlein von Pater Becker wieder eingezogen, weil sie ketzerische Lehren enthalten sollten.

Zschokke sah sich in der Folge sogar veranlaßt, vom Direktorium die Aufhebung der beiden bischöflichen Kommissariate von Schwyz und Uri zu begehren, „da erwiesen sei, daß eben durch diese Verschiedenheit der Kommissariate theils der Kantonsgeist sehr begünstigt werde, theils das Unglück von Unterwalden nicht wenig gefördert worden sei." [116] Mittlerweile hatte er selbst den bischöflichen Kommissär von Uri in Altorf, wegen seiner politischen Gesinnung, ebenso den von Schwyz, Pfarrer Reding, weil er beim letzten Einzug der Franken geflohen war, in ihren Aemtern suspendirt — bis der Bischof von Konstanz entschieden habe. Sodann beauftragte er den bischöflichen Kommissarius von Luzern, Thaddäus Müller, in der Zwischenzeit die Kommissariatsgeschäfte in denjenigen Gemeinden, die sich an ihn wenden würden, zu übernehmen. Die Verfügungen Zschokke's wurden vom Bischof genehmigt und Müller die diesbezügliche bischöfliche Vollmacht ertheilt.

Gleichzeitig mußte Zschokke, wie in Schwyz, so auch im Kanton Uri auf Wiederherstellung der Ordnung bedacht sein. Dort standen wo möglich die Dinge noch schlimmer.

Im Sommer 1798 hatten sich die Franzosen in Uri festgesetzt und beobachteten die Vorgänge in Bünden. Am 5. April 1799 verbrannte der Pöbel den eigenen Hauptort Altorf und ließ sich tief beschämen durch die Franken, die in dieser Stunde der Noth beim Retten und Löschen thätig eingriffen, während er selbst müßig dem Brande zusah.

Am 26. April brach der bekannte Aufstand in Uri aus. Die Franzosen wurden bei Flüelen eingeschlossen, viele überfallen und niedergemetzelt.

Am 8. Mai eilte Soult herbei, nachdem er den Aufstand in Schwyz gedämpft hatte. Er schlug erst die Rebellen bei Wasen am 9. und trieb dann am 12. die letzten Urner, die sich oberhalb Hospenthal hinter Seiden-

---

[116] Brief Zschokke's an das Direktorium, 8. November, Helv. Arch. 563.

und Baumwollenballen und andern Kaufmannsgütern verschanzt hatten, in blutigem Kampfe auseinander. Dann zog er hinüber in das Livinenthal und vereinigte sich mit Lecourbe und Loison, die von Süden hervorrückten.

Nachdem aber Massena am 21. Mai die östliche Schweiz hatte räumen müssen, drangen die Oesterreicher von Graubünden her wieder vor. Unter dem Befehl von St. Julien trieben sie am 7. und 8. Juni die Franzosen unter Loison nach Unterwalden zurück und besetzten das Land Uri. Sie nannten sich dessen „Retter; aber ihr Andenken steht in diesem Lande nicht besser, als das der Franzosen".

In der zweiten Woche des Augustmonates ergriffen die Franzosen wieder die Offensive. Von Unterwalden her kam Loison (den 13. August), und von Schwyz her Lecourbe (den 14. August), verjagten die Oesterreicher und besetzten neuerdings das Urner Ländchen. Lecourbe hatte sein Quartier in Altorf aufgeschlagen und hielt daselbst seinen Hof und reiche Tafel. Die Franken verfuhren wie in Feindesland, roh und gewaltthätig. In dem holzarmen Uferntthale rissen sie sogar, um zu kochen und Wachtfeuer zu haben, Ställe und Scheunen nieder. [117]

Bevor Zschokke nach Uri abreiste, hatte er von Schwyz aus den 11. September an Lecourbe geschrieben, demselben den Zustand des armen Landes und die Zuchtlosigkeit der wüsten Soldaten geschildert und dringend bessere Mannszucht verlangt. Dieses Schreiben wurde vom Direktorium, welchem Zschokke eine Abschrift des Briefes zugestellt hatte, in den Tagesblättern zum großen Aerger des französischen Generals veröffentlicht.

Als dann später Zschokke mit Lecourbe persönlich zusammenkam, war der Empfang natürlich sehr kühl. Lecourbe leugnete hartnäckig, lärmte und fluchte. Je mehr er aber wüthete, um so sicherer und ruhiger wurde Zschokke, bis Lecourbe schließlich, besonnener geworden, auf die Vorstellungen Zschokke's einging. Das Resultat war, daß das Stehlen und Plündern verboten und Mannszucht streng gehandhabt wurde.

Zschokke setzte hierauf die verfassungsgemäßen Behörden in den Dörfern wieder ein und regelte ihre Berufspflichten. Die Geflohenen kehrten allmälig zurück und suchten unter Schutt und Trümmern ihr Eigenthum auf.

Da wurde am 25. und 26. September Rimskoi Korsakow durch Massena bei Zürich geschlagen. In der Zeit zweier Tage gingen dadurch

---

[117] Journal von und für Helvetien Nr. 8.

alle Vortheile, welche die Heere der Verbündeten seit März auf Schweizerboden errungen hatten, verloren. Korsakow mußte, bevor er sich mit dem aus Italien hereilenden Suwarow verbinden konnte, mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein retten.

Von Italien her kam Suwarow Ryminski, Fürst Italinski über den Gotthard gezogen, ein sieggewohntes Heer mit sich führend. Am 24. September stand er auf dem Hospiz, am 25. in Andermatt. Die Krieger waren so erschöpft und ausgehungert, daß sie ein ungeheures Stück Seife, welches sich in der Vorrathskammer des einen Wirthshauses (in Andermatt) vorgefunden, verzehrten, und die auf den Böden hängenden getrockneten Thierfelle zerschnitten, kochten und aßen.

Unter beständigen Kämpfen mit den Franzosen unter Lecourbe und Loison und einer fremden Alpennatur, rückte Suwarow das Reußthal hinunter. Im Urserenthal verband er sich mit Rosenberg, der vom Oberalppaß und weiter unten mit Auffenberg, der vom Maderanerthal herunter gekommen. Ueberrascht betrachtete der Urner die langen, rothen und blauen Mäntel der schlitzäugigen Kosaken mit Lanzen, Pelzmützen und windschnellen Rößlein. Schritt für Schritt mußten die Franzosen weichen, die lange nicht an das Dasein einer russischen Armee glaubten konnten — Loison zog sich in's Maienthal, Lecourbe in starke Verschanzungen bei Seedorf zurück.

Am 26. September, Abends 6 Uhr, ritt Suwarow mit seitwärts aufgeschlitzten Hosen und Hemd, in der Hand die berüchtigte Knute, in die Straßen von Altorf ein. Er ließ den Pfarrer und den Präsidenten der Munizipalität rufen und begehrte von ersterem den Segen. Der Held blieb dabei zu Pferd, umarmte den Präsidenten und den Pfarrer, schwang seine Knute, und manifestirte in gebrochenem Deutsch, daß er der wahre Heiland, Erlöser, Befreier und Seligmacher der Schweiz sei. Er verlangte zu dem Ende, daß der Präsident und der Pfarrer das Volk in Masse aufbieten sollten, um Zürich zu befreien. [118]

Suwarow, der von Rekognoszirungen kein Freund war und sich um die Schweizer Geographie wenig bekümmert hatte, fand verwundert bei Flüelen den Weg durch den See und unwegsame Felsgebirge abgesperrt. Aber zurück konnte und wollte er nicht.

---

[118] Brief Zschokke's an den Regierungsstatthalter Rüttimann, 3. Oktober 1799, und Neues helv. Tagblatt II, 56.

Er nahm den Weg über den Kinzigpaß. Der Uebergang kostete ihn so viel als eine verlorne Schlacht. Nach 12 Stunden langte die Vorhut in Muotta an, Suwarow selbst am 28., der Rest der Armee mit dem Troß der Saumthiere am 30. Abends.

Hier aber stieß er auf Franzosen und vernahm den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Zürich. Nach einem blutigen Gefechte mit den Franzosen, welchem Zschokke, in der Nähe der Muottabrücke neben Massena stehend, beiwohnte, zieht sich Suwarow über den Pragel nach Glarus und den Panixerpaß nach Graubünden.

Der Uebergang begann Morgens den 5. Oktober; Abends den 10. Oktober nach fünf qualvollen Tagen langte das Heer, aufgelöst wie ein Bienenschwarm, dezimirt und gänzlich erschöpft, im Vorder-Rheinthal an. Am 12. schon stand Suwarow bei Lindau und Feldkirch, auf dem Rückmarsch nach Rußland. [119]

Wie ein gewaltiger Orkan waren diese Kriegszüge über Uri und Schwyz vorbeigerast und hatten das Land in eine Wüste verwandelt. Alles war geplündert, zerschlagen, verbrannt, geraubt. [120]

Die Noth im ganzen Lande war unsäglich groß und für Zschokke gab es der Arbeit fast mehr, als er zu bewältigen vermochte. Das waren böse Zeiten für den einst so tapfern und wehrfähigen, so gefürchteten Kanton Uri.

Zschokke ließ zunächst Heumagazine für die fränkische Armee anlegen, um den Aelplern das Wenige zu lassen, was ihnen geblieben war. Dann

---

[119] Schweiz. Rep. III, 217 ff. Ausführlicher Bericht des Generals Massena über die Operationen der Donauarmee vom 25. September bis 10. Oktober.

[120] Der „Schweizerbote" Nr. 36 brachte hierüber folgende Abschiedsrede an den General Suwarow: „Im vergangenen Jahre, mög' es Gott gnädig ansehen, da hatten wir in der Schweiz kleine Schüsseln und große Gäste — die Russen. Diese Herzenskinder unserer schweizerischen Herren- und Narrenwelt waren ebenfalls unter den Gästen und fraßen dabei ganz unverschämt. In Ursern und Altorf kennt man diese „Stock"helden. Sie hatten viele Prinzen und große Herren bei sich. Da diese nun aus vornehmer Art gewohnt sind, sich immer von Kammerdienern aus- und anziehen zu lassen, so wollten die russischen Soldaten unsern Bauern eine Ehre anthun und bei ihnen Kammerdienste verrichten. Sie zogen auch viele Bauern wirklich aus, aber nicht wieder an. Sie schlachteten, ohne um Erlaubniß zu bitten, ganze Heerden Kühe und Ochsen, und machten daraus ein Mittagsbrod, und um sich die Finger zu wärmen, brannten sie ganze Ställe ab zc."

veranlaßte er Massena und Hudin, daß sie einen Theil ihrer Kriegsvölker aus diesen Gegenden zurückzogen.

Am 12. Oktober dekretirte das helvetische Direktorium eine außerordentliche Steuer von 1°/oo zur Unterstützung der vom Kriege beschädigten Gegenden; sie fiel jedoch sehr geringfügig aus.

Am 24. wurde in Zürich eine Hülfsgesellschaft gebildet und Zschokke erließ in den öffentlichen Blättern einen dringenden „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten.“ [121]

Dieser Aufruf fand weite Verbreitung nnd selbst im Ausland werkthätige Hülfe. In Solothurn gingen je zwei Frauen, eine „Patriotin“ und eine „Cidevante“ von Thür zu Thür um Liebesgaben zu sammeln. [122] Die Schweizerregimenter Jan und Reding in Spanien spendeten 7000 Fr., die Grafschaft Neuenburg über 11,000 Fr. Aus Italien und Deutschland flossen Gaben; im Ganzen 34,211 Fr. an Baarem, ungleich höhern Werthes an Lebensmitteln und Kleidern. [123] Nur in Frankreich, dessen Truppen und dessen Kommissäre all' das Elend gebracht hatten, blieb man gefühllos. Von dort kam kein Sou und französische Blätter begnügten sich, Zschokke's Aufruf als un beau morceau d'une noble et simple éloquence zu preisen.

Das Verzeichniß der empfangenen Gaben, sowie deren Vertheilung an die Gemeinden erschien im Drucke unter dem Titel: „Rechenschaft und Verzeichniß der freiwilligen Beiträge edler Schweizer und Schweizerinnen, zur Unterstützung der leidenden Menschheit im Kanton Waldstätten, erste Rechenschaft, 8. Dezember 1799, die zweite, 22. Januar 1800. [124] Die vierte und letzte (Seite 45—55), welche im Juni 1801 [125] erschien, begleitete Zschokke mit folgenden Schlußworten: „Verbessert Eure Schule und laßt Euch für diese kein Opfer zu schwer sein, denn nur eine weisere Nachkommenschaft kann auch eine glücklichere sein. Traget männlich Eure Leiden, wie Eure Väter sie trugen und seid liebevoll und wohlthätig wie sie waren. Aber haltet einiger und fester aneinander als sie; denn nur bürgerliche Zwietracht führte sie in die Irrgänge der Verzweiflung.“

---

[121] Helv. Tagblatt II, 122.
[122] Neues helv. Tagblatt II, 439.
[123] Neuer schweiz. Republ. Nr. 347.
[124] Helv. Arch. 583.
[125] Der neue schweiz. Republ., 3. Juni 1801.

Wie nach den Schreckenstagen von Nidwalden erboten sich auf die Verwendung Zschokke's und Rengger's eine Menge Familien in allen Theilen der Schweiz, arme Kinder aus den Waldstätten aufzunehmen. Der Kanton Solothurn für sich allein machte das Anerbieten, 1012 der beklagenswerthen Kleinen zu versorgen. Zschokke versandte deren über 1000, alle versehen mit Tauf- und Heimathscheinen, in die Kantone Luzern, Solothurn, Aargau und Bern. An einem einzigen Tage, den 23. November 1799, ließ er 120 solcher Kinder aus den Distrikten Schwyz, Ursern und Einsiedeln mit ihren Führern in Brunnen einschiffen. „Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, als sich Vater und Mutter von ihren weinenden Lieblingen trennen und ihr Theuerstes, von übergroßer Noth gedrungen, fernen fremden Händen anvertrauen mußten.“ [126] Die Kinderschaaren zogen durch die Kantone Aargau nach Basel, Solothurn bis in die Waadt hinein; haufenweise stunden sie still auf den Marktplätzen und Straßen und warteten, bis erbarmende Einwohner da und dort eines an die Hand genommen und nach Hause geführt hatten. Die Uebrigen zogen weiter, bis Alle versorgt waren.

Zwar gab es bald Klagen und viele Wohlthäter wurden mit Undank belohnt. Die meisten Pfleglinge waren an den Bettel gewöhnt, faul, unreinlich, oft diebisch und lügenhaft, des Lesens und Schreibens unkundig: zu große Armuth ist fast immer das Grab für Jugend und Sitte. Manch Kind entlief seinen Pflegeeltern und gesellte sich zu dem Bettelvolke, das aus den Gebirgen niedergestiegen und schaarenweise in den ebenen Gebieten der Schweiz vom Bettel lebte. Zschokke erließ an alle obrigkeitlichen Autoritäten in den Kantonen, den 11. Dezember 1799, eine Mahnung und forderte sie auf, das herumstreifende Gesindel auf der Stelle, wo es gefunden wird, festzuhalten und von Ort zu Ort durch Weibel oder Wachten nach ihrer Heimath zurückführen zu lassen. [127]

Mit der Zeit kehrten Ruhe und Ordnung — Dank der unermüdlichen Thätigkeit Zschokke's — zurück in die durch die Greuel des Krieges zerrütteten Waldkantone. Anfangs des Jahres 1800, den 19. Januar, konnte Zschokke seinem Direktorium Folgendes melden: [128] „Seitdem die Re-

---

[126] Selbstschau.

[127] Neues helv. Tagblatt II, 484.

[128] Neues republ. Blatt 103.

volution begonnen, haben die kleinen Kantone niemals eine größere Ruhe genossen als jetzt. Die wiederhergestellte Sicherheit des Eigenthums und der Person, das strenge Handhaben der Gesetze, das Abschaffen der revolutionären Verfolgungen, entwickelt beim Volke eine Zufriedenheit, welche selbst von der nagenden Armuth nicht ganz zerstört werden kann. Vor allen Dingen freut mich die Reorganisation der Gemeindeschulen, die schon einige Jahre vor der Revolution äußerst vernachlässigt waren. Die Schulen blühen in den meisten Gemeinden von Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden. Die Nonnenklöster von Schwyz und Altorf haben Töchterschulen eingerichtet 2c."

Dagegen ward für eine Zeit lang das gute Einvernehmen zwischen Zschokke und Truttmann, Regierungsstatthalter für den Kanton Waldstätten gestört, und machte nach und nach einer gewissen Eifersucht von Seiten des Letztern Platz. Er verklagte Zschokke wegen mehrerer willkürlichen Handlungen, vorzüglich wegen eigenmächtiger Befreiung von Gefangenen.

Als der Justizminister hierauf den Auftrag gab, diese Gefangenen auf's Neue vor Gericht zu stellen, nahm Zschokke, der in dieser Verfügung einen Beweis von Mißtrauen erkennen mußte, auf Ende Februar 1800 seine Entlassung und trat aus dem Dienste der helvetischen Republik.

Das Direktorium ernannte zwar Zschokke, den 1. März 1800, zum Regierungskommissär nach dem Kanton Wallis, welches durch den Aufstand des Oberwallis und die Horden des grausamen Generals Xantrailles vielleicht noch härter mitgenommen worden war, als die Urkantone. Zschokke hatte noch speziell den Auftrag, Bonaparte auf seinem Zuge über den großen St. Bernhard zu begleiten.

Zschokke lehnte entschieden ab. Zwei Jahre lang war er in ununterbrochener Aufregung und Thätigkeit gestanden; der Zweck seiner Sendung war erfüllt; er durfte nun wohl sich zurückziehen.

Nachdem er den Abschluß sämmtlicher Geschäfte besorgt hatte, begab er sich zu seinem Freunde Reding nach Schwyz und lebte mit demselben auf der Gebirgshöhe ob Seewen mehrere Wochen in wohlverdienter Ruhe, dichtend und philosophirend, auch wohl in ernsten Gesprächen des Landes Wohl und Zukunft berathend.

VI. Zschokke als Regierungskommissär im Tessin.
26. Mai 1800 — 12. September 1800.

Wie durch ein Wunder war Napoleon aus dem Lande der Pharaonen zurückgekehrt. Sofort begannen die Rüstungen zur Wiedereroberung des verlornen Italiens. Im Mai 1800 zog er über den großen St. Bernhard und beauftragte gleichzeitig den General Moncey mit 20,000 Mann, die von Deutschland herkamen, über den Gotthard zu ziehen, die Oesterreicher im Rücken zu fassen.

Moncey war schon in Bern und traf die Vorbereitungen zu dem Zuge. Er wünschte dringend Zschokke, der die zu durchziehenden Länder am besten kannte, bei sich zu haben und schickte demselben Briefe und Adjutanten nach Schwyz mit der Bitte, sich mit ihm in Luzern zu besprechen.

Zschokke weigerte sich anfänglich, die neue und sehr schwierige Mission anzunehmen; doch konnte er den dringenden Bitten und Zusicherungen Moncey's schließlich nicht widerstehen. Er hoffte, seine Mitbürger schützen zu können vor den Ausschreitungen einer durch die vielen Kriege roh gewordenen Soldateska.

Am Tage vor seiner Abreise zur Armee, den 26. Mai, erhielt er zudem von dem Vollziehungsausschuß die Ernennung zum „Regierungskommissär in den italienischen Kantonen". „Er sollte," so hieß es in dem Begleitschreiben, „Moncey auf seinem Zuge über den Gotthard begleiten, sich mit den Behörden in den Gemeinden, durch welche das Heer seinen Weg nehmen mußte, in Verbindung setzen, drüben in Tessin als helvetischer Kommissär der Anarchie ein Ende machen, und begründete Klagen über Bedrückung anhören, ebenso über den Gang der Dinge während der österreichischen Besetzung und den Aufständen im Februar 1798 und April 1799 umständliche Kenntnisse verschaffen und der Regierung genauen Bericht abgeben."

Am 27. Mai begab sich Zschokke mit zwei Adjutanten zu dem fränkischen Heere. Ueber den Zug schrieb Zschokke den 6. Juni an den Vollziehungsausschuß: [128] „... Sie können leicht denken, wie es einer Armee, die konzentrirt durch das Gebirge zieht, ohne Lebensmittel, ohne Sold,

[128] Neuer schweizerischer Republikaner 128.

oft ganze Kompagnien ohne Schuhe, beim Bivouaquiren in einem Lande gefallen muß, welches sie den Oesterreichern abgenommen zu haben glaubten! — Zum Unglück auf dem Gotthard noch tiefer Schnee; man sank über die Knie ein; Lebensmittel lagen in Uri und konnten wegen Mangel an Pferden nicht so schnell nachgebracht werden. Die Soldaten nahmen, was sie fanden 2c. . . ."

Zschokke that sein Möglichstes, um die Bevölkerung des Landes vor den Soldaten zu schonen. Beim Marsche durch die Dörfer stellte er längs den Straßen Wachen auf; aber er konnte nicht hindern, daß die Soldaten an den Bergabhängen wild umherstreiften und mehrere Dörfer und die einzelnstehenden Hütten total ausplünderten. Moncey, der im Pfarrhause zu Airolo auf Zschokke wartete und jeden Augenblick gewärtig war, sich mit den Oesterreichern im Tessin schlagen zu müssen, bestürmte Zschokke, Alles aufzuwenden, die Munition und andere Kriegsbedürfnisse, die jenseits des Gotthards lagen, über den Bergpaß schaffen zu lassen.

Aber statt der 1500 Transportpferde, welche die helvetische Regierung für den Zug versprochen hatte, waren nur 212 vorhanden; auch die 50 Bergochsen, welche in den damaligen Zeiten die verschneiten Wege über den Gotthard täglich bergauf, bergab festtreten und gangbar zu machen hatten und deren Eigenthümer besondere Vorrechte genossen, waren schon früher zum größten Theil vom Kriegsvolk geraubt und geschlachtet worden.

Zschokke mußte für den Transport Menschenkräfte in Anspruch nehmen. 6000 Fr. wurden ihm aus der Salzkasse in Luzern zugestellt, welche er an die urnerischen Gemeinden auszahlen ließ, um Leute zu werben. In langen Zügen schleppten sich die Männer, Weiber, Kinder, mehrere Hundert an Zahl, mit Pulver, Blei und Brod beladen, über das Gebirg, dem Heere nach, nicht selten unbarmherzig angetrieben durch französische Offiziere.

Die persönlichen Anstrengungen waren für Zschokke nach seinem eigenen Geständnisse nahezu aufreibend. Bald hatte er beim Vortrab des Heeres zu sein, bald mehrere Stunden Weges zurück bei der Nachhut, da den Soldaten Hülfe zu bringen, dort die Bevölkerung zu schützen vor deren Ausschreitungen. Tage und Nächte verbrachte er unter Hader und Schreien, unter Bitten und Drohungen.

Nach zehn Tagen war der Durchzug vollendet. Am 28. Mai hatte die Vorhut des Heeres das Livinenthal erreicht; am 30. besetzten sie Bellinzona. Am 1. Juni wurden Locarno und Lugano genommen; die Oester-

reicher zogen sich überall zurück. Am 4. Juni ergossen sich die Schwärme fränkischer Krieger in die lombardische Tiefebene, — und am 14. Juni ward die entscheidende Schlacht bei Marengo geschlagen.

Zschokke hatte sich am 28. Mai durch eine Proklamation den italienischen Kantonen angekündigt. Dieselbe athmete Versöhnung, Freundschaft und Friede. [129]

Das tessinische Land befand sich im Zustande wilder Auflösung. Durch Faktionenkämpfe innerlich zerrissen, durch die in buntem Wechsel sich ablösenden Durchzüge fremder Truppen, Franzosen, Oesterreicher, Russen, dann wieder Oesterreicher und neuerdings Franzosen, ausgesogen und verwüstet, einem ungewissen Loose preisgegeben, durch den an seinen Grenzen wieder angefachten Krieg — war es jeder gesetzlichen Ordnung und Zucht entfremdet. Zschokke hatte am 19. August 1800 [130] in einem eingehenden, acht Folioseiten umfassenden Berichte an das helvetische Direktorium die tief zerrütteten Verhältnisse geschildert, wie sie nach der Revolution über diese von Natur so reich gesegneten Thalgelände hereingebrochen waren.

Seitdem das Machtwort Napoleons in Ober-Italien die cisalpinische Republik geschaffen hatte, [131] gelangte das Tessin, dies- und jenseits des Monte Cenere, nicht mehr zur Ruhe. Es bildeten sich zwei Parteien, die einander immer heftiger bekämpften. Die eine hielt zum Schweizerhut, die andere zur cisalpinischen Kappe. Als Berthier das Volk anfragen ließ, ob es sich zur cisalpinischen Republik schlagen wolle, stimmte es für Verbleiben bei der Schweiz.

Mit südlicher Heftigkeit schürte nun die cisalpinische Partei, die sich die patriotische nannte, zum Aufstand. Am 14. und 15. Februar 1798, am gleichen Tage, da die Vogteien Lugano, Mendrisio, Locarno und Valmaggia von den zwölf Orten freigesprochen wurden, überfiel patriotisches Gesindel die Orte Lugano und Mendrisio. Es floß Blut und Greuelthaten wurden verübt, aber die Aufwiegler erreichten ihren Zweck nicht.

Am 4. April wurden Bellinzona und die Riviera von der Oberherrschaft von Uri, Schwyz und Nidwalden freigesprochen und am 12. April konstituirte sich die „eine und untheilbare helvetische" Republik. Da wurde das gesammte tessinische Volk neuerdings durch Brune von Mailand aus

---

[129] Neuer schweiz. Republ. 73.
[130] Helv. Arch. 1667.
[131] 9. Juli 1799.

angefragt, ob es cisalpinisch bleiben oder helvetisch werden wolle. „Wir bleiben Schweizer," war die Antwort der Mehrheit des Volkes. Der Anschluß geschah; es wurden die beiden Kantone Lugano und Bellinzona gebildet und Helvetien einverleibt.

Aber eine Reihe unkluger Verfügungen der neuen Regierungen und des helvetischen Direktoriums gaben den Parteien frischen Gährstoff. Als in den deutschen Kantonen der Aufstand ausbrach, kam es auch in den südtessinischen Thälern zu Aufständen, den 26. und 29. April 1799. Unterdessen hatten in Italien die Franken vor den Oesterreichern weichen müssen. Letztere zogen in den Tessin ein und geboten den bewaffneten Parteien Ruhe. Nun aber lösten sich die beiden Kantone auf; sie zerfielen nach und nach in acht selbstherrliche Kantönlein mit eben so vielen „Regenzen", welche das Vermögen ihrer politischen Gegner mit Sequester belegten und überdies unter einander wegen Zöllen und ähnlichen Dingen in endloser Zwietracht haderten.

So war's, als Zschokke kam.

Die Munizipalität von Lugano wies Zschokke eine Wohnung an bei dem Postmeister P. Rossi, der als einer der thätigsten Häuptlinge der österreichischen oder aristokratischen Partei galt. Dadurch und durch vorausgegangene Verleumdungen, welche nur zu schnell ihren Weg in die aufgeregten Gemüther fanden, gelangte Zschokke in den Ruf eines Anhängers der österreichischen Politik — was Zschokke's Thätigkeit und Einfluß nicht wenig schädigte.

Erst später entdeckte Zschokke die Rolle, welche Rossi bisher gespielt hatte und wußte sich seiner Nähe zu entziehen. [132]

Zschokke sah bald, daß bei dem durch Despotie und Klerus heruntergekommenen Volke einstweilen nur durch diktatorische Gewalt beherrscht und regiert werden könne. Wiederholt fordert er dieselbe von den helvetischen Behörden [133] oder seine Entlassung. [134]

---

[132] Brief Zschokke's an den Vollziehungsrath, 19. August 1800, Helv. Arch. 1667

[133] 17. und 23. Juni 1800.

[134] Am 30. Juni schrieb er dem Vollziehungsrathe (Helv. Arch. 1667): „. . Wenn dem Vaterlande Unglück droht, fühl' ich Pflicht und Nothwendigkeit, auf der Stelle das Einstweilige zu verfügen. Ich kann unmöglich alle zusammen stürzenden Ereignisse der Zukunft vorhersehen und im Bedrängniß des Tages auf Verhaltungs-

Als weder das Eine noch das Andere kam, gab Zschokke sich selbst unbeschränkte Vollmacht und begnügte sich in Zukunft, seiner Oberbehörde von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten.

Zschokke ließ einstweilen die bestehenden Regenzen fortamten, machte sich aber zu ihrem gemeinsamen Mittelpunkte und ernannte zwei Verwaltungskommissionen, welche die Vorarbeiten zur Reorganisation der beiden Kantone Lugano und Bellinzona zu ordnen hatten. Die Verfügung erleichterte den Uebergang vom Chaos zur gesetzlichen Ordnung.

Dann ließ Zschokke die Geflüchteten zur Rückkehr einladen und hob den auf das Vermögen der geächteten Patrioten gelegten Sequester auf. [135]

Nicht wenig Mühe kostete es ferner, die öffentlichen Beamten der helvetischen Republik wieder auf ihre Posten zurückzubringen. Im Kanton Lugano waren nämlich die meisten, im Kanton Bellinzona alle Beamten der Republik ohne Besoldung geblieben, was um so empfindlicher war, da das Hauswesen derselben durch den Krieg überhaupt zerrüttet worden war.

Ebenso galt es, den Klerus, dessen Macht bei dem abergläubischen Volke eine ganz bedeutende war, für die Sache der Ruhe und neuen Ordnung zu gewinnen. Zu diesem Zwecke verfügte Zschokke vorläufig die Entrichtung der Zehnten pro 1800, „für die Jahre 1798 und 99 sollten sie dagegen so lange in den Händen desjenigen bleiben, der sie wirklich inne habe, sei es nun der Grundeigenthümer oder der Zehntbesitzer, bis ein Gesetz über die Zehnten für 1798 und 99 entschieden haben werde". Er schrieb hierüber, von Lauis aus den 23. Juni, dem Vollziehungsausschuß Folgendes: „ . . . Der Zehnten in den welschen Kantonen gereicht besonders zur Unterhaltung der Geistlichen, einiger milden Stiftungen und Partikularen. Da das Liquidationsbüreau mitten in seinen Arbeiten durch das Einrücken fremder Truppen aufgelöst wurde, so hat bis jetzt noch an keine Art der Entschädigung der Zehntbesitzer gedacht werden können. Die provisorischen Regierungen, in dem sie die Zahlungen des Zehnten wieder gestatteten, machten sich dadurch den Klerus und vermittelst desselben das Volk anhängig und ergeben. Viele Partikularen und

---

befehle von Bern warten, die eine Woche lang unterwegs bleiben können. Es wird Ihnen aber ein Kleines sein, einen tüchtigern Mann auf meinen Platz zu stellen dessen Geisteskraft leichter vermag, Umstände und Zufälle zu meistern ꝛc."

[135] Den 14. Juli 1800.

noch bei weitem mehr die Geistlichkeit, desgleichen Hospitäler sind mit dem Verlust der Zehnten ihres Unterhalts beraubt für ein Jahr. Ihre Lage ist um so härter, je theurer die gegenwärtigen Zeiten sind. Meines Wissens hat die Republik ihnen noch keine anderen Mittel des Unterhalts anweisen können. Gerechtigkeit scheint also: die einstweilige Erlaubniß zu Entrichtung des Zehnten zu gestatten — die Politik aber gebietet dieselbe" rc. [136]

Der Vollziehungsausschuß fühlte das Gewicht dieser Gründe und suchte die gesetzgebende Behörde für Zschokke's Verfahren zu gewinnen. In der That bevollmächtigte der Große Rath den Vollziehungsausschuß, im Tessin für das laufende Jahr diejenigen Auflagen zu beziehen, welche er am zweckmäßigsten finden werde. Der Ausschuß bestätigte hierauf Zchokke's Anordnungen. Aber in einer geheimen Sitzung des Großen Rathes wurde Zschokke heftig angegriffen wegen „seiner bereits vor diesem Beschlusse erlassenen, auf die Zehnten und Bodenzinse bezüglichen Proklamation". Er ward angeklagt, als hätten die Schmeicheleien des Erzbischofs von Mailand und des Bischofs von Como ihn bewogen, die Gesetze der Republik zu Gunsten der Priester zu opfern. Die Angelegenheit wurde dem Vollziehungsausschuß überwiesen, welcher die Sache klugerweise hinauszog, bis sie im Laufe der Zeit in's Vergessen kam.

Der Klerus, der noch immer für seine Altäre, Prozessionen und Zehnten fürchtete und überhaupt — wie überall — antifränkisch gesinnt war, fuhr fort, auf der Kanzel und im Beichtstuhl für das Glück der Waffen seiner österreichischen Majestät zu wirken, zu einer Zeit, da deren Soldaten schon längst abgezogen waren. Zschokke wandte sich an den Bischof von Como, unter dessen Krummstab die tessinische Geistlichkeit stund, daß er, „statt des Flehens um Waffenglück der Oesterreicher Gebete um allgemeinen Frieden anordne". Nur mit Widerstreben ward Folge geleistet.

Am 11. August 1800 endlich konnte Zschokke die gesammte Obrigkeit des Kantons Bellinzona (Regierungsstatthalter, Verwaltungskammer, Gerichte, Erziehungsräthe, Munizipalitäten rc.) und am 18. August diejenige des Kantons Lugano einsetzen: Freiheitsbäume, ohne welche es damals nicht ging, wurden mit Pomp aufgepflanzt und patriotische Ansprachen an das versammelte Publikum gerichtet.

Immerhin hielt Zschokke es noch geboten, das Volk im Zaum zu halten. Wir lesen nämlich in einer Proklamation, die er an die Be-

[136] Neuer schweiz. Republikaner 257.

wohner der Kantone Lugano und Bellinzona, den 24. August erließ, daß „ohne besondere schriftliche Erlaubniß des Unterstatthalters künftighin in keiner Gemeinde, unter was immer für einem Vorwande es auch sei, Gemeindeversammlungen gehalten werden dürfen, daß ferner der Unterstatthalter allen von ihm gestatteten Gemeindeversammlungen beiwohnen oder an seiner Stelle einen andern Bürger schriftlich beauftragen müsse" ꝛc. [137]

Nachdem die Mitglieder der provisorischen Regierungen von ihren Stellen entfernt worden waren, ertönten von allen Seiten Racheforderungen gegen dieselben. Viele der Cisalpinischen forderten Entschädigung für Verluste, Andere Genugthuung für ausgestandene Kerkerhaft und Exil, Dritte Strafe gegen die Urheber des Aufruhrs vom April 1799 ꝛc. ꝛc.

Zschokke, wie viele von den gewesenen provisorischen Regierungen auch leidenschaftlich gegen Parteigegner gehandelt hatten, machte bekannt, „daß er den Schleier der Vergessenheit über alles Geschehene werfen werde, und daß die Mitglieder der provisorischen Regierungen während der österreichischen Besetzung und nachher, auf keine Weise anders als für Privatverbrechen verantwortlich gemacht würden". [138]

Zschokke machte zudem allen bereits angehobenen politischen Prozessen mit einem Schlage dadurch ein Ende, daß er die Akten, die zu mächtigen Stößen angewachsen waren, nach Lugano zur Durchsicht kommen ließ, dann

[137] Neuer schweiz. Republ. 484.

[138] Hierüber schrieb Zschokke, den 28. August, Folgendes an Bürger Meier, Justizminister (Helv. Arch. 1667): „... Ich habe das Amnestiegesetz (vom 26. November 1798) noch nicht publizieren lassen; denn statt die Parteien zu versöhnen, würde es nur dem unter der Asche glimmenden Feuer der Faktionen neuen Brennstoff geben, durch den Artikel, der eine Befugniß gibt, Entschädigungen für den in den Verfolgungen erlittenen Verlust zu fordern. Die meisten dieser Entschädigungsforderungen würden von den sogenannten cisalpinischen Patrioten gegen die ehemaligen provisorischen Regierungen gerichtet werden. Sobald diese gestattet wären, bliebe es außer Zweifel, daß auch die Gegenpartei Entschädigung für Alles das heischen würde, was sie und das Land durch die kriegerischen Invasionen der cisalpinischen Patrioten im Anfang der Revolution litten. Beide Parteien wären darum wieder in offener Fehde gegen einander ꝛc. ... Bis jetzt habe ich die beiden Parteien gelähmt und besonders durch Aufstellung des einfachen Grundsatzes: die provisorischen Regierungen waren zu ihrer Zeit independent von der helvetischen Regierung, mithin auch nicht unterworfen den Gesetzen der helvetischen Republik. Eine Regierung kann aber nie über eine andere Regierung, so von ihr unabhängig war, richten über das, was sie während ihrer Unabhängigkeit that."

aber dieselben still und geräuschlos in zwei Kisten über den Gotthard nach Bern sandte, wo sie in einigen Bänden des Helv. Archivs jetzt noch zu finden sind.

Während Zschokke in dieser Weise sein Möglichstes zur Beruhigung der Gemüther und Herstellung gesetzmäßiger Ordnung that und sich weder durch Verleumdungen und Angriffe in öffentlichen Druckschriften noch durch Drohbriefe mit Gift und Dolch einschüchtern ließ, drohte dem Frieden von einer andern Seite neue Gefahr. Die unersättliche Geldgier der französischen Generale, vorab Massena's, gab hiezu Veranlassung.

Massena hatte nach Napoleons Rückkehr nach Paris den Oberbefehl über die italienische Armee übernommen und sein Hauptquartier nach Mailand verlegt. Von hier aus behandelte er die Tessiner in nichtswürdiger Weise. Schon früher hatte Napoleon, als Zschokke vier Tage nach der Schlacht bei Marengo bei ihm in Mailand vorsprach, die Rückgabe der Pferde und Fuhrwerke, die für den Zug über den Gotthard requirirt worden waren, sowohl, als auch die Entrichtung der Geldsummen, welche die französische Armee für Schlachtvieh und andern Lebensbedarf in Uri und Tessin schuldig geworden und deren Bezahlung nach Einzug in die lombardische Hauptstadt versprochen worden war, mit verächtlichem Hohn verweigert. Massena selbst begann seine vexatorischen Maßregeln mit der Beschränkung der Getreide- und Salzeinfuhr nach dem Kanton Tessin.

Der Kanton Tessin war bezüglich dieser Nahrungsmittel von Alters her auf die Lombardei angewiesen; er kam deßhalb bald in große Verlegenheit.

Am 4. Juli begab sich Zschokke zum General Oudinot, Chef des Generalstabes der italienischen Armee, um die Aufhebung oder wenigstens die Beschränkung jener Maßregeln zu erwirken. Er schilderte die traurige Lage des Landes und begehrte Anlegung kleiner Kornmagazine in Faido, Bellenz und Lugano für die französischen Garnisonen, die Bedürfnisse der täglich durchziehenden Soldaten, der Verwundeten und österreichischen Deserteure, die bis anhin auf Unkosten der unglücklichen Gemeinden ernährt werden mußten. Oudinot gab ausweichende Antwort.

Am 16. Juli machte Zschokke die gleiche Vorstellung bei Massena. Dieser versprach, bei Lecco ein Kornmagazin anzulegen. Allein dasselbe gab bald kein Getreide mehr ab. Da sandte Zschokke einen Boten zu Massena. Der Bote kam zurück und meldete unter dem Siegel größter Verschwiegenheit, daß „außergewöhnliche Kornausfuhr gestattet würde, wenn für jeden

Sack ein Neuthaler an das Büreau des Obergenerals (resp. in dessen Schelmentaschen) bezahlt würde."

Zschokke kam in die Lage, fast jede Woche, bald bei der Commissione governata della Cisalpina, bald direkt bei Massena um die Bewilligung zur Ausfuhr einiger hundert Säcke betteln gehen und Ausfuhrscheine lösen zu müssen. Später wurden die Abgaben noch mehr in die Höhe geschraubt, ja, die ohnmächtige helvetische Regierung mußte helvetische Kompagnien nach dem Tessin schicken, welche das Einbringen von Lebensmitteln aus der Lombardei verhüten mußten. Die Hungersnoth erreichte einen solchen Grad, daß man ärmere Leute in den Bergen Wurzeln suchen und krepirtes Vieh nächtlicherweise ausgraben sah, um sich Nahrung zu verschaffen.

Es lag ohne Zweifel die Absicht vor, das Tessinervolk zum Aufruhr zu reizen, um sodann denselben als Vorwand zu benutzen, die Grenzen Cisalpiniens bis an den St. Gotthard auszudehnen. Das empörte Landvolk hatte sich schon da und dort zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen; nur die muthige Entschlossenheit Zschokke's vermochte die Rache des französischen Generals in Zügel zu legen. Er drohte, „das ganze Volk in Waffen zu rufen und diese Thäler zu einer neuen Vendée werden zu lassen. Verzweiflung verleihe auch schwachen Völkern nicht zu verachtende Stärke." Es wurden auch sofort alle Anordnungen zu einem förmlichen Guerillaskriege getroffen.[139]

Zschokke selbst eilte, um größere Gefahren zu verhüten, nach Bern den 7. September. Am 10. September kam er dort an und suchte die Vermittlung des Vollziehungsrathes nach, ebenso diejenige des dort weilenden französischen Gesandten Reinhard, mit dem er nahe befreundet war; dem Letztern reichte er überdies zu Handen des ersten Konsuls eine Denkschrift ein.[140]

Die verübten Greuel erregten überall tiefe Mißbilligung. General Matthieu Dumas ward nach Mailand gesandt, um die Unfugen und Gewaltthaten daselbst zu unterdrücken. Zschokke sollte ihn über die Alpen begleiten, als er vom helvetischen Vollziehungsrathe zu einer neuen Mission berufen wurde.

[139] Anfang September 1800.
[140] 12. September 1800.

VII. Zschokke als Regierungsstatthalter im Kanton Basel.
12. September 1800 — 11. November 1801.

An demselben Tage, da Zschokke mit General Matthieu Dumas nach Lugano und Mailand verreisen wollte, wurde er zum Regierungsstatthalter des damals noch geeinigten Kantons Basel ernannt.

Der bisherige, Joh. Jak. Schmid, war in den Vollziehungsrath gewählt worden, und Rhyner, Präsident des Distriktsgerichtes Basel, hatte die auf ihn gefallene Nachfolgeschaft den 30. August abgelehnt.

Der Brief des Vollziehungsrathes an Zschokke lautet: „Wenn die Regierung die vaterländische Verpflichtung lebhafter als jemals fühlt, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten solche Männer zu stellen, die bei den nöthigen Geistes- und Willenskräften ihr besonderes Vertrauen besitzen, so glaubt sie auch mit desto größerm Recht erwarten zu können, daß solche Männer ihrem Rufe zu höhern Aemtern mit der ganzen Hingebung des ächten und entschlossenen Vaterlandsfreundes folgen werden.

„Durch Eure Arbeiten, Bürger, wie durch Eure mit erprobtem Patriotismus geleisteten Dienste habt Ihr Euch zur Klasse jener Männer erhoben und der Regierung das Recht zu diesen Erwartungen gegeben.

„Der Vollziehungsrath hat Euch demnach kraft beiliegenden Beschlusses zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt und er findet dieser Ernennung nichts beizufügen, als die dringende Einladung, diesen Posten, der Eurer Talente und Arbeit so sehr bedarf, ohne Aufschub anzutreten.“ [141]

Zehn Tage später, den 22. September antwortete Zschokke also: „Nicht die stolze Anmaßung, als wär' ich Ihres Vertrauens unter allen Verhältnissen würdig, sondern Pflichtgefühl, Ihre Absichten zu ehren, bewog mich, die Stelle eines Regierungsstatthalters vom Kanton Basel anzunehmen, wiewohl ich lebhaft empfinde, wie viel ein Jeder verlieren muß, der es wagt, der Nachfolger meines Vorgängers zu sein.“ [142]

Die helvetische Tagsatzung hatte für die Regierungsstatthalter folgende

---

[141] Helv. Arch. 507.

[142] Ebenda 507. — Am gleichen Tage kündigte er sich in einer Proklamation dem Volke des Kantons Basel an: „... wenn ich Dir künftig meine Tage, alle meine Sorgen allein widme, so will ich es nicht für eine Last halten, die mir auferlegt wird, sondern für eine Belohnung, daß ich bei Dir lebe 2c.“ (Neue schweiz. Rep. 562 und Helv. Arch. 1499)

Bestimmung in die neue Verfassung aufgenommen: „Der Regierungsstatthalter ist mit der eigentlichen Vollziehung und mit der allgemeinen höhern Polizei im Kanton beauftragt; er hat den Zutritt in die Verwaltungsbehörde des Kantons und hat die besondere Pflicht, über die Beobachtung der allgemeinen Gesetze und Verordnungen der Republik zu wachen". [143]

Zschokke wurde in Basel gastlich, aber kalt aufgenommen. Er war seit Jahrhunderten der erste Fremdling, welcher die oberste Landesstelle bekleidete bei einer Bürgerschaft, die von jeher der tüchtigen Männer so viele in eigener Mitte zählte.

Die Mißstimmung unter der ländlichen Bevölkerung des Kantons war hauptsächlich durch einen Beschluß der helvetischen Oberbehörden hervorgerufen worden. Der große Zehnten sollte nämlich für das laufende Jahr wieder eingetrieben werden. Die Aufregung war im Steigen; jeden Augenblick befürchtete man das Beschreiten ungesetzlichen Bodens.

Um den Gemeinden Anlaß zu geben, sich über ihre Beschwerden auszusprechen, veranstaltete Zschokke auf den 27. September zu Gelterkinden eine Versammlung von Abgeordneten (Centralmunizipalität). Er fand die Erhitzung der Gemüther größer, als er erwartet hatte und mußte alle Beredsamkeit aufbieten, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Er versprach den Abgeordneten, bei der Regierung dahin zu arbeiten, daß die Last des Bodenzinses für dieses Jahr erleichtert und das Gesetz wegen Loskäuflichkeit der Zehnten gemildert werde.

Am 29. September schrieb Zschokke dem Vollziehungsrathe, daß die geschehene Aufforderung zur Entrichtung der Bodenzinse von 1798 und 1799 sowie auch die bekannt gewordenen Verhandlungen des gesetzgebenden Rathes in Betreff der Zehnten und Grundzinse, allgemeine Besorgnisse erregt und zu aufrührerischen Versammlungen Anlaß gegeben, daß sogar zahlreiche Gemeinden sich wechselseitig verbindlich gemacht hätten, es lieber auf das Aeußerste ankommen zu lassen, als in die Wiederherstellung dieser alten Lasten zu willigen."

Hierauf bekam Zschokke den Auftrag, „die gährenden Gemüther zu besänftigen, aber zugleich dem Volke zu erklären, daß man Widersetzlich-

---

[143] Schweizerische Zeitung Nr. 16, vide ferner Tageblatt der Gesetze und Dekrete III, 125.

keiten mit Gewalt begegnen werde". Zu diesem Zwecke stellte ihm der Vollziehungsrath neben der bereits in Basel liegenden Kompagnie noch zwei weitere Kompagnien Fußvolk und 70 Mann berittene Jäger zur Verfügung.

Die Truppen kamen am 3. Oktober in Sissach und Liestal an. Am 4. geschahen Gewaltthätigkeiten und der Aufstand brach in hellen Flammen aus. Die Sturmglocken tönten landauf, landab. 2000 bewaffnete Bauern zogen gen Liestal, wo Zschokke und Oberst Dolder mit den helvetischen Truppen lagen.

Noch in der Nacht des 4. auf den 5. ließ Zschokke eine Abordnung der Aufrührer vor sich kommen und ermahnte dieselbe, von ihrem gesetzlosen Gebahren abzustehen. Sie versprach Rückzug und entfernte sich.

Aber der genossene Wein gährte bereits in den Köpfen der Menge; die Haufen rückten vorwärts, ohne die Rückkehr der Abordnung abzuwarten.

Da ritt Zschokke in der gleichen Nacht, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um Blutvergießen zu hindern, in Begleitung des Obersten Dolder und vier berittenen Jägern, den erhitzten Bauern entgegen. Bei der Frenkenbrücke stieß er auf deren Vorhut. Es war Mitternacht und mondhell. Anfänglich hörte man Zschokke's Worte mit Ruhe. Indessen wälzten sich immer neue Haufen heran. Unordnung entstand und Flintenschüsse fielen, ob mit oder ohne Absicht, ist nie klar geworden. Zschokke und seine Schutzwacht legten sich nieder auf des Pferdes Rücken und ergriffen die Flucht; aber ebenso erschrocken stob auch der Landsturm auseinander.

Des folgenden Tages sandte Zschokke einen Eilboten nach Bern und begehrte schleunige Hilfe. General Monchoisi kam mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen.

Am 8. Oktober erließ Zschokke „an die übelgeführten Gemeinden des Distrikts Gelterkinden und an die Gemeinden des Distrikts Liestal, so den Aufrührern beigestanden sind," folgende Proklamation: [144] „Der Rebell ist von Gott und Menschen verlassen; aber ich kann Euch noch nicht verlassen. Ich will Euer Unglück vermindern, so lange es in meiner Gewalt steht. Darum höret meinen letzten Rath und führet ihn sogleich aus:

1) Sobald die fränkischen Truppen erscheinen, waget es nicht, den geringsten Widerstand zu leisten ....

[144] Neuer schweiz. Republ. 629.

2) Bewachet Eure Anführer, Eure Hauptlärmer, Eure Rathgeber und die in den Ausschüssen sitzen! Denn wenn die Noth angeht, werden sie Euch verlassen und Ihr Unschuldige müßt büßen, was sie verschuldet und angestiftet haben.
3) Jede Gemeinde lege sogleich ihre Waffen zusammen in die Hände der Munizipalität. Die Munizipalität soll mir ohne allen Verzug (bis zum 10. Oktober des Morgens) davon Nachricht geben, schriftlich oder durch Eilboten zc."

Die Proklamation that ihre Wirkung; die Waffen wurden eingeliefert, zuerst im Distrikt Gelterkinden.

Am 9. Oktober kam Monchoisi in Liestal an. Verschiedene Häupter des Aufstandes wurden verhaftet, die Güter der Geflohenen wie des Agenten Aenishäusli und Anderer mit Beschlag belegt. Auf den Antrag Zschokke's erhielten dagegen der Platzkommandant von Basel, ferner Frei, der Distriktsstatthalter von Gelterkinden, und Tenger, Agent in Sissach, ihrer Treue und geleisteten Dienste wegen, vorzügliches Lob.

Zschokke setzte in einer Verordnung vom 13. Oktober [145] den Zahlungstermin der rückständigen Bodenzinse bis zum 5. November fest; nur für die Unbemittelten gewährte er eine Ausnahme. —

Mit der Abtragung der Bodenlasten trat für den ganzen Kanton eine Periode der Ruhe ein. Einmal zwar wäre der Friede der guten Stadt Basel beinahe gestört worden. In der „Darstellung der öffentlichen Stimmung Basels", den 7. März 1801 [146] schreibt nämlich Zschokke an den Polizeiminister unter Anderm Folgendes: „. . . Die Städter verloren ihren Muth noch nicht. Die Aktion schien für sie günstiger als je. Einige Mitglieder der Munizipalität ließen am 18. Hornung in vorhergehender Nacht den sogenannten Lällenkönig (einen am Uhrwerk im Thor der Rheinbrücke gegen Kleinbasel gerichteten hölzernen Kopf, der nach dem Zug des Perpendikels die Augen verdreht und die Zunge ausstreckt und einzieht) wieder aufrichten. Ein Patriot hatte im Anfange der Revolution diesen Holzkopf, von dem man sagte, er spotte die Kleinbasler aus, hinwegnehmen lassen: dadurch bekam der Lällenkönig einen politischen Werth. Seine Erscheinung kurz nach Verminderung der Freiheitsbäume, mitten unter den Gerüchten vom Wieder-

[145] Neuer schweiz. Republ. 658.
[146] Helv. Arch. 1633.

kommen des Alten, am Tage der Friedensverkündung unter dem Donner der Kanonen, erregte Sensation. Das Volk versammelte sich haufenweis, den alten Freund zu begaffen. Man sagte öffentlich, jetzt hat der Patriotenspaß ein Ende, man bedrohte schon alle Gönner der Revolution, man erhitzte sich, ein Maler frischte die verblichenen Farben eines Baselstabes (Wappen der alten Regierung) an der Rheinbrücke wieder auf &c. &c."

Zschokke ließ den Maler einstecken, am folgenden Morgen mußte er, nüchtern geworden, sein Kunststück wieder auswischen. Auch den Lällenkönig ließ Zschokke beseitigen.

Um zu verhüten, daß die nahende Fastnacht nicht zu beleidigenden Scherzen mißbraucht werde, untersagte Zschokke in einem Schreiben an den Rathspräsidenten Buxtorf, alle politischen Anspielungen und ordnete auf diese Tage eine öffentliche Musterung an über die in Basel einquartirten Grenadiere und die baslerischen Chasseurs — um das Volk einigermaßen zu zerstreuen.

Viel Arbeit brachte dem Regierungsstatthalter das Gesindel, das damals, durch die vielen Kriege großgewachsen, in allen Ländern herumstrich, besonders in der Grenzstadt Basel. Am 6. Januar 1801 [147] sah er sich genöthigt, dem Lande und der Stadt eine scharfe Fremdenordnung aufzulegen: „ . . . Eure und Eures Eigenthums Sicherheit kann nicht gehandhabt werden, so lange die Polizei nicht weiß, wer sich hier aufhält, besonders da eine Menge herumstreifender Betrüger, liederliches Weibsgesindel, Leute, die an keine Arbeit gewöhnt sind und doch gut leben wollen, bald unter diesem bald unter jenem Vorwand hieher kommen und bleiben. Es hat sich sogar ereignet, daß Verbrecher sich nach Basel flüchteten, um desto unbekannter zu bleiben. . . . . Seitdem im Innern Frankreichs auf alle Gauner, Landstreicher und berufslose Pflastertreter so strenge Jagd gemacht wird, zieht sich das brodlose Gesindel gegen Deutschland. Auch dort werden nun laut allen Zeitungen wegen ihrer Menge förmliche Treiben gegen die Vagabunden veranstaltet. Man kann mit Grund darauf zählen, daß dieselben neuerdings Basel überschwemmen &c. . . ."

Im Februar und März ersuchte er mehrmals die Kantone Solothurn und Aargau, gemeinsam Betteljagden auszuführen; am 10. Juni [148]

[147] Helv. Arch. 1633.
[148] Ebenda 1633.

begehrte er dringend von den helvetischen Behörden, daß sie den früher gefaßten Beschluß einer allgemeinen Betteljagd zur Vollziehung bringe und trifft weitgehende Maßregeln, als am 22. Juni eine solche im nahen Breisgau stattfand.

Neben dem Gesindel gab es noch eine Menge reisender Engländer, die als politische Emissäre Unzufriedenheit aussäten, fränkische Emigranten und „ungeschworne“ Priester [149], Kollektanten aus der ligurischen Republik, „welche unter falschen Papieren die Gutherzigkeit des Volkes ausbeuteten,“ [150] welche die Polizeibehörden bedeutend in Anspruch nahmen.

Veranlaßt durch verschiedene Mißbräuche der Presse, hatte der Vollziehungsausschuß am 12. Juni 1800 die Regierungsstatthalter besonders beauftragt, auf alle öffentlichen Blätter, Flugschriften und Libellen ein wachsames Auge zu haben; ferner wurde jeder Schriftsteller, Buchdrucker und Buchhändler aufgefordert, unentgeltlich dem Regierungsstatthalter seines Kantons ein Exemplar derjenigen öffentlichen Blätter, Zeit- und Flugschriften mitzutheilen, welche politische Gegenstände enthalten. [151]

Daß Zschokke eine ungeregelte Preßfreiheit für die damaligen Zeitläufte ebenfalls schädlich hielt, beweist ein Brief desselben [152] an den helvetischen Minister Meier, worin er unter Anderm schreibt: „. . . Das ist das wahre Mittel, die Gemüther des rohen unwissenden Haufens in Gährung zu setzen. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, wie großen Widerwillen das Finanzsystem allenthalben erregt hat, wie sehr man dafür sorgen muß, daß das Volk von der Güte der Sache belehrt und nicht einseitig aufgewiegelt werde rc.“

Ein Komite der Regenz der baslerischen Universität hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Urkunden, betreffend die Stiftung und die Freiheiten der Universität zu Basel 1801“, ohne Anzeige des Druckortes und des Verfassers. [153]

---

[149] Helvetische Zeitung 6. Mai 1801.

[150] Helv. Arch. 1633, Brief Zschokke's an den helvetischen Polizeiminister Gruber, 7. November 1801.

[151] Tagblatt der Beschlüsse und Proklamationen der vollziehenden Gewalt II, pag. 407.

[152] 26. August, Helv. Arch. 1633.

[153] Ein Exemplar dieser Schrift, latein und deutsch geschrieben, 70 Seiten fassend, mit dem Motto „Omnes omnium charitates patria una complexa est“ findet sich im Helv. Arch. 583, pag. 243. Die helvetische Zeitung, 18. März 1801, äußerte sich über dieselbe folgendermaßen: „Die Regenz der hohen Schule von Basel will ihre

In Folge dessen beauftragte der Vollziehungsrath den Regierungsstatthalter Zschokke, „obige Regenz zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen zu berufen, derselben das höchste Mißfallen der Regierung zu bezeugen und sie ernstlich an ihre Pflichten zu erinnern.“ [154]

Auch Pfarrer Wick, Diakon zu St. Peter in Basel, wurde von Zschokke streng gemaßregelt und mußte ein Reuebekenntniß unterschreiben, weil er in seiner Predigt vom 26. Herbstmonat 1801 Aeußerungen über

---

Ohrenspitze höher strecken als die Gönner des Lällenkönigs und läßt ein Libell drucken. Wenn eine öffentliche Anstalt für Künste und Wissenschaften so tief wie unsere Universität gesunken, zur Satyre des menschlichen Verstandes geworden und zum Spotte veraltet und erschwächt ist: so muß jeder humane Freund der Wissenschaften ernstlich wünschen, daß dieselbe — ihrer Auflösung nahe — nie wieder zum Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit, zumal in unsern Tagen, erhoben werden möge, wo muthwilliger Hohn auch die Blöße des Alterthums nicht schont. Sehr schmerzhaft muß es demnach jedem Schweizer und besonders jedem Bürger von Basel sein, unsere Universität durch ein neues Denkmal ihres Lebens und Daseins aus ihrer wohlthätigen Vergessenheit entrissen zu sehen. — Es erschien nämlich vor einigen Tagen, ohne Anzeige des Druckortes und Verfassers eine Schrift unter dem Titel: **Urkunden, betreffend die Stiftung und die Freiheiten der Universität zu Basel 1801**, welche, wie man bestimmt weiß, von der Regenz der Universität herstammt, die über ihre Bekanntmachung eine besondere Deliberation gehalten und ungeachtet der Protestation einiger Mitglieder mit überlegener Stimmenmehrheit beschlossen hat, dieser Schrift die ausgebreitetste Publizität zu geben.

„Das Ganze ist nur ein Abdruck von Urkunden, die ehemaligen Rechtsame der Universität betreffend; und ihnen sind einige Bemerkungen beigefügt, welche beweisen, daß die Universität ihre ehemaligen Ansprüche auf Kultur des Geistes und Herzens längst verloren habe. Sie sind in schlechtem Deutsch geschriebene, mit Invektiven gewürzte, leidenschaftlich abgefaßte Diatriben gegen den Vollziehungsrath und scheinen entweder die alten Rechtsame wieder ertrotzen, oder aber, weil sich amplissima Regentia selbst nicht solche Wirkung von dem Libell versprechen kann, den Vollziehungsrath als eine, alle Rechte zertretende despotische Regierung diffamiren zu wollen. Schade, daß es allzukleinfügig und langweilig für's Publikum wäre, sonst gäben die viri venerandi, consultissimi, experientissimi et sapientissimi (olim) celeberrimi, eine schöne Aufmunterung, Wettsteins Schatten Ruhe zu schaffen, durch eine Geschichte des, aus dem 18. Jahrhundert in das 19. hinübersterbenden Pedantismi rauracensis, dessen letztes Tod verkündendes Symptom eine besondere Stelle in der pathologischen Nomenklatur verdiente, unter dem Titel: Furor academicus, zu deutsch: Hirnwuth ohne Hirn.“ Siehe ferner Helv. Arch. 583, pag. 223, Brief Zschokke's an den Vollziehungsrath den 11. März 1801.

[154] Tageblatt der Beschlüsse und Proklamationen der vollziehenden Gewalt, 4. April 1801 und Helv. Arch. 583, pag. 245.

die politischen Verhältnisse des Vaterlandes gethan hatte, „welche eine üble Wirkung auf die ungebildeten Volksmassen ausüben mußten". [155]

Im Uebrigen hatte Zschokke in Basel verhältnißmäßig ruhige Tage. Der Vollziehungsrath hatte ihm durch Beschluß vom 6. Oktober 1800 [156] zur Erleichterung einen Oberschreiber, zwei Schreiber zweiten Ranges, einen Kopisten und einen Weibel beigegeben. So fand Zschokke Zeit, die schon während seines Aufenthaltes bei A. Reding in Schwyz begonnene „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidgenössischen Standes Schwyz" zu vollenden. [157] Des Fernern arbeitete Zschokke an den „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung". Es ist sehr befremdend, da doch im Ganzen Zschokke's Schriften für die neue Ordnung günstig gehalten waren, daß die Regierung Zschokke damals verweigerte, auf seine Kosten die ihm noch fehlenden Urkunden und Aktenstücke zur neuern Geschichte der ehemaligen kleinen Kantone abschreiben zu lassen, so daß sie sogar den Wunsch aussprach, „Zschokke möchte zu schicklicherer Zeit seine schriftstellerischen Werke erscheinen lassen." (Helv. Arch. 594, pag. 333 und 335 den 6. September 1801.

Während Zschokke seines Amtes waltete, hatte die helvetische Oberbehörde eine neue bedeutende Umänderung erfahren. Am 28. Oktober 1801 löste Dolder, der seit dem 9. Mai 1799 unter allen politischen Gestaltungen wie Korkholz immer obenauf schwamm, in Verbindung mit Savary, Jenner, Montenach und Verninac, dem französischen Gesandten, die helvetische Tagsatzung gewaltthätig auf, stellte die Verfassung vom 29. Mai (Entwurf von Malmaison) wieder vollständig her und wählte Reding als ersten Landammann der Schweiz.

Unmittelbar nach diesem Ereignisse hatte der provisorische Vollziehungsrath die bestimmtesten Befehle an alle Regierungsstatthalter gesandt, darüber zu wachen, daß keinerlei gegen die neue Regierungsverordnung gerichtete Schriften, fliegende Blätter, Zeitungsartikel ꝛc. erschienen. Zschokke kam nun wieder in den Fall, einen Basler zu rüffeln und zwar den Buchdrucker Flick jun. Zschokke schrieb demselben unterm 2. November [158]:

[155] Helv. Arch. 1633.

[156] Neuer schweiz. Republ. 615.

[157] Proben hievon erschienen im Neuen schweizerischen Republikaner Januar und Februar 1801.

[158] Der Republikaner nach liberalen Grundsätzen, 4. Stück.

„Da Sie, meinem ausdrücklichen Befehle zuwider, ohne meine spezielle Erlaubniß, Schriften, welche auf die neuesten politischen Ereignisse des Vaterlandes Bezug haben, drucken und zum Verkauf anbieten;

„Da es bei der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes für die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährlich ist, Schriften dieser Art [159] unter dem Volke zu verbreiten, bevor eine feste, konstitutionelle Regierung dasteht, wird Ihnen hiemit angedeutet:

1) Alle bei Ihnen liegenden, von Ihnen gedruckten oder Ihnen zugesandten Blätter gegen die Ereignisse vom 27. und 28. Oktober der Polizei ungesäumt auszuliefern, und kein Blatt davon weder zu verschenken noch zu verkaufen.
2) Bis auf meinen ausdrücklichen Widerruf, dem ersten von mir gegebenen Befehl zu gehorchen, widrigenfalls Ihre Pressen sämmtlich versiegelt und Sie dem Gerichte zur Bestrafung überantwortet werden 2c."

Der provisorische Vollziehungsrath nahm in Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen in die Tagsatzung viele Veränderungen vor unter den obern Beamten in den Kantonen. Mehrere Regierungsstatthalter, so die in Zürich, Luzern, den Waldstätten, in Bellinzona, Bünden und Aarau wurden theils ersetzt, theils nahmen sie die Entlassung.

Auch Zschokke nahm freiwillig die Entlassung, den 11. November 1801, [160] wie sehr sein Freund Reding ihn beschwor, ihn in diesem kritischen Momente nicht im Stiche zu lassen. Aber Zschokke hatte zu abweichende Ansichten über die Gestaltung des öffentlichen Lebens. Sein Ideal für die Schweiz war eine kraftvolle Bundesregierung oder eine vollmächtige Tagsatzung, unter deren Gewalt die einzelnen Kantone selbstständig und eigenartig sich gestalten dürften, nicht aber eine Konföderation im Sinne Reding's.

Zschokke's Brief an seine Oberbehörde lautet: [161] „Seit ich die Ehre habe, dem Vaterlande in den mir anvertrauten Aemtern zu dienen, suchte ich mein ganzes Verdienst darin, fern vom Geist der Parteien, meinen

---

[159] Es waren Dolder's und Savary's Brief an Rüttimann, Regierungsstatthalter in Waldstätten, des Letztern Antwort, die Erklärung der Mehrheit der Tagsatzung und jene der von den Sitzungen ausgeschlossenen Glieder des gesetzgebenden Rathes.

[160] Schweiz. Zeitung Nr. 23.

[161] Helv. Arch. 507.

Mitbürgern die tausendfachen Leiden zu lindern, von denen sie damals gedrückt wurden. Ich erwog damals nicht die große Eingeschränktheit meiner Kräfte, sondern nur die Dringlichkeit heiliger Pflichten.

„Der Zeitpunkt allgemeiner Ordnung und Ruhe ist nahe. Erlauben Sie, daß ich mich jetzt wieder in meine Einsamkeit zurückziehe und gewähren Sie mir die dringende Bitte, meine Stelle als Regierungsstatthalter von Basel hiemit niederlegen zu dürfen.

„Mit heißen Wünschen für das Glück des Vaterlandes danke ich auch Ihnen für das mir geschenkte Zutrauen und die verschiedenen Beweise Ihrer Güte, durch die allein ich stark ward nützlich zu sein &c."

Zschokke erhielt die Entlassung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die vollziehende Gewalt bezeugte ihm „ihre gänzliche Zufriedenheit über die ausgezeichnete Weise, mit der er die Verrichtungen seiner Stelle erfüllt hätte, und versicherte ihn, daß es ihr stets zum besondern Vergnügen gereichen werde, ihm Beweise von ihrer Achtung und ihrem Zutrauen geben zu können."

So verließ Zschokke Basel und nahm zugleich für längere Zeit von einer politischen Amtsthätigkeit Abschied. Das schöne Korps der Basler Chasseurs [162] begleitete ihn bis an die Grenzen des Stadtbannes. Er zog nach Bern und im folgenden Frühling nach dem Schlosse Biberstein bei Aarau.

Umsonst suchte ihn später sein Freund Reding zu überreden, als schweizerischer Gesandter an den Friedensunterhandlungen in Amiens und wieder an der Tagsatzung zu Schwyz Theil zu nehmen. Ebenso hielt er sich fern von der Konsulta, die der Diktator an der Seine im Dezember 1802 nach Paris berufen, um zu der neuen Mediationsakte Ja und Amen zu nicken. „Man soll sich nicht zum Todtengräber seiner eigenen Ideen machen," sagte Zschokke.

Zwar kostete es ihn, wie er freimüthig selbst gestand, einige Anstrengung, „jenen Becher der politischen Ehre von der Lippe zu entfernen, aus welchem man so gerne trinkt, nachdem man ihn einmal gekostet." [163] Drei Jahre lang hatte er seinem neuen Vaterlande gedient, [164] und durch

[162] Es waren Bürgerssöhne aus den besten Familien Basel's.

[163] Selbstschau.

[164] Zur Zeit seiner Prokonsulate hatte er dem Staate unentgeltlich gedient. Auch in Basel bezog er nicht das gesetzliche Gehalt als Regierungsstatthalter. Er war

Edelmuth, Besonnenheit, Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit allgemeine Hochachtung erworben. Tausende von Herzen aus den Ländern seiner politischen Thätigkeit schlugen ihm in dankbarer Verehrung entgegen. Ihm selbst blieb das Bewußtsein, „keine von allen Stellen, die er bekleidet, je begehrt, noch die Gewalt, die ihm in stürmischen Tagen anvertraut worden, selbst in den verlockendsten Umständen je mißbraucht zu haben."

Benützte Schriften.

1) Der schweizerische Republikaner, 20. Februar 1798 — 17. November 1799, von Usteri und Escher.
   Neues helvetisches Tagblatt, 25. Juli 1799 — 16. April 1800.
   Neues republikanisches Blatt, 8. Januar 1800 — 12. März 1800.
   Neuer schweizerischer Republikaner, 21. Mai 1800 — 9. November 1801.
   Der Republikaner nach liberalen Grundsätzen, 10. November 1801 bis 27. Dezember 1801.
2) Tagebuch der helvetischen Republik, bei Orell, Füßli und Komp. in Zürich.
3) Gesetzliche Beschlüsse der gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums 2. Mai 1798 — 20. September 1798.
4) Tageblatt der Gesetze und Dekrete der gesetzgebenden Räthe, 12. April 1798 bis 28. Oktober 1801.
5) Chronik für Helvetien. Zürich.
6) Neueste Chronik für die Schweiz. Zürich.
7) Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote von Zschokke, erste Nr., November 1798 (ohne Datum), bis Nr. 51, den 14. November 1800 (letzte Nr.).
8) Helvetische Zeitung, redigirt von Zschokke, Luzern, 1. Januar 1799 — 1. April 1799.
9) Das helvetische Volksblatt 1799 (18 Nummern, redigirt von Pestalozzi) Luzern.
10) Tagblatt der Beschlüsse und Proklamationen der vollziehenden Gewalt, 3. Januar 1799 — 8. August 1800.
11) Tagblatt der allgemeinen Beschlüsse und Verordnungen der helvetischen Republik, 9. August 1800 — 19. November 1801.
12) Journal von und für Helvetien. Seit Juli 1799, herausgegeben von Meister und Hoffmann, Redaktionssekretäre des helvetischen Direktoriums.
13) Helvetische Zeitung, 4. März 1801 — 29. August 1801.
14) Schweizerische Zeitung, 29. August 1801 bis Ende desselben Jahres.
15) Die verschiedenen historischen Werke von Zschokke und dessen Selbstschau.
16) Diejenigen von Schuler, Tillier 2c.
17) Das helvetische Archiv im Bundespalast zu Bern.

---

selbst genöthigt, zeitweise seine Sekretäre aus eigenen Mitteln, die nicht bedeutend waren, zu besolden. Erst 1816, bei der Generalliquidation der Nationalschuld, wurde ihm der Rückstand von der Basler Statthalterschaft ausbezahlt.

Die „Kaiserlichen".

Anno 1813 und 1814.

Von **Gottlieb Linder**, Pfarrer.

Der ehrsame Küfermeister Hans Jakob Wirth in Bettingen, später in Riehen wohnhaft, hatte sein zünftiges Meisterstück gemacht, ein winzig kleines, musterhaft gearbeitetes Fäßlein, um das Mancher ihn beneidete und welches nur 5 Schoppen faßte; und so war er denn einer der zwei Küfermeister geworden, die zur Ausübung dieses sowohl unterirdischen als überirdischen Handwerkes in Riehen und Bettingen berechtigt waren; und wenn man ihn hörte, konnte Keiner so wie er den Wein „schönen" und verstand Keiner so gut, den verschiedenen Gebrechen des „wähnelenden" Schlipfers aufzuhelfen und dem letzten Restchen den frischen Glanz und die rechte Weiße sammt dem ursprünglichen „Gust" wieder zu geben; und namentlich war er ein weitbekannter Meister im „Brennen", d. h. im Bereiten des ächten Kirschwassers, namentlich des Aenis-Kirschwassers. Dabei war er immerzu ein fröhlicher Kumpan, und die große Schaar seiner Knaben und Mädchen, die bei oft schmaler Kost aufwuchsen gesund und stark wie die Bachweiden, machte ihm nicht allzuviele Sorgen. Man kann nicht sagen, daß er leichtsinnig gewesen sei, denn er ging seinem Handwerk fleißig nach, vom Wirthshausleben wußte man schon in den Jahren vor der bösen Zeit, da 7 Jahre lang „keine Trotte gieng", nichts und er hatte das auch nicht nöthig, denn er kam bei seinem Beruf schon zu manchem guten Gläschen. Wenn du ihn vollends gesehen hättest, wie er am Sonntag in seinem selbst gefärbten schwarzleinenen Rock mit den hohen Achselrändern und seinem breiten Cylinder würdig zur Kirche schritt, da lag auch nicht eine Falte von Leichtsinn auf seinem Gesicht. Aber sonst faßte er das Leben lieber von der leichtern Seite auf, die Hauptsorge um die Haushaltung überließ er seiner Frau, einer gebornen Zürichbieterin, und mit der Kindererziehung verfuhr er, wenn's ihm etwa ab und zu gar zu bunt wurde, ziemlich summarisch, sodaß die Kinder doch eine rechte „Forcht" vor ihm hatten. Neben der Mutter that die Noth der Zeit das Uebrige zur Erziehung. Die Mutter schlug sich durch, so

gut sie konnte, klagte auch etwa einer Nachbarin ihre Noth und fühlte sich dann wieder erleichtert; und so gings, so gut es konnte und mochte.

An einem seiner Kinder hatte der Küfer eine besondere Freude, und zwar an einem Mädchen; denn, so pflegte er zu sagen, es war „wie ein Bub". Er konnte es heißen gehen, wohin er wollte, es ging; er konnte es in der „chittigen" Nacht unter den Hohlziegel hinauf schicken oder am Gottesacker vorbei, es ging; und absonderlich gut kam ihm das „Gredi", weil es so „dikig" war und den Kopf am rechten Ort hatte und den Leuten wußte „Bescheid zu geben". Hatte er dem Wirth in Kirchen versprochen, ihm für seine Weinnöthe eine absonderlich „angemachte" gute Weinschöne schon am andern Morgen expreß zu schicken, so machte sich das ‚Gredi' schon am Morgen um 4 Uhr auf und gieng, barfuß wie es war, aber nett herausgeputzt, im hellen Eifer mit der Flasche, die mit der geheimnißvollen Weinschöne gefüllt war, eines Laufs nach Kirchen und stand schon, ehe der Wirth dort recht die Augen ausrieb, ihm unter der Hausthüre und wußte dann noch besonders alles pünktlich auszurichten, wie man mit dem Inhalt der Flasche verfahren solle. Oder hatte ein Basler Herr, der zum Küfer in Riehen besondern „Fiduz" hatte, ein besonderes intimes Anliegen wegen seinem Flaschenwein und dessen Lagerung im Keller, so machte das ‚Gredi' die verständnißvolle Botin und lief 2 oder 3 Mal in einem Tag nach Basel, mit dem Basler Herren zu verabreden, daß der Vater gewiß auf die und die Zeit kommen werde; denn es wußte, daß die Basler Herren es gar gerne haben, wenn man ihnen Ehre anthut und wenn sie „auf Zeit" bedient werden. Mit der Schulversäumniß des ‚Gredi' wurde es dabei nicht genau genommen; es ging schon lange, bis Jemand darum sich bekümmerte und das Maß durfte schon ziemlich voll werden, bis es Ernst galt, und wenn zuletzt der Herr Pfarrer den Küfer vorlud und ernstlich ermahnte, wußte der Küfer in seiner redseligen und „nöthigen" Art immer wieder etwas vorzubringen, das seine Schuld in gar mildem Lichte erscheinen ließ.

So war's bis dahin leidlich gegangen. Aber auf einmal kam's ganz anders, und zwar unerwartet und so, daß es doch auch dem Küfer zu dick werden wollte, wie's da zuging. Die Buben kamen von der Gasse heimgesprungen und riefen: „sie kommen, sie kommen!" und kaum konnten Vater und Mutter fragen: „wer kommt? ihr Löli!", da kam auch das ‚Gredi' ganz außer Athem heimgerannt und rief: „Vater, es kommen ganze Schaaren, machet das Scheurenthor zu!" Das ‚Gredi' war wieder

in Riehen gewesen, und man hatte es noch nicht heim erwartet, aber es war gelaufen, wie aus einem Rohr, denn es waren ihm einige ganz seltsame Reiter nachgesprengt, und hätten es überritten und gefangen genommen, wenn es nicht das flinke und dişige Gredi gewesen wäre, ihnen doch noch zu entrinnen. „Sie kommen, sie kommen," so hieß es nun von allen Seiten, und eben schritt der Weibel Schultheiß gravitätisch, aber doch mit merklicher Eile durch's Dorf hinauf und sagte Jedem, der es hören mochte, oder es auch lieber nicht gehört hätte: „Es gibt Einquartierung: die kaiserlichen Völker kommen, macht euch bereit!" „Die kaiserlichen Völker" — das war dem Küfer und seiner Frau etwas Neues, das hatten sie noch nie gehört; sie wußten aber, daß sie Beide in der ‚Geografi' nicht stark waren und statt sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, dachten sie und der Mann sprach es auch aus: das wird sich schon zeigen; es wird nicht so gefährlich sein. Und es ging nicht lange, so hat es sich wirklich gezeigt, aber ein Bischen gefährlicher ist's doch geworden, als sie's gedacht hatten, und das ist einige Tage lang eine Zeit im Leben des Küferhansjakob gewesen, da er seine Nase nicht mehr so hoch gehalten hat, vielleicht die einzige Zeit, denn nachher hat er sie wieder gehoben und hat Wunderdinge zu erzählen gewußt von seiner Tapferkeit gegen die ‚Kaiserlichen' und von seiner Geschicklichkeit, das Russisch zu verstehen. Denn Russen waren's, das zeigte sich bald, und Kosaken und Kalmüken und allerlei fremdes Volk, beritten und zu Fuß, und man verstand kein Wort von dem, was sie sagten. Es waren auch Oesterreicher dabei, aber die redeten auch eine gar fremde Sprache. Und sie ließen Einem nicht einmal lange Zeit, sich zu besinnen; da waren sie, ehe man's dachte, voran die Obersten mit wunderlichem Behäng an den Uniformen, mit fürchterlichen Blicken, und hinter ihnen dicht und dichter, daß es Einem vor den Augen schwirrte, alle die „kaiserlichen Völker"; und da waren sie und füllten die Stuben, und die kleinen Kosakenrosse füllten die Ställe, oft auch die Stuben. Selbst die Kirche nahmen sie in Beschlag, so daß am Weihnachtsfeste des Jahres 1813 kein Gottesdienst konnte gehalten werden und die Konfirmanden statt am Weihnachtsfeste erst am kommenden Osterfeste konfirmirt werden konnten. Und da waren sie und rissen mit hundert Händen das Heu von der Bühne und warfen die Strohwellen in die Ställe; und da waren sie und stunden und lagen in den Stuben und Gängen der Bauernhäuser, daß die Bauernleute gar nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand und in ihrem eignen, bisher so friedlichen Heim fast keinen Tritt mehr thun konnten vor lauter

Kriegsvolk. Und keiner der Bauern konnte zum Andern springen und ihm sein Leid klagen oder um Rath fragen, denn Jeder hatte „alle Hände voll zu thun" und sich seines Lebens zu erwehren oder die Kinder und Weiber, besonders das „Weibsvolk" vor den „wilden Kerlen" in Sicherheit zu bringen, denn den „Weibsleuten" waren die Kerle gar „gfähr". So war's im ganzen Dorf; und was vor wenigen Stunden Niemand gedacht, was vor wenigen Minuten Niemand geglaubt, was die Kinder mit Jubel verkündet hatten, das war geschehen: sie waren da, ja sie waren da, die „Kaiserlichen".

Wer hat schon gesehen, wie in einer Backstube die „Muheimen" schaarenweise aus den Winkeln kommen und über Alles herziehen, wer hat schon Wanderratten auf ihrem Wege angetroffen, wer hat schon die egyptischen Plagen gelesen, wie die Frösche in alle Häuser kamen bis auf Pharao's Tisch, und die Läuse und alles Ungeziefer dazu? Wer hat schon im Propheten Joël die Schilderung der Heuschreckenschwärme gelesen? Der kann sich einen annähernden Begriff machen von dem, was es hieß: die „Kaiserlichen" sind da! Ja, und wenn sie nur wieder fort wären, oder Jemand es Einem schriftlich gäbe, daß sie bald wieder fort gingen! Aber sie waren eben da, sie waren da, wie man da ist, wenn man da bleiben will, sie richteten sich ein zum Ausfressen der Häuser, sie ließen sich's wohl werden, ihr Dasein bedeutete — und das sah man ihnen an —: bis das letzte Faß trocken geworden, bis der letzte Speck aus dem Kamin verschwunden ist, gehen wir nicht vom Platze weg. Ja, es hatte sogar den Anschein, ihr Dasein bedeute: Mit dem Wenigen sind wir Viele in wenigen Tagen fertig; und dann müßt ihr zusehen, wo ihr mehr hernehmt, uns zu geben, bis wir genug haben! Das waren schlimme Aussichten, und dem Küfer war beim Blick auf seinen Schnitztrog, sein kleines Schnapsfäßchen und seine halbe Speckseite im Kamin im Vergleich zu den vielen fremden Mäulern, die in seinem Hüttlein mahlten, jetzt schon bange; und sein eignes Herdlein mußte doch auch gelebt haben. Aber jetzt tröstete er sich noch damit: „sie werden schon aufhören und weiter gehen; wenn nichts mehr da ist, werden sie dahin gehen, wo etwas ist."

Was die Leute damals erlitten haben, davon gibt folgende Aufzeichnung des Bürgers David in Riehen schmerzlichen Aufschluß: „1814, Merz den 6., starb mein Stiefbruder Joh. David und seine zweite Frau Nahmens Elisabeth Frey von Bettigen, ihres Alters etliche 50 Jahr, Hrn. Wenk des Schmidts nach Tod hinterlassene Wittib an einem Tag am

Nervenfieber, welches dazumahlen stark grassieret und viele Menschen weg-rafte, weil damals die Russen, Oesterreicher und von allen Nazionen hier einquartiert waren und diese Seuche mit sich brachten, auch wegen den Mißhandlungen, so sie gegen den Bürgeren ausgeübt haben."

Die Kirchenbücher in Riehen weisen folgende Thatsachen auf: Im April 1813 beginnt das Scharlachfieber und endet mit dem letzten Todes-fall den 23. Juli 1813, nachdem ihm 14 Personen, darunter Pfarrer Rapp's Kind, erlegen waren.

Vom 3. Oktober 1813 bis 19. Juli 1814, der Zeit der Epidemie, starben in Riehen und Bettingen an Nervenfieber, theilweise mit Scharlach verbunden, nicht weniger als 60 Personen.

3. Januar 1814 auf dem Schänzli begraben ein österreichischer Fü-silier, auf dem Durchmarsch gestorben; 8. Januar 1814 begraben auf dem Schänzli ein russischer Kosak, auf dem Durchmarsch gestorben.

27. Januar 1814 auf dem Schänzli begraben ein österreichischer Füsilier.

14. Februar 1814 ein österreichischer Füsilier, auf dem Durchmarsch allhier im Klösterlin verstorben.

20. Februar 1814 ein Ungar, evangel. Konfession, Joh. Burgosch.

Im Herbst 1815 kamen noch 4 Pocken-Todesfälle vor.

(Das „Schänzli" war ein vom öffentlichen Gottesacker abgesonderter erhöhter Ort, wo sonst nur Verbrecher und Selbstmörder begraben wurden.)

Ja, ja die Kaiserlichen! Die haben an manchem Orte die Leute über-rascht! Denk nur, wie's dem Hansjörk Nägeli gegangen ist im obern Baselbiet; er war ein armes flinkes Bürschli, dem's an seinen nackten Füßen im strengsten Winter selten zu kalt machte. Da sagte eines Tages sein Meister zu ihm: Hansjörk, heut bringst du dem Löwenwirth in Walden-burg das Kirschwasser; 's ist mir recht, daß es an seinen Ort kommt und das Geld dafür in mein Haus; man kann nie wissen, was es gibt; ich will's lieber zur Zeit in Sicherheit bringen. Und der Hansjörk ging mit der schweren Hutte von dem Nebenhöflein den Waldweg hinauf gegen Waldenburg zu, und es war ihm so wohl dabei wie dem Vogel im Hanfsamen, besonders wenn er an des Löwenwirths guten „Neuen" dachte, von dem er jedesmal ein Schöpplein bekam, wenn er etwas bei ihm aus-richtete; und gerade heute hatte der Hansjörk so einen recht guten Appetit darnach. Und wie er so des Wegs dahergeht und an nichts Böses, frei-lich auch an nichts besonders Gutes denkt, sondern an seine Geißen zu

Hause und was wohl der Löwenwirth in Waldenburg für ein Gesicht machen werde, wenn er, der Hansjörk, mit Kirschwasser komme, — da kommt's ihm auf einmal gar seltsam vor; es rauscht so sonderbar, wie er's nie gehört; es ist nicht der Wind, es ist kein Waldbach; es rauscht so von tief unten herauf und wird mächtiger und mächtiger und rumpelt und klirrt ganz merkwürdig. Da denkt der Hans im Gehen: will doch mal schauen, was das ist, und wie er ein wenig vom Weg abgeht und durch die Lichtung in's Thal hinabschaut auf die tief unten sich hinziehende Straße — ja, da sperrt der Hansjörk Mund und Augen auf; so was hat er noch gar nie gesehen: alles „graglig" schwarz von Menschen auf der Straße, und wie er näher zusieht: lauter Militär, Kanonen, Reiter, Bagagewägen, Pulverwägen, Rasseln, Säbelklirren, dumpfer Marschschritt und durch alles hindurch ein Durcheinander von dumpfem fremdartigem Geplauder, ein Geschnatter, wie wenn hunderttausend Zugvögel mit einander schnatternd durch die Luft flögen; und immer dichter werden die Schaaren, — lauter fremdes Kriegsvolk und kein Ende. Und dem Hansjörk will scheinen, ein Mann da unten habe ihn im Walde erblickt und winke ihm mit dem Arm, herunterzukommen. Jetzt weiß der Hansjörk, was er zu thun hat; schnell zieht er sich in den Wald hinein und so eilig ihn seine Füße tragen, läuft er auf ungebahntem kürzestem Wege gen Waldenburg zu, damit die ‚Kerle' da unten ihn nicht erwischen, und daß der Löwenwirth sein Kirschwasser noch zur rechten Zeit erhält, um es in Sicherheit zu bringen. Und der Hansjörk hielt sich diesmal nicht lange bei seinem Schöpplein auf, nur so lange, bis er's ausgetrunken und bis er dem Löwenwirth erzählt hatte, was er unterwegs gesehen und wie das ‚Kriegsvolk' unterwegs sei und bald einrücken werde. Da ging der Löwenwirth und verbarg das Kirschwasser im Keller, verrammelte den Keller und gab dem Hansjörk sein Geld. Der aber eilte spornstreichs zu seinem Meister zurück, die Hand immer in der Tasche beim Geld; und als er heim kam, was fand er? — das ganze Nebenhöflein voll kaiserliches Volk und das ganze Dorf voll Kriegsvolk, und wo man hinblickte nichts als Kaiserliche und Kaiserliche, und von unten herauf auf der Landstraße kam's immer noch mehr und mehr, ärger als die Wanderratten. Der Löwenwirth von Waldenburg hat viele Wochen nachher, als das Feld wieder frei geworden war, dem Hansjörk und seinem Meister erzählt, wie's mit dem guten Kirschwasser und mit noch vielem Anderem und mit seinem Wein und mit seinen Schinken und mit allem Eßbaren und Trinkbaren

in seinem verrammelten Keller und in seinem Kamin und auf seinem Estrich und in seinen Kornböden ergangen sei: — ausgefressen, Alles ausgefressen von den Kaiserlichen; und froh sei er, daß es noch bei dem geblieben sei, daß es ihm nicht noch das Leben gekostet habe.

Wie's in Lampenberg, dem abgelegenen Bergdörflein, zugegangen, das erzählte später die Tochter Barbara Regenaß von dort ungefähr so: „Es kam ein Mann heim und sagte: es kommt alles ganz schwarz das Thal hinauf. Niemand wollte es ihm glauben; aber nicht lange ging's, so kam der Vortrab angeritten und wir bekamen in unserm kleinen Dorfe elfhundert Mann Einquartierung, darunter viele Reiter mit Pferden und Wagen. Jetzt gab's böse Zeit. Wir hatten vorher schon einzelne Franzosen als Einquartierung gehabt, aber dieselben waren nie lange geblieben, hatten sich aber frech benommen. Einer von ihnen hatte es auf die Schwägerin eines uns verwandten Hausbesitzers abgesehen und verlangte mit dem Schwert in der Hand absolut, daß man sie ihm herausgebe, da mußte man ihm doch den Meister zeigen, denn das konnte man sich nicht gefallen lassen. Aber jetzt, wo die Kaiserlichen kamen, gab's viel mehr Einquartierung. Man hatte uns sechs Mann zugewiesen, aber weil in der Eile übersehen worden war, daß wir zwei Häuser hatten und man dies inne wurde, standen bald vier weitere Mann da und begehrten Einlaß. Man mußte ihnen geben, was sie begehrten. Es waren meistens Deutsche, später kamen noch Kosaken, die waren ein gräuliches Volk und brachten Ungeziefer und Krankheiten mit. Sie sind aber nur einen Tag hier geblieben und sind dann wieder weiter gezogen. Es ist dann eine theure Zeit gekommen, und es ist von Obrigkeitswegen Brod vertheilt worden. Und wenn ich noch so alt werde, vergesse ich das nicht mehr!"

Man hörte bald auch durch Leute aus Kleinhüningen von allerlei dort erlebter Drangsalirung, und es gereichte den geplagten Bewohnern Riehens zum Trost, als sie vernahmen, daß es in Kleinhüningen noch ärger zugegangen sei. Man hatte wahres Bedauern, als einmal ein armes Kleinhüninger Mädchen Namens Mautz treuherzig erzählte: „Die Mutter hat unser Sächlein in ein Bündlein gebunden, die Kuh aus dem Stall genommen und zu mir gesagt: Komm' jetzt, wir müssen nach Basel. So sind wir denn traurig mit unserer Kuh hineingegangen in die Stadt, und wer uns gerade aufgenommen hat, da sind wir geblieben und sie haben uns um Gottes willen behalten, bis wir wieder heim durften. In Basel haben wir's gut gehabt, aber wir haben uns gar sehr heimgesehnt,

und als es ein wenig Luft gab, führten wir unsere liebe Kuh wieder hinaus und zogen wieder in unserm Häuschen ein; aber, du mein Gott, wie das aussah! Alles zerschlagen und zerstört; was nicht niet- und nagelfest war, war verschwunden, und Sonne und Regen schauten oben zum Dach herein auf die ganze Armuthei. Da gab's böse Zeit und wir haben schwarzen Hunger gelitten. Wegen des vielen Militärs und wegen der Belagerung von Hüningen, konnten wir während des Tages nicht mehr auf dem Felde arbeiten; da sind wir denn oft des Nachts auf einem Waidling hinübergefahren auf die Insel im Rhein und haben dort Erdäpfel „ausgemacht" im Dunkeln, und wenn wir heimgekommen sind, so sind oftmals in unsern Körben mehr Steine gewesen als Erdäpfel. Das Militär ist brutal gewesen und man hat „keinen Mux" machen dürfen; es wäre Einem sonst schlecht gegangen. Und als man glaubte, das Aergste sei endlich vorüber, da ging's erst noch einmal los, alles das Volk zog sich auf Kleinhüningen zusammen und mitten in dem „Trubel" ist Feuer aufgegangen in einem Haus, — „jetzt gang lösch;" man mußte es brennen lassen. Daran will ich denken meiner Lebtag." —

Nie hat es Einer gewagt, etwa den Kaiserlichen einen Streich zu spielen; und als einige Bürger frech genug waren, nächtlicher Weile aus dem kaiserlichen Lager gegen Basel hin Pulver zu entwenden und dasselbe an Hrn. Brun in Basel verkauften, wäre es ihnen an's Leben gegangen, wenn nicht Tschudin in Bettingen einen Fußfall vor dem Prinzen Johann für sie gethan hätte. Wehe auch dem, der etwa das Lachen nicht verbeißen konnte, wenn ein Kaiserlicher auf den faulen Aepfeln im Estrich ausgeglitscht war.

Aehnliches sollte dann der Küfer Wirth und seine Frau und mit ihnen sollten es alle Leute in Riehen und Bettingen auch bald erfahren, und es brauchte nicht einmal besonderes Verständniß dazu. Noch nie so leicht und schnell hat der Küferhansjakob etwas begriffen, als das: ausgefressen wird Alles! Er hat doch kein Wort Russisch verstanden, und die Kosaken — die waren die „schlimmsten Teufel" — redeten doch sonst auch nicht deutsch, aber was sie wollten, das konnten sie einem klar machen, daß man's deutlich verstehen mußte. Und das Alles ist geschehen mit drei einzigen Wörtlein, die dem Küfer und seiner Frau noch lange in den Ohren klangen; und wer Lust hat, diese Art Russisch zu lernen, der hat jetzt Gelegenheit; er soll nur aufpassen, und wenn er nicht gar zu dumm ist, so begreift er's und das Russische wird ihm so geläufig wie das Deutsche. Diese drei Wört-

lein müssen aber mit der nöthigen Kraft und mit gräßlichen Grimassen ausgesprochen werden, auch ist's gut, dabei auf den Boden zu stampfen, oder wenn man einen Gewehrkolben bei der Hand hat und ihn auf den Boden stößt dabei, oder eine Pistole, die man dem, der die Wörtlein nicht verstehen will, auf die Brust setzt. Dann hilft's; und ich weiß Solche, die haben's nicht so weit kommen lassen; die sind schon beim ersten Wörtlein so geschmeidig und gelenkig geworden und sind gesprungen und haben geholt, was man gewollt hat, wenn sie nur das Wörtlein gehört haben; und es ist keiner da gewesen, der dieser Weltsprache (Volapük nennt man's jetzt) widerstanden hätte.

Das erste Zauberwort der Kaiserlichen hieß — o Russisch, wie bist du so schön! —: „Schnaps!" — und kaum war es ausgesprochen, so sprang Kind und Kegel, Mann und Weib zum „Känsterli" und holte die „Guttere" mit dem guten ächten rechten, unverfälschten Kirschwasser und Aeniskirschwasser, um das wir Alkohol- und Fuselgegner aus dem Ende des 19. Jahrhunderts unsere Anfänger des gleichen Jahrhunderts beneiden. Was wir heute mit Wollust schlürfen würden, das trank man damals in ehrsamen Bürgerhäusern all' Stund, ohne etwas Besonderes daraus zu machen, unter dem Namen „Chirsiwasser", das tranken und soffen nun — und es waren oft noch ganze Fässer voll in den Kellern — die rohen Kosaken als „Schnaps" maßweise; und so sehr die Bauern betrübt darüber waren, es kam doch Keinem in den Sinn, etwa Wasser darunter zu mischen, zuerst waren sie zu ehrlich dazu, nachher, als die Noth ihnen eingab, das Kirschwasser mit Brunnwasser zu „strecken", war's zu spät, denn die „Teufel", die Kosaken, kannten nun die normale Güte des Kirschwassers schon und hätten jede Verwässerung gemerkt und übel geahndet. Wehe dem Bauer, der Wasser unter den „Schnaps" gemischt hätte; es hätte ihm Haus und Leben gekostet; aber es wäre nicht einmal möglich gewesen, eine solche Mischung irgendwo vorzunehmen, denn überall lagen und standen die Kaiserlichen herum und gingen den in den Keller Gehenden nach und holten sich zuletzt ihren Bedarf an Alkohol, und der war groß, selbst herauf in allen möglichen und unmöglichen Gefäßen. Das also war das erste russisch-deutsche Zauberwort: „Schnaps!"

Das zweite Wort lautete eben so barbarisch und drang mit unheimeligem Zischen zwischen den grinsenden Kosakenzähnen hervor, das hieß: „Schwarzfleisch!" „Schwarzfleisch?" was ist das? mag Mancher denken, und so dachte auch unser Küfer; aber er hat's bald begriffen:

ein Hieb mit dem flachen Säbel auf seinen Rücken und mit der Säbelspitze in's Kamin gezeigt, das war der beste Kommentar. Sie hätten's freilich auch kürzer und deutlicher sagen können, die „Teufel“, wenn sie gesagt hätten: Speck; das hätte man doch auch verstanden; aber man muß sich eben nach des Landes Art und Sitte richten, und die „Teufel‘, nannten nun einmal das, was sie zum Schnaps bedurften, den Speck, den rauchgeschwärzten Schweinespeck, mit dem zutreffenden Namen „Schwarzfleisch“, den sie — weiß Gott in welcher Gegend Norddeutschlands — zuerst den arglosen Bauern abgelauscht und den sie nun mit erschreckendem Erfolge geltend machten bis hinauf zu den Schweizeralpen. Der Name ist noch lange in den Ohren und in der Erinnerung geblieben, ein ungemüthlicher Klang; — das „Schwarzfleisch“ selbst freilich ist rasend schnell verschwunden; noch nie wohl hat ein Artikel so schnellen Absatz gefunden, und zwar in allen seinen Spezialitäten, als da sind: Schinken, Speckseiten, Schüfeli, Hämmli, Kinnbäckli, Oehrli, Züngli, Ungschlächts und wie sie alle heißen die verschiedenen Arten des Begriffes: Schwarzfleisch. Und wäre der Küfer ein Philosoph gewesen wie nicht, so hätte er nach dem Abzug der Kaiserlichen unter seinem Kamin stehend, das Wort „Schwarzfleisch“ im Ohr und die verschwundene Speckseite in Gedanken und in das leere Kamin starrend, citiren können: Wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein! Schade um den Schnaps und um das Schwarzfleisch!

Aber was sich zweitet, das drittet sich; und sogar der roheste Mensch hat noch seine gute Seite und einen Funken Ehrgefühl und ein Tröpflein Trost, das er dem Andern in den Wehmuthsbecher gießt; so auch der Kaiserliche. Sein drittes Machtwort, drohend und doch tröstlich ausgesprochen, lautete: „Alexander alles bezahl!“ Diese Teufel hatten Charakter, sie vertrauten unbedingt ihrem Kaiser, dem „Väterchen“ Alexander, daß er Alles, was sie da verzehrten, bis auf die letzte Kopeke bezahlen werde, und um so sorgloser zehrten sie darauf los, und es gab eine lange Rechnung. Nun aber, ob Alexander auch wirklich Alles bezahlt hat? Die Leute sagen, es sei allerdings an die Obern in Basel Geld aus Rußland gekommen zur Entschädigung für die geleistete Verpflegung und die Leute seien auch auf Grund ihrer Ansprüche entschädigt worden, doch nach einem sehr niedrigen Preisanschlag; und ein großer Theil der Summe sei vom Staat zu Handen genommen worden zur Bestreitung der Kosten für die Befestigungsarbeiten, die für das allgemeine Wohl und zum Schutze Aller

errichtet worden seien. Kurzum, die Kaiserlichen waren Gäste, wie man sie sich nicht mehr wünscht, wenn man sie einmal gehabt hat; aber wirklich unvergeßliche Gäste.

Die Kaiserlichen machten aber noch andere Anforderungen. Nicht davon zu reden, daß Ungeziefer und Seuchen in ihrem Gefolge waren und den Dörfern oft für längere Zeit ein böses Erbe hinterließen (im Oberdorf Riehen sollen zwei Franzosen im Duell erschossen und verscharrt worden sein), es wurden von ihnen auch Pferde und Wagen sammt Fuhrleuten requirirt, oft auf Nimmerwiedersehen. Der Weibel Schultheiß verlor auf solche Weise ein schönes Schimmelgespann sammt Wagen, und vom begleitenden Knecht hat er nichts mehr vernommen; er ist dafür mit einer kleinen Geldgabe „entschädigt" worden. Auch dem Küfer Wirth wurde auf solche Weise ein Sohn für längere Zeit entfremdet, und nur als einen Sterbenden erhielt er ihn wieder in sein Haus zurück. Als Knecht war nämlich dieser Sohn mit Wagen und Pferden zu Fahrdiensten für die Kaiserlichen beordert worden, und nachdem er mehrere Wochen abwesend geblieben, wurde zwar er selbst seines Dienstes entlassen, Wagen und Pferde aber wurden von den Kaiserlichen mitgenommen. Der Jüngling konnte sich durchschlagen und unter viel Entbehrungen kam er todtkrank in Basel an. Seine Angehörigen wurden von seiner Ankunft benachrichtigt, holten ihn nach Hause ab, und nach kurzer Zeit der Krankheit und der Pflege starb er im Kreise seiner Familie.

Besser ging es einem etwas einfältigen jungen Menschen in Riehen, Namens Schultheiß; diesen zwangen die Kaiserlichen beim Wegzug, mit ihnen zu gehen, indem sie ihm ohne Weiteres die große Trommel zum Tragen aufluden und er so mit der Armee willenlos weiter marschiren mußte in die weite unbekannte Welt hinaus. Nachdem man längere Zeit nichts mehr von ihm vernommen hatte und ihn schon verloren gab, kehrte er eines Tages zufrieden zurück, nachdem ihn die Kaiserlichen als unbrauchbar fortgejagt hatten.

Doch auch harmlosere friedlichere Erinnerungen knüpfen sich an den Durchmarsch der Kaiserlichen. In Bettingen und in Riehen ist es vorgekommen, daß „marode" Soldaten beim Weitermarsch der Armee zurückgelassen wurden oder auch gerne selbst zurückblieben und die Pflege der ihnen vertraut gewordenen Familien weiter genossen. Einmal der kriegerischen Umgebung entnommen und für erfahrene Liebe dankbar, suchten sie sich nun ihren Pflegern nützlich zu machen durch allerlei Dienstleistungen

des Friedens und der Häuslichkeit. So hat Einer, der wegen kranker Füße und übler Fußbekleidung zurückgeblieben war, die kleinen Kinder seines Quartiergebers noch Monate lang gehütet und gewartet und sich so zutraulich aufgeführt, daß er zuletzt wie ein Glied der Familie behandelt wurde, bis auch ihm die Zeit des Scheidens erschien. Es sollte mich sogar nicht Wunder nehmen, wenn da und dort in einem Dorfe ein solcher „Gebliebener" oder „Nachzügler" sich völlig niedergelassen und eingebürgert hätte, und jetzt seine Nachkommen als naturalisirte Schweizer leben und wirken, wie jeder Andere.

Aber nun, nachdem die Armee abgezogen, galt's für die Dorfbewohner, neue Vorräthe zu sammeln, und das, was die Kaiserlichen aufgezehrt hatten, zu ersetzen. Man hat aber seither niemals so wohlgefüllte Schnitztröge, solche Fässer voll Kirschwasser, solche große Vorräthe von „Lebwaare". von Garn und Reisten und — von Geld gesehen, wie vor der Zeit der Kaiserlichen; und was den Wein anbetrifft, so kamen nun erst jene sieben Jahre, in denen „keine Trotte ging" und in denen die Fässer vor Durst „verlechneten".

In unsers Küfers Wirth Haus war nun Schmalhans der Küchenmeister, und es ging recht kümmerlich her; doch war man für's Erste froh, die fremden „Pläger" losgeworden zu sein. Aber als man aufathmete, da mußte man doch auch zu essen haben; nun konnte man sich helfen mit Schmuggelarbeit oder mit Kartoffelsuchen, aber das hielt nicht lange vor. Da fand der Küfer auf einem längst nicht mehr betretenen Dachboden noch etwa einen Sack voll ausgebreiteter alter Gerste. Zwar hatten die Mäuse ihr schon sehr zugesetzt, aber es fand sich doch noch manches Körnlein. Das war eine Arbeit für die hungrigen Kinder! Und diese Gerste mußte nun für Alles dienen: für Mehl zur Suppe und zu „Knöpfli", für Brod und für Kaffee. Daher nahm das „disige" Gredi die große, — fast hätt' ich gesagt, vierschläfrige, denn so groß ist sie — Kaffeemühle hervor und mahlte darin die Gerste zu Pulver und mahlte und mahlte, und es ging wie bei der Wittwe zu Sarepta, von dem Wenigen wurden Alle satt, und das Gerstenrestlein wollte nicht aufhören, so „bschüßig" und nahrhaft war es. Und das Gerstlein hat ihnen über die theure Zeit hinweggeholfen. Darum haben sie auch die alte Kaffeemühle in Ehren gehalten; es ist eine feste, viereckige hölzerne Kaffeemühle mit gewaltigem „Tribel", wie ich meiner Lebtage noch keine gesehen habe und wohl außer eben dieser wohl keine mehr sehen werde. Das ist die Familienkaffeemühle des

Küfers Wirth in Riehen! Die hat ihnen über die theure Zeit hinweggeholfen; und wenn etwa 20 Jahre noch über sie hin in die Welt gelaufen sind — und sie hält es aus (nämlich die Kaffeemühle), so kann sie ihr hundertjähriges Jubiläum feiern; bis dorthin aber soll sie ihr Ehrenplätzchen haben unter den Erinnerungszeichen an eine schwere aber glücklich überstandene Zeit, an die Zeit des Durchzugs der „Kaiserlichen", das heißt der verbündeten Russen, Oesterreicher und Deutschen durch Riehen und Basel in den Jahren 1813 und 1814.

Die Pfahlbauten-Sammlung
im Bundespalast zu Bern.

Von **R. Forrer**, Hottingen-Zürich.

Die s. Z. von Hrn. Dr. V. Groß in Neuenstadt durch die Eidgenossenschaft angekaufte Pfahlbauten-Sammlung hat bekanntlich vorläufig ihren Sitz in einem obern kleinen Saale des Bundespalastes erhalten und ist daselbst von Hrn. E. v. Jenner in geschmackvoller und genau wissenschaftlicher Weise aufgestellt worden. Der durch Oberlicht erhellte Raum ist rechts und links mit an die Wand angelehnten Glaskästen und in der Mitte durch ein Glaspult mit Aufsatz belegt. Letzteres enthält neben verschiedenen Thierschädeln und dergl. die Knochenreste von mehr als 25 menschlichen Individuen, eine Summe von Resten des Pfahlbaumenschen, wie sie an keinem zweiten Orte so stark und gut vertreten ist. Die Schädel sind alle wohlausgebildet und Virchow, der sie untersucht, sagt von ihnen, daß sie mit Ehren neben die Schädel der Kulturvölker gestellt werden können und daß sie keine Spuren einer niedern Rasse an sich tragen, im Gegentheil, „daß dies Fleisch von unserm Fleisch, und Blut von unserem Blute war"! *

Der Mitteltisch zeigt uns eine Menge von Klingen, Messern, Lanzen und Schabern aus Feuerstein; daneben jene Spinnwirtel, wie man sie in

* Vgl. Rud. Virchow in seinem Vorworte zu dem Prachtwerke von Dr. Groß: Les Protohelvètes; Berlin, Asher und Paris, Bär 460.

den Pfahlbauten so häufig findet und die uns lebhaft an die fleißige Hausfrau des Mittelalters erinnern. Die Steinbeile, als das primitive Werkzeug des Pfahlmannes, sind in großer Reichhaltigkeit der Formen und des Materials vertreten, ebenso die Knochennadeln, Pfrieme, Pfeilspitzen 2c. Das Hirschhorn lieferte daneben zu Schaufeln, Hacken, Harpunen, Amuleten und vielem Anderm das Material, und es ist dabei oft interessant, die Sparsamkeit sowie die Findigkeit zu erkennen, mit welcher der Pfahlbauer jenes auszunützen und zerbrochenes Geräthe zu neuem solchem umzuarbeiten wußte. Die Vitrinen rechts bergen die für die Blüthezeit der Steinkultur charakteristischen Steinhämmer, deren sorgfältige Arbeit, schöne Politur und regelmäßige Durchbohrung eines Jeden Bewunderung erregen; ebenso die prachtvollen Lanzen und Dolchklingen aus Feuerstein, wozu das Material allem Anschein nach aus Frankreich hergeholt worden ist. Endlich wollen wir die in allen Farben vertretenen Steinbeile aus Nephrit erwähnen; einem Gesteine, dessen Herkunft immer noch räthselhaft ist, wenn auch immerhin die Hypothese von einem prähistorischen Import aus Asien oder gar Australien als eine erledigte betrachtet werden darf. Die großen schweren Schleif- und Mahlsteine, sowie die thönernen Webstuhlgewichte (auch Gewebe liegen auf), wie man sie bei jeder Pfahlbauhütte in einigen Exemplaren vorgefunden hat, zeigen uns den Pfahlbauer als seinen eigenen Bäcker, eigenen Weber, Selbstverfertiger seiner Werkzeuge und Geräthe. Wie sehr sich aber schon in ältester Zeit die Eitelkeit, zum mindesten der Hang, sich zu schmücken, eingebürgert hatte, illustriren die zahlreichen, mehr oder weniger rohen Anhängsel aus Stein, Horn und Knochen; manche mögen aber auch als Trophäen und Amulete, wie die Bärenzähne, die durchbohrten Petrefakten und anderes Verwendung gefunden haben. —

Die erst in neuester Zeit für die Schweiz mit Sicherheit nachgewiesene Kupferepoche ist in unserer gemeineidgenössischen Sammlung durch eine Reihe prachtvoller Exemplare vertreten. Die in diesen Kulturabschnitt zu weisenden Kupferobjekte zeigen in ihren Formen oft frappante Aehnlichkeit mit den trojanischen Alterthümern Dr. Schliemann's, mit Kupferfunden aus Cypern, Griechenland und Oesterreich-Ungarn, so daß ein Zusammenhang mit denselben keineswegs ausgeschlossen ist!*

* Vgl. V. Groß. Protohelvètes und R. Forrer: Statistik der in der Schweiz ge-

Die Bronzeperiode, das „eherne Zeitalter“ des Homer, wird uns durch die Sammlung des Bundespalastes in einer durchaus vollständigen Weise vor Augen geführt. Die zahlreichen Bronzebeile, Meißel, Pfrieme, Hämmer etc. zeigen uns den Pfahlbauer als Arbeiter, die Angeln ihn als Fischer, die Sicheln als Landmann und die Schwerter, Lanzen, Dolche, Messer, Pfeilspitzen etc. als Krieger und Weidmann. Haben wir schon zur Steinzeit eine reiche Auswahl an Schmuck und Ziergeräthen gefunden, so wiederholt sich dies hier in noch weit größerem Maße. Die Zahl der Haarnadeln ist wie der Reichthum ihrer Formen eine unermeßliche, und die prachtvollen Armspangen in Bronze bieten einen seltenen Anblick. Kaum kann man es fassen, daß diese manigfaltigen Sachen mit ebenso verschiedenen Formen wie Ornamenten hier im Lande selbst angefertigt worden sein sollen. Lange hat man auch auf eine ausländische Einfuhr geschlossen, allein gerade die zahlreichen Gußformen dieser Sammlung sind es, die als Hauptzeugen dafür eintraten, daß wir es hier mit inländischen Produkten zu thun haben. Die Schweiz besitzt in dieser Sammlung wohl eine der reichsten Zusammenstellungen vorgeschichtlicher Gußmodelle, und der wissenschaftliche Werth derselben ist für die Geschichte unserer Kultur ein unermeßlicher. Trefflich läßt sich an denselben die angewendete Technik beim Bronzegusse, gleichzeitig auch erkennen, daß damals bereits eine ganze Reihe verschiedener Methoden üblich waren. Neben den äußerst mannigfaltigen kleinern Schmuckgehängseln, nehmen die Kämmchen aus Bronze und Holz, besonders aber die Perlen aus Glas und Bernstein, sowie die Zierrate aus Gold ein besonderes Interesse in Anspruch. Letzteres dürfte unsern einheimischen Flüssen entstammen, während dagegen die Bernsteinperlen im Verein mit andern für den Norden typischen Sachen auf Verbindungen mit Norddeutschland hinweisen. Auch jene Glasperlen dürften vielleicht ausländischen Ursprunges sein, doch ist deren Provenienz bis heute noch nicht festgestellt. Auf einen regen Verkehr der Pfahlbauer unter einander scheinen die Einbaumkähne, das Pferderüstzeug, insbesonders die schönen bronzenen Pferdetrensen u. A. hinzudeuten.*

Der Keramik unserer Pfahlbauer ist ein besonderer Schrank auf der

---

fundenen Kupferobjekte, „Antiqua“, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde (Prähistorie), 1885.

* Hierüber vgl. besonders Ferd. Keller's Pfahlbautenberichte und V. Groß' Photo-helvètes.

linken Seite des Zimmers gewidmet und das für die Metallgeräthe Gesagte gilt auch hier. Große Platten aus Thon sind mit eingravirten Verzierungen bedeckt und deren einzelne Felder nicht selten mit verschiedenen Farben bemalt. Dieselben Ornamente, bestehend in Linien- und Kreiskombinationen wiederholen sich auf den übrigen Thonvasen, Schalen, Urnen 2c. Manche der eingravirten Linienornamente sind mit einer weißen Masse, einige sogar mit Streifen reinen Zinnes ausgelegt — eine Zierweise, die man heute noch auf Madagaskar angewendet findet.

Mit dem Ende der Bronzekultur findet auch die Zeit der Pfahlbauten gleichsam ihren Abschluß. An die Stelle des glänzenden Erzes tritt dunkles Eisen — das noch heute die Welt beherrschende Metall. Es beginnt die Eisenzeit, und auch aus dieser enthält die schweizerische Sammlung noch eine nette Auswahl von Artefakten. Die Epoche, welche uns dieselben vorführen, ist die Zeit der Helvetier, jenes ursprünglich gallischen Völkerstammes, von dem uns Cäsar in seinem „gallischen Krieg" so Interessantes zu berichten weiß. Wo früher Bronze, Stein, Horn und Knochen herhalten mußten, da funktionirt nunmehr das Eisen, und dieses sehen wir ebenso zu Waffen und Werkzeugen, wie zu Schmuck und Hausgeräthen verwendet. Eisern war auch die Kraft dieser Leute, unter ihrem Hiebe bog sich das Schwert und spaltete sich der Schädel, das beweisen die bei La Tène gefundenen, von tiefen Schwerthieben durchfurchten Menschenschädel und Pferdegerippe.* Eisern mußte aber auch die Kraft und der Wille jener Leute sein, die, ohne jede Kenntniß des Eisens, jene Tausende von Pfählen in den Seegrund trieben, jene Urwälder lichteten und mit den einfachsten Werkzeugen uns eine Gasse, der Freiheit einen Hort schufen. Trefflich wissen diese Gedanken zu wecken die beiden pracht- und wirkungsvollen Gemälde von A. Bachelin, welche die Mittelwand des Sammelzimmers zieren und zwei Pfahlbauten, Pfahlbauer, Weib und Kind in regem Treiben und Schaffen darstellen, besser als alle Beschreibung den Beschauer in jene fernen Zeiten zurückversetzend und ihm zurufend: Gedenke Deiner Vorväter und ehre ihre Reste!

---

* Vgl. A. Vouga, Les Helvètes, à la Tène, V. Groß, La Tène. H. Messikommer, die gallische Niederlassung von La Tène 2c.

Kirchliche Zustände im Baselbiet
zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Von —ch.

Nachstehende Aufzeichnungen sind dem Protokoll der General-Kapitel (Synodalversammlungen der HH. Geistlichen) entnommen, abgehalten von 1668 bis 1699 in den Kirchen zu Liestal, Sissach, Höllstein und Pratteln. Die Verhandlungen begannen, nach genau vorgeschriebenem Cermoniel über den Vorsitz, jeweilen Morgens 8 Uhr mit einer Predigt. Nach Beendigung derselben folgte die Einweihung der neu in's Predigtamt aufgenommenen Kandidaten und nachher wurde Umfrage gehalten, was ein Jeder über die ihm anvertraute Heerde zu klagen wisse. Da gab es nun der Wünsche und Klagen kein Ende:

Anno 1668 klagt Pfr. Lichtenhahn v. Reigoldswil: An Samstagen legen die Wirthe Wein ein, daher am Sonntag die Leute gar dumm und schläfrig in die Kirche kommen. — Pfr. Strübin von Bubendorf: Das Kartenspiel nimmt immer mehr überhand; es gebe gar viele Verschwender. — Pfr. Bruckner von Rothenfluh: Der Wächter verzeige ihm die Leute nicht, welche während der Kirche im Dorf herumlungern. — Dekan Richard von Bennwyl: Die Hirten fahren auch an den Sonntagen aus; nur etwa an Festtagen lasse sich einer in der Kirche sehen. Die Lampenberger sind unstellig, weil sie ihre Kinder nach Bennwyl zur Schule schicken müssen. — Pfr. Schönauer von Sissach klagt über zu viel Wirthshäuser; es seien deren 7 in seinen sechs Gemeinden (Zunzgen zählte damals noch zur Pfarrei). — Pfr. Halter v. Gelterkinden: Die Ormalinger sind schlechte Christen, besuchen die Kinderlehren nur selten. — Pfr. Gernler von Buus: Statt des Besuchs der Kinderlehren wird die Zeit mit Spielen, Tanzen und andern nichtsnutzigen Sachen zugebracht. — Dekan Grynäus in Munzach: Die Gäste bleiben über 9 Uhr im Wirthshaus, fluchen und schwören. — Leutpriester Brandmüller von Liestal: Wird an Sonntagen irgend ein Gewild verspürt, da gehen die Leute auf's Jagen und am Dienstag, wenn er seine Wochenpredigt halte, werde gekarrt und gefahren, obwohl er bei angehendem Tag schon mit dem Gottesdienst beginne. — Pfr. Bauhin von Muttenz: Die Kinder gehen am Sonntag mit dem Vieh z'Weid, versäumen den Gottesdienst und treiben allerhand Unheil. Wenn die Leute ein Aufrichtmähli, Sichellöse oder eine Metzgete vorhaben, so stellen sie es gewiß auf einen Samstag an, bringen die Nacht mit Essen, Trinken, Jöhlen zu und machen sich so für den folgenden Tag untüchtig zum Gottesdienst. Am Sonntag Nachts vor einer Hochzeit gehen die Knaben zum Hochzeiter, die Mädchen zur Braut, bleiben die Nacht beisammen und treiben allerlei „Ueppigkeit". — Pfr. Mangold von Mönchenstein will, daß in den Haushaltungen Nachschau gehalten werde, ob jede mit einer Bibel, dem Testament oder Psalmbuch versehen sei. — Pfr. Burkhard von Riehen: Nicht blos bei Mannsbildern, sondern auch bei Weibsbildern nimmt die Trunkenheit so überhand, daß Weiber oft am hellen Tage ganz trunken in den Gassen herumzuzwirbeln sich nicht scheuen. — Pfr. Stöcklin von Oltingen: Die Bauern machen oft unnütze Weinkäufe, nur um des Saufens willen; folgenden Tags, wenn der

Rausch ausgeschlafen und der Käufer reukäufig geworden, gehe das Trinkgelage wieder von Neuem an; die Uerte müsse dann Jener bezahlen, der den Kauf aufgegeben. Gewöhnlich werde nach der Predigt Gemeinde gehalten; da zanken sich die Leute oft heftig herum. Er rügt den wüsten Brauch des nächtlichen Einsteigens bei jungen Leuten. — Der Pfarrer von Läufelfingen zählt oft nicht mehr als 2 oder 3 Verheirathete in den Kinderlehren.

An der Synodalversammlung von 1690 bringt der Pfarrer von Benken vor: Wenn man neue Scheunen beschlage, machen die Buben au den Oberten Seiler fest und reiten mit den Töchtern, was großes Aergerniß gibt und Uebel nach sich zieht. Frägt zugleich an, ob es seinen Zuhörern gestattet sei, um des Tanzes willen nach Flühen zu wandern, sonderlich an Sonntagen? — Pfr. Zwinger von Liestal: Während des Gottesdienstes laufen die Leute zum Thor hinaus; drum sollten die Thore geschlossen werden. Das Auffahrtsfest werde Nachmittags durch Schwelgereien, Tanzen und Jauchzen profanirt. — Der Pfarrer von Gelterkinden: Die Nebendörfler, namentlich die Rickenbacher besuchen die Kinderlehren gar schlechtlich: nun verlangen sie gar noch einen eigenen Schulmeister, da doch Rickenbach nur eine halbe Stunde von Gelterkinden entfernt sei. Der Gelterkinder Schulmeister sei in seinem Fache zwar tüchtig, leider aber übelhörig, könne die Kinder nicht „korrigiren“. Bei den Leichenpredigten sei großer Mißbrauch eingeschlichen; bald müsse er jedem liederlichen Kerl eine Leichenpredigt halten, was doch sehr beschwerlich sei. — Der Pfarrer von Reigoldswyl klagt über einen Schuhmacher auf Gorisen, der nie zur Kirche gehe und gar entsetzlich fluche und schwöre. — Der Pfarrer von Waldenburg: Sein Schulmeister sei ein eigensinniger Kopf, lasse sich nicht viel sagen, doch werden die Kinder wohl informirt.—

An der Synodalversammlung zu Liestal (4. Juni 1696 wurde eine Raths-Erkenntniß verlesen gegen Zauberei und Hexerei und darin die Pfarrer ermahnt, strenge darauf zu vigiliren; sie sollen fleißig Kinderlehre halten und dahin arbeiten, daß die Wiedertäufer aus dem Lande geschafft werden. In gleicher Session brachte der Pfarrer von Sissach vor, wie schändlich der Sabbath und die Festtage durch Spielen, Werben, Fahren und Karren entheiligt werde. Er wünscht, daß seine Bannbrüder und Unterbeamten ehrlicher und bescheidener wären. — Der Pfarrer von Pratteln möchte wissen, ob Knechte und Mägde auch zur Kinderlehre sollen angehalten werden? Er rügt den Umstand, daß die Augster sechs Sonntage nacheinander nach Sissach zum Schießen beordert seien und dadurch vom Gottesdienst abgehalten werden. — Der Pfarrer von Buus lamentirt wegen schlechter Bestellung der Schule. — Der Pfarrer von Benken ahndet „der unbesonnenen Jugend unerlaubte Buhlereien“, so das Einsteigen mittelst Leitern. — Dekan Frei von Sissach empfiehlt den geistlichen und weltlichen Herren mehr Harmonie; sie sollen, wie Moses und Aron, unter sich einig sein, was eben nicht geschehe. Sodann habe man den armen Leuten bei dieser theuren Zeit verwehrt, Kräuter ab den Matten zur Stillung des Hungers zu raufen; er klagt auch über Wucher, der mit Früchten getrieben werde. —

Solcher Klagelieder, wie sie hier aufgezählt sind, wären noch viele — doch genüge es an diesen. Und da sage man noch: „Es ist nicht mehr wie ehemals;“ die jetzige Generation sei weniger religiös, weniger sittsam, nicht so enthaltsam, dafür aber genußsüchtiger, gottloser, als es unsere Vorfahren gewesen!

Die Stadt Laufenburg
zur Zeit des dreissigjährigen Krieges.

Von Fr. Wernli.

Das Stadtarchiv zu Laufenburg enthält gegen 200 Aktenstücke aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die beweisen, daß derselbe die Mauern auch dieser heute so friedlichen Waldstadt hart berührt hat. In den ersten 14 Jahren des Krieges allerdings sahen die Bewohner des Städtchens keinen Feind vor ihren Thoren, später aber litten sie schwer unter Freundes- und Feindesdruck und lange noch, nachdem der Friede zu Münster und Osnabrück geschlossen war, blieben tiefe Wunden zu heilen. Leider sind die Akten sehr lückenhaft und lassen uns gerade da im Stich, wo die Ereignisse am spannendsten sind. In die Lücke des orientirenden Materials treten dagegen nebst Biographien des Herzogs von Weimar und Ludwigs von Erlach die Darstellungen des Krieges von Chemnitz, die eidgenössischen Abschiede, das Theatrum Europaeum und andere Quellen mehr.

Die erste offizielle Kunde von dem ausgebrochenen Krieg kam nach Laufenburg Ende September 1619. Auf einem Ausschußtag in Ensisheim, wozu Abgeordnete der vier Waldstädte am Rhein von Statthalter, Regenten und Kammerräthen der vorderösterreichischen Regierung auf den 26. September geladen waren, wurde eröffnet, daß die aufrühreriſchen und widersetzlichen Böhmen sich hochsträflich vermessen haben, kurfürstliche Gnaden, Herrn Pfalzgrafen bei Rhein zu ihrem König in Böhmen zu erkiesen und auszukünden; es bleibe noch abzuwarten, was der Gewählte thun werde, indessen sei es nothwendig, daß die Besatzungen in Breisach und Ensisheim liegen bleiben, und zum Unterhalt derselben eine Kriegssteuer bezogen werde. Ferner solle man bedacht sein, anstatt der Hackenbüchsen eine größere Anzahl Musketen anzuschaffen und die Landfähnlein mit tauglichen Subjekten zu ergänzen.

Pfalzgraf Friedrich nahm die böhmische Krone an; welches Unheil daraus für das unglückliche Land entstand, ist bekannt und hier nicht der Ort, um davon zu erzählen.

Auf einem zweiten Landtag in Ensisheim, Montag den 29. Januar 1620, erschien nach beendigtem Gottesdienst Erzherzog Leopold von Oesterreich persönlich und ließ durch seinen Kanzler mündlich und schriftlich vortragen, die rebellischen Böhmen, Ungarn und theils die Oesterreicher selbst halten mit großer Kriegsmacht und Hilfe mächtiger Potentaten die kaiserlichen Erblande besetzt, weshalb allerorts in- und außerhalb des römischen Reiches Grenzen dem Kaiser Hilfe geleistet werden müsse. Es sei auch zu befürchten, der Feind, welcher auf allen Seiten drohe und rüste, möchte in die vordern Lande eindringen, zumal da dieselben nur mangelhaft bewehrt seien, und namentlich Breisach und Freiburg ungenügende Besatzung enthielten; daher werde zur: 1) Anwerbung von Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß; 2) Beschaffung der Mittel zur Erhaltung desselben; 3) Ausbesserung der Befestigungswerke von Breisach; 4) Ergänzung der Munition, beantragt: Es sei eine allgemeine Kriegskontribution zu erheben. Allein dieses Verlangen stieß auf starken Widerstand, der Prälatenstand weigerte sich anfänglich entschieden, eine solche Steuer zu zahlen, und die weltlichen Stände fürchteten, es möchte aus dem Bezug der einmaligen Steuer das Recht abgeleitet werden, in Zukunft ähnliche Steuern erheben zu dürfen. Nach 14tägiger Berathung beschlossen endlich die Stände, eine Kontribution zu bewilligen und zwar 150,000 Gulden für den Kaiser, und 300,000 Gld. für Vertheidigungszwecke des vorderösterreichischen Gebiets. An diese Summe sollten 15,000 Gld. binnen 14 Tagen für die Besatzung in Breisach und Ensisheim bezahlt werden; 100,000 Gld. auf Lätare für den Kaiser und 35,000 Gld. zum Zweck der Landesdefension; 155,000 Gld. auf Pfingsten, 100,000 Gld. auf Michaelis; der Rest von 50,000 Gld. für den Kaiser auf den Tag Hilarii. Damit das Geld innerhalb der gesetzten Frist einbezahlt werden könne, wurde beschlossen, es bei den Eidgenossen zu leihen.

Leider hat sich bis jetzt im Gemeindearchiv Laufenburg nur ein Schatzungsrodel entdecken lassen, der von dem Beitrag der Stadt an obige Kontribution spricht; es ist das auf Lätare 1620 angelegte Steuerverzeichniß, welches speziell zu genanntem Zweck verfaßt ward. Nach demselben wurden zur Bezahlung der Steuerquoten, auf Lätare fällig, 324 ℔ 2 ß eingezogen, wovon 10 ℔ 10 ß Einzugskosten abzurechnen sind. Da die Zahl

der steuerpflichtigen Einzelpersonen und Familien 304 beträgt, so wäre der Betrag für dieselben durchschnittlich etwas mehr als 1 ℔; die höchst Besteuerten waren Peter Straubhaar's Erben mit 4 ℔ 15 ß.

Nach der Schlacht am Weißen Berg und der Aechtung des Pfalzgrafen Friedrich ward ein neuer Landtag auf den 8. Februar 1621 ausgeschrieben. Wiederum verlangte Leopold eine einmalige Kriegssteuer von 500,000 Gulden; er erinnerte an die Privilegien, die die Stände genössen, und die Gutthaten, so sie vom Haus Oesterreich erhielten, wollte auch einen Revers ausstellen, daß die Bewilligung der Summe durchaus nicht als Präjudiz aufgefaßt werden solle und wollte schließlich sich auch mit 400,000 Gld., zahlbar innert 2 Jahren in 4 Terminen begnügen. Allein die Abgeordneten der Städte erklärten, keine Vollmacht zur Gewährung des Begehrens zu haben, und so löste sich nach 14 Tagen die Versammlung auf, um sich auf Oculi in Freiburg wieder zu vereinigen, da die Städtegesandten eidlich versprochen, bis dahin ihre Vollmachten zu vervollständigen. Obschon ein Aktenstück über diesen Landtag dem Verfasser nicht vorliegt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dem Begehren der Regierung entsprochen wurde; wenigstens weisen „der Stadt Lauffenberg Seggelbücher", soweit sie vorhanden sind, stets die Notiz auf, „Schatzungsgeld nach Breisach oder Freiburg geliefert." Ja die Summen werden sogar immer größer: 1622: 333 ℔ 3 ß; 1623: eine Quote auf auf Martini 178 ℔ 14 ß 7 ϑ; 1624: 684 ℔ 17 ß; 1625: 715 ℔ 15 ß; 1632 dagegen nur 563 ℔ 11 ß 10 ϑ.

So sehr die Regierung die Steuerkraft ihrer Unterthanen auszunützen suchte, ebenso energisch sorgte sie dafür, daß kein minderwerthiges Geld in Kurs kam, und auswärtige Potentaten verhindert wurden, Geld aus dem Lande zu saugen. So ward männiglich bekannt gegeben, die bayerischen Thaler seien minder werth als die leopoldinischen, und als der Papst von dem ganzen Klerus Deutschlands die Abgabe des zehnten Pfennigs verlangte und mit der Kollekte den Bischof von Aichstädt beauftragte, der dann wiederum den Bischof von Konstanz als Einzüger der Abgabe in den vordern Landen bestellte, erließen „Röm. kaiserl. Majestät auch Fürstl. Durchlaucht Leopoldi, Erzherzogs zu Oesterreich Statthalter, Regenten und Räthe vorderösterreichischer Lande, Hans Christof von Stadion und Johann Melchior Kletzl von Altenach, den Befehl, solchen Einzug keineswegs zu gestatten, und, falls doch der Versuch gemacht würde, solches Anmaßen nach Ensisheim zu berichten."

Um Truppen und Garnisonen vor Wucher zu schützen, ward der Verkauf von Lebensmitteln, Getreide und Schlachtvieh streng untersagt.

Da der Kriegsschauplatz nach Beendigung des böhmischen Aufstandes in die Pfalz und an den Oberrhein verlegt wurde, ward die Sache für die vier Waldstädte (Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut) bereits bedenklicher. Mit aller Anstrengung wurde an der Befestigung Breisach's gearbeitet, auch Laufenburg that sein Möglichstes dabei, indem es Schanzarbeiter schickte und 1000 Schaufeln, 400 „Pickel", 200 Reuthauen, 200 „Saßlin", 100 Aexte und 100 Beile dorthin zu liefern hatte, an deren Herstellung die Schmiede Tag und Nacht arbeiteten; auch die drei andern Waldstädte erhielten den gleichen Auftrag und Laufenburg wurde verhalten, falls es denselben an Eisen gebrechen sollte, mit solchem auszuhelfen.

Die Nachricht von den Schlachten bei Wiesloch, Wimpfen und Höchst mahnte die Laufenburger, auf der Hut zu sein. Deshalb wurden die Ringmauern ausgebessert, die Doppelhacken und Geschütze reparirt und gereinigt, eilf Mann gossen im Zeughaus auf Rechnung der Stadt Kugeln. Ernster wurde die Lage noch, als die Regierung von Ensisheim meldete, daß das pfalzgräfliche und mansfeldische Kriegsvolk in vollen Haufen den Rhein heraufziehe, und gleichzeitig befahl, die Landfähnlein aufzubieten. Wer dazu gehörte, hatte sich zur Verfügung des Hauptmanns Dietz in Rheinfelden zu stellen und sich mit Geld auf vierzehn Tage zu versehen. Letzteres mußte nöthigenfalls den Ausgehobenen von der Stadt verschafft werden. Für den Fall, daß etliche von den auf Piket gestellten nicht im Besitz voller Bewaffnung wären, hatten die Bürger, die völlige Ausrüstung besaßen, auszuhelfen. Doch die Gefahr ging glücklich vorüber; die Erfolge Tilly's hielten den Feind von den obern Landestheilen ab.

Noch einmal aber hatte die Stadt Ursache zur Aufregung gegen Ende des Jahres 1624. Ein Handschreiben des Erzherzogs Leopold machte die Laufenburger aufmerksam, daß der Feind unversehens die Stadt überfallen könnte; die Bürgerschaft solle sich mit Pulver und Blei versehen und sich mindestens auf ein halbes Jahr verproviantiren. Oberstlieutenant Wernher Escher von Büningen sei beauftragt, die vier Waldstädte zu inspiziren, dessen Anordnungen man genau nachzukommen habe. Der Rath zu Laufenburg veranstaltete deshalb eine Musterung der waffenfähigen Mannschaft. Es ergab sich dabei, daß der Stadt Kontingent aus folgenden Wehrkräften bestand: 48 Doppelsöldner mit ganzer Rüstung und 16 Fuß langen

Spießen, 6 Doppelsöldner mit langen Schlachtschwertern, 10 Hellebardiere ohne Rüstungen, 112 Musketiere, 31 Hackenschützen, 2 „Zimmerärzte" und 2 Spielleute; im Nothfall konnten auch noch 26 ledige Bürgerssöhne bewaffnet werden. Ferner wurden die Landleute im Namen des Erzherzogs aufgefordert, alle ihre Vorräthe an Getreide und Lebensmitteln in die Stadt zur Aufbewahrung zu schaffen, damit selbige nicht etwa in feindliche Hände geriethen. Wiederum war die Gefahr nur eine vermeintliche; kein Feind erschien. Im Gegentheil entfernte sich das Theater des Krieges nach Norden, weil Christian von Dänemark nun in die Ereignisse eingriff. Aber auch hier waren die kaiserlichen und liguistischen Waffen siegreich; Tilly besiegte Christian bei Lutter am Barenberg, während schon vorher Mansfeld von Wallenstein an der Dessauerbrücke geschlagen worden war. Die Freude des Kaisers über diesen Sieg war groß und sein ganzes ihm treu gebliebenes Reich sollte daran Theil nehmen. Von Ensisheim kam die kaiserliche Verordnung: „Demnach der allmächtige Gott der Röm. kaiserl. Majestät unter dem Generalkommando Herzog Albrechts von Friedland eine fürtreffliche Viktori wider den Reichsächter Mansfeld, den 25. Monats Aprilis, gnädiglich verliehen, so wird, damit dem Allmächtigen wegen verliehenen Siegs gebührend Dank gesagt, die Viktori publizirt und um Kontinuirung der göttlichen Gnade und Beistand gebeten werde, anbefohlen, daß Sonntags den 17. Mai solenni modo durch öffentliche Prozession, Singung des hochberühmten Lobgesangs Te deum laudamus, und gegen Abend oder Morgen durch Losbrennen der groben Stücke dem Allmächtigen gebührende Danksagung entrichtet werde, sintemalen es zu der Ehre Gottes und auferbaulichen Erhaltung christlicher Religion gereichen thut."

Die Furcht drohender Kriegsgefahr war von den Gemüthern gewichen und fröhlicheres Leben herrschte wieder in der Stadt; dies läßt sich einer Notiz in der Stadtrechnung von 1626 entnehmen. Im Schützenhaus führte nämlich der Schulmeister mit seinen Schülern eine „Komedi" auf, über deren Inhalt wir leider nichts wissen. Wohl mag die Aufführung gefallen haben, denn der Rath spendete den Betheiligten einen Trunk auf Gemeindekosten. Die Rechnung belief sich auf 2 ℔ 10 ß.

Wallenstein's Name begegnet uns zum zweiten Mal in einem Aktenstück von 1627, worin die Regierung die Weisung ertheilt, daß den Werbern, welche im Auftrag des Friedländers Kompagnien in Sold nehmen, freier Durchpaß gewährt werde, falls sie allerwegen gute Kriegsdisziplin halten,

Niemand beschädigen noch bedrängen und Wirthe und Gastgeber ordentlich bezahlen.

Eine kleine Episode, die im Jahr 1627 spielt, soll hier nicht vergessen bleiben. Ein Bürger von Laufenburg, Jakob Kleinschmidt, ließ in Waldshut und bei Johann Baptist von Schönau, Hauptmann der vier Waldstädte am Rhein und Vogt der Herrschaft Laufenburg und Rheinfelden, verlauten, die vier Städte hätten die Absicht, gegen Oesterreich zu rebelliren; dasselbe behauptete auch Itel Jos von Reinach, Obervogt der Herrschaft Schwarzenberg und Kastel. Die Regierung in Ensisheim spricht darüber ihr großes Verwundern aus, da die Städte doch stets treu gewesen, und hofft, es werde dies auch in Zukunft geschehen. Was Wahres an der Behauptung war, läßt sich nicht erkennen, weil nur ein einziges Aktenstück vorhanden ist.

Durch die Siege seiner Truppen war der Kaiser auf den Höhepunkt seiner Macht gelangt, die derselbe denn auch gehörig auszubeuten unternahm; der Beweis liegt im Erlaß des sog. Restitutionsediktes, das ein Jahrhundert alte Einrichtungen aufheben sollte. Gegen dieses Uebergewicht des Kaisers zeigte sich jedoch baldige Opposition der Nachbarstaaten. Von Norden drohte Schweden, auch französischer Einfluß trat bereits zu Tage. Schon am 25. Mai 1629 erließ die vorderösterreichische Regierung das Mandat, man solle fleißig Obacht auf geheime Werber geben; es gingen nämlich solche überall an den Grenzen herum, die für Frankreich Soldaten anzuwerben suchten; würde man solcher habhaft, so sollte man sie sammt ihren Rekruten in sichern Gewahrsam bringen und alsbald hierüber einberichten. Schlecht gekleidete Franzosen durchstrichen auch als Spione das Land, sie trugen falsche Urkunden bei sich mit dem Inhalt, die Träger derselben hätten im Krieg Hab und Gut verloren und seien deshalb genöthigt, barmherzige Leute um Almosen anzuflehen. Auch auf diese gab man scharf Obacht, und wo ein verdächtiges Individuum erblickt ward, wurde es einem genauen Examen unterworfen.

Damit Laufenburg, weil nun nach mehrjähriger Ruhe doch auf's Neue unsichere Zeiten in Aussicht standen, nicht etwa von einem plötzlich vor den Thoren stehenden Feind überrascht würde, wobei leicht Verwirrung entstände und die Stadt eingenommen würde, so ward die alte „Stadtordnung bei Feindsgeschrei und Feuersgefahr" erneuert. Deren Inhalt ist folgender:

An der Spitze der gesammten Bewohnerschaft steht ein Hauptmann,

dessen Beigeordnete der ganze Rath und jeder, dessen er bedarf, bilden. Bei ihm steht auch der Pannerherr und ein Wachtmeister. Bei Allarm haben sich sämmtliche Schützen beim Zeughaus zu sammeln und dürfen sich ohne Befehl des Hauptmanns nicht von dort entfernen. Die Mannschaft wird nun folgermaßen vertheilt:

1) Am Zwinghof vor dem Marktthor ein Hauptmann mit 7 Zugeordneten. 2) Am Marktthor 4 Mann. 3) Auf der Pfalz ein Hauptmann, und als dessen Zugeordnete der Schulmeister, alle Priester nebst 2 Mann. 4) Ein Hauptmann auf der Brustwehr vom Storchennest bis an das Wasenthor innerhalb der Stadt mit 2 Beigeordneten. 5) Im Thurm und auf der äußern Brustwehr vom Schloß bis zum Wasenthor 5 Mann. 6) Auf dem äußern Wasenthurm oder „Rundellen" 6 Mann. 7) In dem Thürmlein vor dem Schwertlisthurm und der Brustwehr bis an das Wasenthor 5 Mann. 8) In dem untern Bollwerk an des Bürer's Thürlein die Brustwehr hinauf bis an den Schwertlisthurm und an den Rhein 5 Mann. 9) Auf der Brustwehr innerhalb der Stadt vom Wasenthor bis zu Wicker's Häuslein 5 Mann. 10) Auf dem Wasenthor halten 4 Mann Ausschau und 5 Mann im Schwertlisthurm. Jenseits des Rheins in Kl.-Laufenburg stehen im obern und untern Thurm und am Waldthor jeweilen 4 Mann.

Zur Bedienung des groben Geschützes in der Stadt werden verordnet: 1) zum Drachen 3 Mann; 2) zum Falkonen 2—3 Mann; 3) zur „Luexinen" * 3 Mann; 4) zu den zwei Falkoneten je 2 und 3 Mann und endlich zu den übrigen Stücken 4 Mann. Diese Geschütze werden durch alle Pferdebesitzer an ihre Standorte gebracht. Die bewaffneten Thorschließer dürfen ohne Erlaubniß des Rathes kein Thor mehr öffnen; alle übrigen Männer sammeln sich um das Banner auf dem Marktplatz und harren daselbst des Befehls des Kommandanten.

Im Juli 1630 landete Gustav Adolf bei Usedom mit seinem trefflich geschulten Heere, und ungefähr um die gleiche Zeit beraubte sich der Kaiser seines besten Heerführers, Wallenstein. Bald darauf wurde wieder ein Landtag nach Ensisheim ausgeschrieben, wo die alten Begehren nach Proviantlieferung in die Festung Breisach, nach Geld 2c. gestellt wurden. Auch wurden große Werbungen im Namen des Kaisers unternommen, während

---

* Schau hinein.

andrerseits auch die Protestanten solche in der Eidgenossenschaft versuchten; der Rath von Laufenburg wurde eingeladen, sein Augenmerk auf letztere zu richten und bei Tag oder Nacht zu berichten, was der alte Markgraf von Durlach und sein Sohn in der Schweiz treiben, da das Gerücht ging, diese hätten bei 1000 Mann Soldtruppen geworben. Nach den Siegen des Schwedenkönigs, der in das Herz Deutschlands vorrückte, öffnete sich vor den Augen der vier Waldstädte am Rhein eine bange Zukunft. Bei Beginn des Jahres 1632 ward in Aussicht gestellt, daß wegen der je länger je mehr fürbrechenden Gefahren zur Defension dieser Lande etliches Kriegsvolk einrücken werde. Im Februar ergeht der Befehl, „des Vaterlandes hohe Nothdurft erfordere die Landfähnlein aufzumahnen, also sollen alle laufenburgischen zum rheinfeldischen Landfähnlein gehörigen Unterthanen, je der völlige dritte Mann wie von Alters her, alsbald nach Rheinfelden kommen, auf einen Tag acht oder zehn zu ihrer Unterhaltung mit Geld oder Proviant versehen, bis anderwärtiger Unterhalt verschafft werden mag." Kurz darauf verlangte die Regierung Schanzarbeiter und Zugpferde nach Breisach und beklagte sich bitter, da nur gebrechliche und untaugliche Leute zu dem Zweck hingesandt wurden. Die Situation ward recht ernsthaft; schon plünderten die Truppen des feindlichen Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld in der mittleren Markgrafschaft, und der Herzog von Würtemberg traf Anstalten, seine Truppen mit demselben zu vereinigen. Im Mai drohten die Feinde auch von Osten her, woselbst Bregenz und Ravensburg von den Schweden eingenommen wurden. Im Juni rückten auch Habsburgs Erbfeinde, die Franzosen, in's Elsaß ein. Deshalb gelangte im Juli vom vorderösterreichischen Statthalter Schauenburg ein Schreiben an den Rath, des Inhalts: Weil sich streifende Schweden dem Schwarzwald nähern, Laufenburg aber mit wenigem Kriegsvolk sich wohl gegen derartige Streifereien halten könne, so werden im Einverständniß mit dem Generalkommandanten der vordern Lande, dem Grafen von Montecuculi, vom schauenburgischen Regiment Hans Michel von Breinigkofen mit 100 Musketieren als Besatzung in die Stadt gelegt; diese mit der Bürgerschaft und nöthigenfalls herbeigezogenes Landvolk werden die Wachen besetzen, auch wird die Erwartung ausgesprochen, daß die Soldateska gehörig verpflegt werde. Ein sogenannter Rationszedel gibt Aufschluß, was der Soldat an Verpflegung und Sold zu beanspruchen hatte. Die 14 hohen Offiziere des ersten Blatts, wozu Hauptmann, Lieutenant, Fähnrich, Feldwebel, Fourier, Feldschreiber, Feldscherer, die beiden Trommelschläger und

Pfeifer gehörten, erhielten täglich 60 ℔ Brod, 45 ℔ Fleisch, 50 Maß Wein, monatlich 200 Gulden. Die dazu gehörenden 18 Pferde (wobei die Bagagepferde mitgerechnet sind) erhalten jedes täglich 4 ℔ Hafer, 8 ℔ Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh. Jeder Korporal bezieht täglich 3 ℔ Brod, 1½ ℔ Fleisch, 1½ Maß Wein und monatlich 4 Gulden. Der Gefreite hatte ½ ℔ Brod und 1 Gulden weniger. Der gemeinen Soldaten Ration und Sold betrug 2 ℔ Brod, 1 ℔ Fleisch, 1 Maß Wein und monatlich 2½ Gulden. Außerdem hatte der Quartiergeber Lagerstatt, Holz, Salz und Licht zu liefern, doch war der Soldat verpflichtet, sich mit des Hauswirths Feuer und Licht zu behelfen.

Kaum war die Besatzung in Laufenburg eingerückt, so war sie dem Rath schon verleidet. Am 19. Juli berichtete derselbe an die Regierung, die Schweden seien aus dem Hegau weg, die Besatzung möchte demnach abberufen werden; allein darauf ließ sich der Statthalter nicht ein; er schrieb: Mit Befremden vernehme er solches Begehren, nachdem er doch so inständig um Hilfe angegangen worden sei; erstens könnte der Feind leicht zurückkehren und zweitens gehe es nicht an, das Kriegsvolk alle Zeit, wenn es einem Jeden beliebt, hin und wieder marschiren zu lassen. Ja die Besatzung wurde noch vermehrt. Der General-Feldoberst und Landvogt Wilhelm, Markgraf von Baden, schickte weitere 50 Mann, die Laufenburg verpflegen mußte. Es half keine Reklamation. Im Gegentheil! Je länger je mehr wurden Truppen nach Laufenburg beordert, im richtigen Gefühl, der Schwede werde sich der Waldstädte zu bemächtigen suchen, um mit den reformirten Schweizern in unmittelbare Verbindung zu kommen. In der That bevollmächtigte der schwedische Statthalter und Kommandant des schwäbischen Kreises Georg Friedrich, Graf zu Hohenlohe, den Oberstlieutenant Forbes, 2000 Mann zu Roß und zu Fuß zu werben und bezeichnete demselben als Lauf- und Musterplätze und Quartiere die 4 Waldstädte am Rhein sammt den umliegenden Dörfern. Forbes kam denn auch nach Basel, wo er im „Storchen" abstieg, sich bei den Dreizehner Herren des Raths anmeldete und um Erlaubniß bat, für seinen König öffentliche Werbungen anzuordnen. Als ihm dies untersagt ward, zeigte er während der Mahlzeit zwei Patente, das eine an Rheinfelden und Säckingen, das andere an Laufenburg und Waldshut gerichtet, worin die vier Orte aufgefordert wurden, sich in schwedische Kontribution zu begeben und eben solche Besatzung aufzunehmen. Im Fall der Weigerung sollte er es mit Gewalt versuchen und mit den bei Schaffhausen und Hohentwiel

stehenden 3—4000 Dragonern die Städte zur Uebergabe zwingen. Forbes hatte verlauten lassen, er werde von Schaffhausen aus diese Briefe versenden, deshalb lauerte man ihm auf, um ihn auf dem Weg von Basel dahin gefangen zu nehmen. Es gelang dies höchst wahrscheinlich nicht, aber auch ein Angriff auf Laufenburg erfolgte nicht, viel weniger eine Uebergabe der Stadt; denn Anfangs Dezember 1632 rückten wieder andere kaiserliche Besatzungstruppen in die Stadt; es war eine halbe Kompagnie unter Hauptmann Honnecker.

Das Erschwerende bei den Einquartierungen lag hauptsächlich in dem Umstand, daß die Soldaten ihre Weiber mitbrachten, die mit ihren Kindern wohl oder übel auch unterhalten werden mußten, falls man vor ihren Diebshänden geschützt sein wollte. Die Spitalrechnung dieses und der folgenden Jahre weist öfter die Notiz auf: „Geschenk an arme Soldaten" und ferner „einer armen Soldatenfrau als Kindbetterin geschenkt 10 ß und 2 Maß Wein."

Unverwüstliche Treue und Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich bewiesen im ganzen Krieg die Bauern des Schwarzwaldes trotz der schrecklichen Strafen, die, falls der Feind siegte, über sie verhängt zu werden pflegten. Die acht Einungen der alten Grafschaft Hauenstein schickten denn auch ihre Vorsteher, die Einungsmeister, nach Waldshut mit dem Auftrag, mit den vier Städten, namentlich Waldshut und Laufenburg ein Uebereinkommen zu treffen, wie man vereint dem Feind an den Pässen möglichst viel Resistenz und Widerstand leisten wolle. (Was für Beschlüsse gefaßt wurden, ist unbekannt.)

Hauptmann Honnecker mit seinen Untergebenen erhielt wohl sein Quartier und Lebensmittel, aber mit der Auszahlung des Soldes zögerte der Rath; deshalb beschwerte sich jener beim Rheinfelder Kommandanten, dem Freiherrn Johann von Montrichier. Dieser nahm sich seiner energisch an, so daß Honnecker alsbald bezahlt wurde. Kaum war dieser befriedigt, so ging der Befehl ein, Schanzzeug zu liefern; am 1. Juni 1633 wurde eine neue Extrasteuer im Betrag von 500,000 Gulden auferlegt, an die Laufenburg sein Betreffniß wie Anno 1621 zu zahlen hatte. In der Ankündigung war die versteckte Drohung enthalten, wenn nicht gutwillig gezahlt würde, so sei der Feldmarschall Hannibal von Schauenburg ausdrücklich ermächtigt, durch andere Mittel des Geldes habhaft zu werden. Auch das durchreisende Gefolge Schauenburg's wurde auf der Stadt Rechnung im Gasthaus „zum Pfauen" beherbergt und bewirthet. Die unter

Hauptmann Valentin Hofmann am 2. Juni einrückenden Soldaten verursachten dem Gemeindeseckel wiederum große Ausgaben. Es waren 315 Gemeine mit 28 Offizieren und Unteroffizieren. Die obgenannte Drohung schreckte die Bürgerschaft indessen nur wenig, hatte doch die Regierung nicht die Macht, ihr Geltung zu verschaffen und mußte sie darauf bedacht sein, nicht durch schroffes Benehmen die noch unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Gebiete dem Feind in die Arme zu treiben. Sie zog daher gelindere Saiten auf und schrieb: „Damit das mit gutem Effekt geführte Heer in gutem Willen erhalten bleibe und noch verstärkt werden könne, sind die Steuern ausgeschrieben worden. Rheinfelden hat sich bereits anerboten, auf Unterpfänder hin 15,000 Gulden zu zahlen. Deshalb wird gehofft, Laufenburg werde nicht zurückbleiben und in 8 bis 14 Tagen die nämliche Summe liefern. Dafür sollen von den nächst angrenzenden Amtsherrschaften ein oder mehrere Dörfer mit Gefällen und Einkommen und der niedern Gerichtsbarkeit oder einige Höfe pfandweise überlassen werden. Auf solche Unterpfänder hin darf wohl erwartet werden, daß die Stadt ihr Vermögen wage und daß vorräthiges Silbergeschmeide eingeschmolzen würde. Für den ersten Augenblick genügen 4—5000 Gulden. Wird die Regierung im Stich gelassen, so geht die Armee auseinander, dann wird es dem Feind ein Leichtes sein, sich der Stadt zu bemächtigen und, ohne daß dieselbe Dank dafür erntet, wird die Einwohnerschaft viel größere Opfer bringen müssen." Laufenburg fand nicht mehr Zeit und hatte wohl auch nicht große Lust, das Geld aufzutreiben; denn jetzt nahte der Feind ernsthaft. Die Erzherzogin Wittwe Claudia wandte sich deswegen in einem eigenhändig unterzeichneten Brief an die Stadt und ermunterte sie zur Tapferkeit gegen den anrückenden Feind; sie schrieb von Insbruck aus: „... Ihr werdet euch in allen Occasionen, da gegen euch etwas feindliches tentirt werden wollte (so doch Gott gnädig verhüte), mit solch' standhaftem, einmüthigen und unerschrockenen Zusammenhalten dem Feind opponiren und Widerstand thun, daß nicht allein ihr Weib und Kind, Hab und Gut vor des Feindes verübter Tyrannei äußerstem Ruin und Unheil erhalten werdet, sondern daß auch euch wegen männlicher Tapferkeit ein unsterblicher Ruhm zu Theil werde. Es ist die tröstliche Hoffnung vorhanden, daß in Folge des in Schlesien glücklichen Prozesses die Sachen bald wieder in bessern Stand dirigirt werden."

Letztere Anspielung bezieht sich auf die Unterhandlungen zwischen Wallenstein und dem General Arnim und den von den Beiden geschlossenen

Waffenstillstand, von dem der Kaiser hoffte, er werde zu einem Separatfrieden zwischen ihm und Kursachsen führen, nach welchem er dann seine Truppen nach Südwestdeutschland schicken könnte, um daselbst den Fortschritten der Schweden ein Ziel zu setzen. Das Schreiben der Erzherzogin befand sich kaum in den Händen des Rathes, als Rheingraf Otto Ludwig vor den Mauern Laufenburgs erschien und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Zu gleicher Zeit belagerte er auch die drei andern Waldstädte. 16 Kompagnien kaiserlicher Reiter ritten vom Bodensee zum Entsatz herbei; Otto Ludwig aber konnte sie überfallen und vernichten. Deshalb ergaben sich drei Städte ohne sonderlichen Widerstand. Einzig Rheinfelden wehrte sich tapfer, mußte aber der Uebermacht erliegen. Mit Recht beklagte sich später Laufenburg bitter bei der Regierung über die Besatzung. Von dieser hatte man erwartet, daß man durch sie vor feindlichem Ueberfall geschirmt werde und hätte sie gern bis zum letzten Mann unterstützt. Allein die Offiziere akkordirten ohne des Rathes Vorwissen mit dem Feind und flohen mit ihren Soldaten unausgesetzt davon; ja, sie hießen sogar die Bürger fliehen, so daß die Stadt schutzlos preisgegeben war und mit starker Brandschatzung, Kontribution und Garnison belegt wurde. Manch Familienglück wurde zerstört, Häuser ruinirt und ausgeplündert und einige Bürger mußten ihr Hauswesen im Stich lassen, bis die Feinde wieder freiwillig abzogen. Bürger und Bauern aus den umliegenden Dörfern waren in's Gebiet der Eidgenossen geflohen, die deswegen eine Tagsatzung in Baden abhielten. Hieher begab sich als kaiserlicher Gesandter Bratislaus, Graf von Fürstenberg, der die Eidgenossen aufforderte, sich kraft der Erbeinigung den Schweden zu widersetzen. Als er abschlägige Antwort erhielt, so verlangte er, die Waldstädte mit Konstanz sollten doch wenigstens von ihnen in Sequester aufgenommen werden bis zum Austrag des Krieges. Dem aber stellte sich der schwedische Gesandte Graf Maximilian von Pappenheim entgegen, welcher der Meinung war, man solle diejenigen die Sache ausmachen lassen, welche sie angefangen. Das war denn auch der Tagherren Ansicht, doch beschloß man, eine Gesandtschaft an den Rheingrafen zu schicken, die für die vier Städte ein gutes Wort einlegen sollte. Dieser aber entschuldigte sich mit seiner Ordre und wies die Gesandten, deren Führer der Herzog von Rohan war, an den Reichskanzler Oxenstierna. Immerhin versprach er, den Städten leidliche Garnisonen und mildere Kontributionen aufzuerlegen.

Die die Stadt besetzenden Schweden verlangten nun natürlich eine

Brandschatzung. Um dieselbe zahlen zu können, mußte man Geld leihen. Martin Leu reiste zu dem Zweck nach Bern, wo er beim Rath 2000 Gulden erheben sollte. Letzterer machte aber anfänglich Schwierigkeiten und verlangte ein vollständiges Verzeichniß aller Unterpfänder, aus denen er die passendsten auszuwählen sich vorbehielt. Eilends schrieb Leu dies nach Hause mit dem Beifügen, einige frische Salmen zu senden, womit er die Herren günstig zu stimmen hoffe. Eine Abordnung des Rathes entnahm nun dem nach Bremgarten geflüchteten Archiv nachfolgende urkundliche Zinsverpflichtungen:

1) Der Gemeinde Döttingen (Hauptgut 600 fl. der Kaplanei Laurentii gehörend). 2) Des Kaspar Büchli zu Bözen (300 fl. St. Johann Pfarrkirche). 3) Des Grafen zu Pappenheim (1000 fl. der Kaplanei Sebastiani). 4) Der Gemeinde Zeiningen (1400 fl. Städtisches Gut). 5) Der Stadt Säckingen (1000 fl. Kaplanei Andreae). 6) Der Gemeinde Wegenstetten (420 fl. Pfarrkirche). 7) Der Gemeinde Eiken (600 fl., Stadt). 8) Des Hans und Wendelin Meyer zu Zeihen (300 fl. Pfarrkirche). 9) Des Heinrich Märki von Hornussen (100 fl. Pfarrkirche). 10) Des Jakob Schilling von Hornussen (300 fl. der Pfarrkirche). 11) Der Gemeinde Kaisten (600 fl. Stadt). 12) Des Kleinhans Schilling und seiner Konsorten zu Frick (300 fl. Stadt). 13) Des Hans Leubi zu Oberfrick (240 fl. den armen Leuten im Feld gehörend).* 14) Des Hans Schmid von Eiken (100 fl. Kaplanei Sebastiani). 15) Bereine und Bodenzinsrodel, wonach Naturalgaben in Korn, Hafer, Kernen, Roggen, Erbsen, Hühnern und Eiern bestehend, von Hottwyl, Thalheim, der Fähre zu Koblenz, Oberfrick, Wittnau und Wölflinswyl, theils an die Pfarrkirche theils an die Kaplaneien trium regum und Jakobi, theils an den Spital abgeliefert werden.

Thomas Stocker legte diese Urkunden dem Rathe zu Bern vor, welcher daraus Nummer 1, 5, 7, 8 und von 15 die Urbare Wölflinswyl und Wittnau betreffend, auswählte und darauf 2000 Gulden auslieh zum Zins von 10% jährlich.

Ein Heinrich Meiß von Zürich wurde vom Rheingrafen zum Oberkommissär und Kontributionseinzüger ernannt, an den Laufenburg Ende

---

* Es ist damit das Siechenhaus gemeint, das unterhalb der Stadt auf der linken Rheinseite stand.

August eine zweite Abschlagszahlung seiner Brandschatzung mit 390 Gld. machte. Wie hoch die Gesammtsumme war, läßt sich nach den vorliegenden Schriftstücken nicht feststellen. — Nach einer Notiz im „Schweiz. Geschichtsfreund" (Bd. 12, Akten zum dreißigjährigen Kriege, d. d. 20. August 1633) war beabsichtigt, Rheinfelden und Säckingen dem Markgrafen von Baden-Durlach, Laufenburg und Waldshut aber dem Herzog Eberhard von Würtemberg zu schenken. Doch hatte dieser Gedanke keine praktische Folge; schon waren nämlich kaiserliche Truppen auf dem Anmarsch, um die eroberten Gebiete wieder zurück zu gewinnen. Der Herzog von Feria war über die Alpen von Italien mit einem Heer von etwa 8000 Mann hergekommen und nach Oberschwaben marschirt. Ohne daß es aber dort zum Kampf mit Bernhard von Weimar gekommen war, wandte er sich in Verbindung mit dem General Altringer gegen die Waldstädte und überrumpelte dieselben. Bernhard kam zu spät, um den Feind abzuhalten. Am 3. Oktober 1633 befand sich Waldshut wieder in kaiserlicher Gewalt; am 4. Oktober ergab sich Laufenburg, ohne Widerstand und liederlich, wie Chemnitz sich ausdrückt. Die Besatzung brach nicht einmal die Brücke ab, um dem Feind den Uebergang über den Rhein zu wehren, und die Soldaten traten meist in kaiserlichen Sold. Auch Säckingen wurde durch Unachtsamkeit eines schwedischen Offiziers überrascht und schon am 5. stand die Armee vor Rheinfelden, das zur Uebergabe aufgefordert ward mit der Drohung, falls es sich weigere, so werde man des Kinds im Mutterleib nicht schonen. Oberstlieutenant Croneck wehrte sich jedoch tapfer, doch die Uebermacht war zu groß, die Stadt wurde im Sturm genommen, Croneck fiel und die Besatzung wurde niedergemacht. Dann zog das Heer auf der linken Rheinseite gegen Basel hinunter, wo es am 8. Oktober ankam. Den Weg bezeichneten überall Leichname, Pferdekadaver, todtes Vieh und Waffen. Selbstverständlich blieben kaiserliche Besatzungen in den Städten. Die Landbevölkerung des Frickthals litt auch schwer durch die eigenen kaiserlichen Truppen. Raubend und plündernd waren sie bis nach Bözen vorgedrungen, wo die Bewohner Hals über Kopf sich flüchteten. Eine Mühle auf neutralem Schweizergebiet in der Nähe Hornussen's wurde auch nicht verschont.

Die Laufenburger Besatzung bestand aus einer Kompagnie des Lichtenstein'schen Regiments unter Hauptmann Pfeifer, die der Stadt eine Ausgabe von 1134 Gulden verursachte. Im November wurde die Besatzung noch verstärkt; die Unkosten der Stadt wuchsen daher um so mehr, und

die Laufenburger konnten deshalb wohl kein fröhliches Neujahr feiern, zumal da keine Aussicht auf bessere Zeiten war.

Gegen Ende Januar 1634 erhielt die Stadt einen Besuch des Herzogs Karl von Lothringen, der mit 1200 Mann einen Proviantransport nach Breisach geleiten sollte; er mußte aber unverrichteter Dinge wieder zurück, da ihm bei Stockach der Weg verlegt wurde. Die 400 Mann Fußvolk, welche er bei seinem Ritt nach dem Bodensee in den Waldstädten gelassen, nahm er nun wieder mit sich, ebenso den Grafen von Lichtenstein, den Statthalter der vier Städte, der in dem Kampf bei Wattwyl gefangen wurde; daselbst ward Oberst Philippi, der Reiteranführer der Lothringer in Laufenburg erschossen, und um die Zeit starb auch Schauenburg, von dem die Stadt so manche Ordre bekommen hatte.

Wie oben schon erzählt wurde, erlaubten sich kaiserliche Soldaten Uebergriffe auf Schweizergebiet. Deshalb besetzten die Berner ihre Grenzen gegen das Frickthal. Sechs Berner Soldaten machten nun eines Tages einen Ausflug und kamen auf einen Berg ob Laufenburg. Daselbst aber wurden sie von Bauern und Soldaten angegriffen und erstere riefen: „Gebt Für uf die Ketzer, uf sie, uf sie!" so daß die Schweizer fliehen mußten, einer verwundet und zwei gefangen wurden.

Der Herzog von Feria, der von Basel rheinabwärts marschirt war, hatte kein Glück bei seinen Unternehmungen, er zeigte sich in keiner Weise der Kriegslage gewachsen. Die Schweden und süddeutschen Protestanten machten denn auch wieder gewaltige Fortschritte; ein Platz nach dem andern kam wieder in ihre Gewalt, und Rheingraf Johann Philipp näherte sich von Neuem den Waldstädten. Laufenburg und Waldshut wurden ohne sonderlichen Widerstand wieder schwedisch. Rheinfelden jedoch vertheidigte sich tapfer. Aber alle Entsatztruppen wurden geschlagen, unter andern fiel auch Nikolas Honnecker, der ehemalige Hauptmann von Laufenburg's Besatzung in feindliche Hände. Die katholischen Schweizer schickten eine Gesandtschaft an den Rheingrafen, um ihn zu ersuchen, von der Belagerung abzustehen, sie wurde aber höhnisch zurückgewiesen, und Rheinfelden ergab sich am 19. August. So hatte das Land am Oberrhein wieder seinen Herrn gewechselt. Die kaiserlichen Truppen aus Italien waren zu spät gekommen, wandten sich deshalb gar nicht rheinabwärts, sondern marschirten gegen die Donau, wo es zu der für die schwedisch-protestantische Partei so verhängnißvollen Schlacht von Nördlingen kam. Alle Erfolge, die das Jahr 1634 gebracht, gingen auf einen Schlag

verloren. Die Waldstädte wurden von den rheingräflichen Besatzungen verlassen, die sich nach dem Elsaß zurückzogen.

Die einzige Stütze der Protestanten war jetzt das antihabsburgische Frankreich, dem sie sich in die Arme warfen, und hier ist der Zeitpunkt, wo letzteres an die Spitze des Kampfes gegen die spanisch-österreichische Monarchie tritt. Im Vertrag zu Worms wurde Elsaß, Breisach, Schlettstadt und andere Städte rheinaufwärts gegen Konstanz hin (worunter auch die Waldstädte zu verstehen sind) an die Franzosen abgetreten, um dieselben zur offenen Theilnahme am Kampf zu reizen und ihre Truppen erobernd in österreichisches Gebiet vorrücken zu lassen, was ja geschehen mußte, wenn Frankreich laut Vertrag die abgetretenen Gebiete wirklich besetzen wollte. Da es sich damit aber nicht beeilte, so hatten die Kaiserlichen vollauf Zeit, sich der offenen Waldstädte zu bemächtigen und bald hatte Laufenburg wieder kaiserliche Einquartierung; es waren zwar nur 40 Mann, deren Unterhalt aber der Stadt doch lästig fiel, so daß sie sich, wenn auch erfolglos beschwerte. Im Uebrigen verlief das Jahr 1634 ohne größern Kriegslärm. Aus den Jahren 1635—1638 sind auch keine wichtigen Ereignisse bekannt. An den Grenzen sammelten sich französische Truppen, vom Elsaß bis an den Bodensee hinauf; von Neuem ersuchte daher der kaiserliche Gesandte, wenn man dem Theatrum Europaeum glauben darf, die Eidgenossen, die Waldstädte mit zwei Regimentern zu besetzen. Die „Eidg. Abschiede" aber wissen nichts von diesem Gesuch. Wohl schwiegen dieses und das künftige Jahr 1636 die Kanonen, und war Laufenburg von feindlichem Ueberfall und Belagerung verschont, dafür aber blieb es wohl nicht unberührt von der großen Theurung und Hungersnoth, die in den beiden Jahren herrschte, und „die in Ewigkeit wohl nie vergessen wird." Vom Main den Rhein hinauf durch Schwaben bis in's Tyrol starben Tausende vor Hunger und an der Pestilenz. Nicht so sehr war der Mißwachs schuld als die Rohheit des Kriegsvolkes, das alles plünderte und, was nicht mitgenommen werden konnte, verwüstete und „in den Grund verdarb". Das Malter Korn stieg im Preis von 5 bis auf 20 Reichsthaler, im Elsaß wurden Leichen gegessen; vier Mädchen tödteten ein eilfjähriges Kind, um an dessen Fleisch ihren Hunger zu stillen. Große Strecken Landes wurden zur Wüstenei und ganze Ortschaften starben völlig aus. Und immer noch keine Aussicht auf Frieden!

Das Jahr 1637 begann mit der Besammlung der kaiserlichen Truppen im Breisgau, der Weimaraner und Franzosen im Elsaß. Bernhard

beabsichtigte auf das rechte Rheinufer hinüber zu setzen, die Waldstädte zu überrumpeln und damit die Verbindung mit dem Hohentwiel herzustellen, dessen Kommandant auf protestantischer Seite stand. Oberst Schawelitzki sollte mit Basel in Unterhandlung treten, um Durchpaß seiner Truppen über dessen Gebiet zu erhalten und bei Hüningen über den Rhein zu gehen, während Bernhard selbst weiter oben bei Rheinfelden sein Heer auf das rechte Ufer bringen wollte. Allein durch Graf Grancey, den französischen Statthalter von Mömpelgard, schlug der ganze Plan fehl. Aus niedriger Eifersucht gegen Bernhard wollte er zuerst sich Rheinfelden's bemächtigen und wandte sich zu dem Zweck an Basler Bürger. Durch aufgefangene Briefe kam der Anschlag zur Kenntniß des Feindes, der sich beeilte, die Besatzungen in den Waldstädten zu vermehren. Zunächst rückten 100 Mann Metternich'schen Kriegsvolkes unter einem Oberstwachtmeister ein, bald folgten 300 Mann Bambergischer Truppen von Rotweil her, die theils nach Rheinfelden, theils nach Säckingen, Waldshut und Laufenburg gelegt wurden. So waren nun in letzterer Stadt 214 Mann. Zur Unterhaltung der Mannschaft in den vier Orten wurde eine Steuer von 2915 Gulden ausgeschrieben, woran der Prälatenstand (St. Blasien, Beuggen, Stift Säckingen, Olsberg, Stift Rheinfelden) 738 Gulden, der Ritterstand (Truchseß von Rheinfelden, Grenzach-Bärenfels, Ruch von Wimadingen, Zell, Oeschgen, Wegenstetten ꝛc.) 363 Gld., die Städte und die Landschaften (Waldshut 103, Rheinfelden 82, Laufenburg 130, Säckingen 57, Grafschaft Hauenstein 575, Herrschaft Laufenburg 235, Herrschaft Rheinfelden 575, Herrschaft Wehr 51) 1813 Gulden zahlten. Der Gouverneur von Breisach kam dieses Jahr auch in die Stadt, um die Befestigung und die Brücke zu inspiziren. Die Pallisaden am Marktthor wurden verbessert und in Olten 16 neue Feuereimer angekauft; Vorsichtsmaßregeln, die begründet waren, da man wohl wußte, Bernhard von Weimar werde von seinem Projekt nicht so leicht abgehen. Wie Laufenburg wurden auch Rheinfelden und Grenzach besser verschanzt, die Kosten hiefür wurden durch erneute Umlage gedeckt. Herzog Bernhard versuchte wirklich den Rhein von Neuem zu überschreiten; am 27. Juli leitete er persönlich den Uebergang bei Rheinau. Von Johann von Werth energisch angegriffen, konnte er sich doch auf dem rechten Ufer festsetzen. Allein Mangel an Lebensmitteln für seine Truppen zwang ihn, seine Stellung aufzugeben. Er führte sein Heer zurück und in das Bisthum Basel, wo es im Delsberger Thal sich von seinen Anstrengungen erholen sollte. Im Jahr 1637 hatte

Laufenburg nichts mehr von ihm zu fürchten, um so bälder aber im folgenden Jahr 1638. Schon am 18. Januar bei großer Kälte brach Herzog Bernhard aus seinem Winterquartier auf, da er hoffen durfte, in dieser Jahreszeit am ehesten den Feind zu überraschen. Zwischen Basel und Mönchenstein überschritt er die Birs und rückte eilig in's Frickthal vor. Rheinfelden wagte er nicht anzugreifen, sondern marschirte bis Stein, von wo aus er durch einen kühnen Handstreich sich Säckingen's bemächtigte, das unbegreiflicher Weise nur 48 Mann Besatzung hatte. Von hier aus wurde Beuggen genommen und besetzt; die Hauptarmee aber zog zu beiden Seiten des Rheins, Bernhard auf der linken, Oberst Schönbeck auf der rechten, gegen Laufenburg, wo der kaiserliche Kommandant Oberst Wickersheim völlig überrascht wurde. Bereits hatten die Weimarischen die Sturmleitern an die Mauern gestellt, als der Stadtkommandant herunterschrie, er wolle kapituliren. Generaladjutant von der Grün wurde deshalb auf einer Leiter in die Stadt gezogen, um den Vertrag einzuleiten und abzuschließen. Allein die erhitzten Soldaten drangen ihm nach und obwohl er sich ihnen mit bloßem Säbel entgegenstellte, konnte er doch nicht verhindern, daß die Kleinstadt geplündert wurde, deren Bewohner über die Brücke in die Großstadt flohen. Gegen Bezahlung von 3000 Gulden sollte die Stadt vor Raub, Schwert und Brand geschützt bleiben, die Besatzung mußte sich ergeben und nun öffneten sich die Thore vor Bernhard, der in Laufenburg Quartier nahm. Der Schaden, den die Stadt bei der Eroberung litt, wurde auf 18,000 Gulden geschätzt; es gingen nämlich verloren 800 Saum Wein à 7 Gulden; 600 Vierngel Korn à 5 Gld.; 200 Vierngel Hafer à 3 Gld.; 150 Stück Vieh à 20 Gld.; 40 Rosse à 40 Gld.; 300 Schweine à 6 Gld.; Salz für 500 Gld.; der Verlust an Kleidern, Betten, Geschirr und Möbeln betrug 3000 Gulden. Nichts verschmähten die Plünderer, einer eignete sich sogar die in's Kaufhaus gehörenden Gewichte und Fruchtmaße an.

Eine Abtheilung des Heeres nahm auch Waldshut, und von streifendem Kriegsvolk wurden die Ortschaften des Frickthals heimgesucht. Die ausgehungerten Soldaten hatten nun ein gutes Leben, über großen Feuern wurde gesotten und gebraten, von allen Seiten her trieben die Reiter Vieh herbei, das geschlachtet wurde, auch etliche Karren mit nach Rheinfelden und Breisach bestimmten Waaren und Waffen wurden willkommene Beute. Bis nach Leuggern und Hettenschwyl requirirten die Schweden und stießen einen Bauer von Leibstadt, der sich für seinen Besitz wehrte, nieder.

Laufenburg ward vom Herzog zum Vorrathsmagazin erkoren, von dem die Truppen in nächster Zeit ihren Unterhalt beziehen sollten. Dann aber beeilte sich Bernhard, Rheinfelden anzugreifen. Er ließ eine starke Besatzung zurück und rückte mit dem Gros der Armee vor die genannte Stadt, die er auf beiden Seiten des Rheinstroms zu belagern begann. Bei ihm befand sich der Berner Oberst Hans Ludwig von Erlach. Eine starke kaiserliche Armee unter Savelli, Sperreuter, Enkefort und Johann von Werth marschirte aber zum Entsatz heran und zwang wirklich Bernhard, sich zurückzuziehen. In der Nähe von Rheinfelden, zwischen Warmbach, Nollingen und Beuggen, fand das für ihn unglückliche Treffen statt, in dem er empfindliche Verluste erlitt. Einer seiner besten Generale, Rheingraf Joh. Philipp fiel, der Herzog von Rohan wurde schwer verwundet, Schawelitzki und Erlach wurden gefangen. In geordnetem Rückzug jedoch wandte sich Bernhard nach Laufenburg zurück, erstürmte unterwegs das „Rothe Haus", das von 300 Musketieren besetzt war, und vereinigte seine Truppen mit den von der andern Rheinseite her marschirenden, die am Kampf, durch den Strom gehindert, nicht hatten Theil nehmen können. Schon am folgenden Tag, am 20. Februar Nachmittags zwei Uhr, zog er von Neuem, diesmal nur auf dem rechten Flußufer gegen Rheinfelden, wo die kaiserlichen Generale in voller Sorglosigkeit waren. Savelli hatte bereits nach Breisach geschrieben und um Kanonen gebeten, damit er Laufenburg bombardiren und Bernhard den Weg über den Rhein weisen könne. Aber das Glück war in der zweiten Schlacht bei Rheinfelden den Weimarischen hold. Nach zwei Tagen ritt Herzog Bernhard an der Spitze seiner siegreichen Armee wieder in Laufenburg ein. Er brachte eine große Menge Gefangener, worunter vier Generale mit, die theils in Laufenburg behalten, theils nach Mömpelgard, Benfelden und dem Hohentwiel eskortirt wurden. Die kaiserlichen Generale waren fürchterlich erbost über ihre Gefangennahme, sie ließen ihren ohnmächtigen Grimm an den Baslern aus, die zuschauten, als die Besatzung von Breisach in der Nähe Basel's sie zu befreien suchte. Enkefort und Werth schimpften die Schweizer Kuhmäuler und Hundsfötter und machten allerlei unanständige Bewegungen. In Laufenburg wurde zwei Tage nach der Schlacht ein solennes Dank- und Lobfest abgehalten und sämmtliche Stücke zweimal losgebrannt. Savelli, der hier in Gewahrsam gehalten wurde, gelang es schon nach kurzer Zeit mit einem Kammerdiener zu entkommen. Die Personen, welche ihm zur Flucht verhalfen, zwei Priester, ein Bürger und eine Wäscherin, ebenso

das Wachtpersonal, ein Leutenant, ein Wachtmeister und zwei Gemeine vom Schönbeck'schen Regiment wurden deshalb am 31. März enthauptet.* Der Rath ersuchte daher „gestalten durch leidigen Fall die hiesige Pfarrei erlediget", die Aebtissin von Säckingen, welche das Kollaturrecht besaß, einen Laufenburger Bürger, Vitus Friedrich, damals Pfarrer in Oeschgen, an des Enthaupteten Stelle zu setzen.

Nach Bernhard's Sieg konnte sich Rheinfelden nicht mehr lange halten, sondern kapitulirte. So war das ganze Gebiet am Rhein von Basel bis zum Hohentwiel in seiner Gewalt und er konnte nun an die Hauptaufgabe, die Eroberung von Breisach, denken.

Die weimarische Besatzung in Laufenburg war der Stadt theuer zu stehen gekommen: von Mai bis und mit Oktober bezog der dort stationirte Kriegskommissär 1111 Reichsthaler Kontribution, außerdem ließen sich die Offiziere die Rheinsalmen wohl schmecken, die ihnen geschenkt wurden oder geschenkt werden mußten. Generalmajor Schawelitzki, Kommissär Kraft, Kommandant Sauerzapf, Obristmajor Cat, Kapitän Bätsch bezogen solche im Werth von 615 ₰ Gelds. Dem Herzog Bernhard selbst wurden 8 Centner „gute Maiensalmen" geschenkt, die einen Werth von 335 ₰ 4 ß 2 ϑ repräsentirten. Es kam auch vor, daß Quartiere für Offiziere fehlten, die nun auf Stadtkosten einlogirt wurden. Der damalige Wirth zum „Pfauen" bezog für einen Kapitän, den er vierzehn Tage beherbergte, 10 ₰. Aus der Kirche verschwanden im Lauf des Jahres Ornate, Paramente, Kelche im Werth von 2000 Gulden. Die stärkere Befestigung der Stadt, die Bernhard selber von Zeit zu Zeit inspizirte, kostete dieselbe eine Menge Tannen, Eichen und Föhren. Ueber 2000 Stück Fruchtbäume im Umkreis wurden umgehauen, um dem Feind jedwelche Deckung zu benehmen; durch die aufgeworfenen Schanzen wurden Kraut- und Baumgärten im Werth von 4000 Gulden zerstört. Weil ein Angriff befürchtet wurde, so ritt zu der bereits vorhandenen Besatzung noch ein Regiment Kavallerie unter Oberst Rosen mit einiger Infanterie in die Stadt ein.

Es war eine gewaltige Aufgabe für Bernhard, mit seiner geringen Truppenzahl den Feind von dem langgestreckten Gebiet, das er sich erobert

---

*) Vrgl. die „Ausführliche Erzählung, wie der Stadtpfarrer von Laufenburg, Andreas Wunderlin, von Zeiningen gebürtig, von den Schweden gemartert und unschuldig enthauptet wurde". Nach einer alten Handschrift abgedruckt in der „Rauracia", Beiträge zur Frickthalischen Landeskunde von F. A. Stocker. 1860. S. 62—64.

hatte, abzuhalten. Mit großer Freude wurde er deshalb erfüllt, als Baron d'Oissonville ihm nach Laufenburg die Botschaft brachte, ein französisches Heer in der Stärke von 4500 Mann rücke zu seiner Unterstützung heran. Mehrmals zog er dem feindlichen Heere, das sich an der Donau sammelte, entgegen, aber es wich fortwährend aus und er wußte nicht, auf welchem Punkte der Angriff drohe. Als Basis seiner Operationen bestimmte er außer Neuenburg und Breisach vor allen Dingen Rheinfelden und Laufenburg, wohin bald Truppen kamen und wieder gingen.

Die kaiserlichen Generäle, der entflohene Savelli und der Zauderer Götz spielten eine schlechte Rolle, sie wurden blutig geschlagen und sammelten die Reste ihres Heeres im Würtemberger Gebiet. Von da rückte nun Götz zu Ende des Jahres gegen den Rhein, man vermuthete, er wolle bei Koblenz über denselben setzen und gegen Laufenburg marschiren. Auf die Kunde hievon eilte Bernhard dahin und war kaum angelangt, als er die Götz'sche Armee (am 9. Nov.) vor der Stadt ankommen sah. Von dem beabsichtigten Rheinübergang war abgesehen worden, die Armee zeigte sich auf dem rechten Ufer. Bernhard erfuhr durch Gefangene, es sei Götzens Absicht, nach Breisach vorzudringen, er verließ daher alsbald die Stadt wieder, um zu seiner Armee zu gelangen. Allein Götz ließ mit einem Theil seiner Truppen Laufenburg belagern, um eine Rheinbrücke zu bekommen, während er selber langsam und gemächlich rheinabwärts zog.

Oberst Flersheim, der von Rheinfelden nach Laufenburg gekommen war, um im Verein mit dem Stadtkommandanten Sauerzapf die Vertheidigung zu leiten, ließ den Feind ruhig die Kleinstadt beschießen, in deren Mauern Bresche geschossen und deren Pallisaden in Brand gesteckt wurden. Höhnisch mag wohl Flersheim dem Kanoniren der Feinde zugehorcht haben, hatte er doch alle lebenden Wesen mit ihrer beweglichen Habe in die Großstadt gezogen und die Brücke abgebrochen. Wohl drangen die Kaiserlichen nun in die menschenleeren Straßen und Häuser, allein über den Strom konnten sie nicht; die ganze Kanonade und der Sturmangriff waren nutzlos gewesen, und in sorgloser Ruhe schaute man von Großlaufenburg ihrem Treiben zu. Nach drei Tagen zogen die Eroberer wieder nach Waldshut ab, dessen sie sich vorher schon bemächtigt hatten. An Bernhard aber schrieb ein humoristischer Berichterstatter, „daß Götz Lauffenburg attaquirt hat, vermuthlich sich alldort zu seinem selbst Schaden zu amüsiren". Götz, der sich, warum ist unklar, nach Waldshut mit seinem Heer zurück begeben, wurde daselbst von Graf Wolf von Mansfeld

empfangen, der ihm im Auftrag des Kaisers den Degen abforderte, ihn unter starker Bedeckung abführen ließ, und selbst den Oberbefehl übernahm. Gleichwohl wußte er selbst nichts Besseres zu thun, als das ausgehungerte und demoralisirte Heer nach Würtemberg und an den Bodensee zu führen; damit ward Waldshut wieder weimarisch. Herzog Bernhard erkundigte sich persönlich in Laufenburg nach dem Zustand der Stadt und ordnete eifrig die Wiederherstellung dessen an, was die Feinde verdorben. So ging das Jahr 1638 zu Ende; wohl mancher Laufenburger mag beim Beginn des neuen Jahres das Gleiche gedacht haben, was ein Chronikschreiber in folgenden Worten ausdrückt: „Der allmächtige Gott und Vater unser Aller wolle seiner bedrängten Christenheit und uns Allen ein gesund und wohlersprießliches fried- und freudenreiches Jahr bescheren, dem langwirigen, höchst verderblichen Kriegswesen dermalen einst steuern, die verbitterten und durch Mißverstand aneinander gerathenen Gemüther wiederum vereinigen, damit, auf so vieler Millionen christlicher Herzen beängstigtes Seufzen, Güte und Treue wieder einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, daß Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue; daß Du, Herr, Gutes thuest, damit unser Land sein Gewächs gebe. Erfreue uns nun wieder, nachdem Du uns so lange plagtest; nachdem wir so lange Unglück litten, so wollen wir Dich rühmen und fröhlich sein unser Leben lang."

Wirklich brachte das Jahr 1639 etwas Ruhe; wenn auch weimarische Besatzung in der Stadt lag und 5600 ꝗ Kontribution von Januar bis und mit Juli bezahlt werden mußten, so konnte es schließlich den Einwohnern gleichgültig sein, wem sie ihr Geld gaben, da sie ja bei kaiserlicher Besatzung ebenso viel leisten mußten. Auch war wohl der Patriotismus der Bürger nicht entflammt worden, nachdem dieselben so schlimme Erfahrungen mit der ersten kaiserlichen Schutzmannschaft gemacht hatten. Vor allen Dingen wurden die Mauern der Kleinstadt wieder hergestellt, die verbrannten Pallisaden ersetzt und die abgebrochene Brücke wieder gebaut. Ein neues Gefangenschaftslokal wurde aus dem kleinen Keller im Zollhaus eingerichtet, das den Namen „Schneckennest" erhielt.* Die schlimmen Zeiten waren auch der gewaltigen Vermehrung der Wölfe günstig gewesen, die bis in die Nähe der Stadt sich wagten. Man suchte sich dieser Landplage dadurch zu erwehren, daß Schußgelder auf solche erlegte Bestien ausbezahlt wurden. Regelmäßig begleiteten zwei Soldaten die Holzarbeiter in die Hard, um Ausschau auf Feinde, namentlich aber auf Wölfe zu halten.

Mit der Besatzung fing man an auf freundlichem Fuß zu verkehren. Dem Kommandanten schenkte man eine theure silberne Flasche; öfter wurden Offiziere zu Familienfesten eingeladen, man veranstaltete Salmenessen und Trinkgelage mit ihnen, ja es scheinen auch Ehen zwischen Soldaten und Laufenburgerinnen geschlossen worden zu sein, wenigstens wurden Töchter der Stadt von Soldaten auf den Fall etwaigen Todes zu Erbinnen testamentarisch eingesetzt.

Nach dem Fall von Breisach entspannen sich langwierige Unterhandlungen zwischen der französischen Krone und Herzog Bernhard wegen des eroberten Gebietes. Frankreich hätte gar zu gern dasselbe für sich beansprucht, während der wirkliche Besitzer, wie leicht zu begreifen, es nicht preisgeben wollte. Die Verhandlungen spannen sich fort, bis Bernhard am 8. Juli 1639 starb. An seine Stelle trat der schon öfter genannte Berner Patrizier Hans Ludwig von Erlach, der bisherige Statthalter Breisach's. Er betrachtete sich als französischen Bevollmächtigten in dem eroberten Gebiet, wie es thatsächlich auch Bernhard gewesen, und verwandte sich bei dem König auch zu Gunsten des schwer heimgesuchten Landes. Erlach nahm die nämliche Stellung ein in Breisach, wie der österreichische Statthalter, daher standen auch die vier Waldstädte unter seinem Oberkommando und hatten ihm die Kommandanten in denselben unbedingt zu gehorchen. Er sprach der französischen Regierung den Wunsch aus, es möchte ihnen nebst andern Orten wenn auch nur das erste Jahr die Mittel zur Bebauung der Felder und Zwinger gegeben werden; von dem Zehnten könnten sich die Garnisonen erhalten und die Städte selbst würden sich wieder erholen. Von den kaiserlichen Truppen ging das Gerücht, sie wollten bei Dogern unterhalb Waldshut über den Rhein, da aber die Berner alle Schiffe anhielten, so blieb es bei der Absicht und die 2000 Reiter zogen wieder gegen Schaffhausen hin ab. Gegen Mitte des Monats Dezember beeidigte der Kommandant Laufenburg's, Major Sauerzapf, die Besatzung, die noch in der Stadt verbleiben sollte; mit seiner eigenen Kompagnie zog er ab zur Hauptarmee. An Sauerzapf's Stelle trat für die Jahre 1640—1642 Major Roland, der die kaiserliche Armee unter Don Frederigo Henriquez beobachten sollte, die an dem Bodensee lag und Miene machte, gegen die Waldstädte zu ziehen. Erlach kam denn auch wieder nach Laufenburg, ließ die Stadt mit frischen Bomben, Granaten und Kugeln versehen und schickte Oberstlieutenant Rosen gegen Henriquez, der es übrigens auf den Hohentwiel abgesehen hatte. Er

brachte bald eine schöne Zahl Gefangener zurück. Erlach mußte in wichtiger Angelegenheit nach Paris, sein Stellvertreter und bald auch sein Rival ward Baron d'Oisonville, unter dessen Oberkommando Laufenburg nunmehr blieb. Auch dieses Jahr belief sich die Kontribution auf 5800 ₶ und Laufenburg sah sich gezwungen, Geld zu erheben, und um seine Auslagen bestreiten zu können in Aarau 15½ Centner Kupfer vom Kirchthurm und der St. Antonikapelle zu veräußern, was 582 ₶ eintrug.*

Zum zweiten Mal in kurzer Zeit hatte die Stadt Unglück mit ihrem Pfarrherrn. Derselbe (Kaspar Schleuniger) gerieth in Verdacht, einen Soldaten zur Desertion verleitet zu haben und sollte deshalb in Breisach scharf examinirt werden. Auf Verwendung der Tagsatzung der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft beim Gouverneur v. Erlach, versprach derselbe schonend mit dem Angeklagten zu verfahren, was geschah, denn der Pfarrer amtirte wenigstens in folgenden Jahren weiter. Als das Neujahr 1641 angebrochen war, wurde dasselbe von Soldaten und Constablern „angeschossen"; das erste Zeichen ruhigerer Zeit. Es erfolgten auch bedeutende Abzahlungen an die neu erbaute Brücke, „der Schnelliwag" (Salmenfischfang) wurde errichtet, bei der Schulvisitation Prämien an fleißige Kinder ausgetheilt und bei diesem Anlaß ein Trunk mit dem Schulmeister gehalten, der 8 ₶ kostete. Erst Mitte Dezember nahte wieder Kriegsjahr, da der General Gil de Haes bei Waldshut sich postirte, um jede Zufuhr aus den Waldstädten nach dem Hohentwiel abzuschneiden, der von General von Sparr blokirt wurde. Erlach kam deshalb bei grimmiger Kälte mit seinen Truppen zum Entsatz den Rhein hinauf, verjagte die Kaiserlichen und brachte Mitte Januar 1642 Gefangene mit zurück, die von Laufenburger Schiffleuten stromabwärts geführt wurden. Jetzt konnte sich auch die Stadt wieder ihres eigenen Geläutes freuen. Anno 1633 nämlich hatten die Soldaten die Glocken der Kirche als Beute beansprucht, drei Bürger, Melchior Bruder, Sebastian Döbeli und Martin Wucherer, hatten sie von den Soldaten um die Summe von 65 ₶ 12 ß 6 ϑ ausgelöst, welches Geld ihnen nunmehr zurückerstattet wurde und dafür die Glocken entgegen genommen wurden.

Die sechs letzten Jahre des Krieges 1643—1648 hatte Laufenburg weniger unmittelbar durch denselben zu leiden. Es beherbergte erlachische

---

* Mittheilung von Stadtammann W. Treyer am Schlusse des Textes.

und französische Truppen auf ihrem Durchmarsch und zahlte Jahr für Jahr seine 6000 fl. Kontribution. Als die kaiserliche Armee bei Tuttlingen 1644 die Franzosen schlug, flüchtete sich die Rosen'sche Reiterei nach Laufenburg, was Anlaß zu dem Wortspiel gab, die Franzosen hätten vor dem kaiserlichen Hofgericht in Rotweil den Prozeß verloren und nach Laufenburg appellirt. Der französische Oberbefehlshaber Guebriant starb an den Folgen der in der Schlacht erhaltenen Wunden und Turenne übernahm das Oberkommando der deutsch-französischen Armee; auch er inspizirte die vier Waldstädte und wurde in Laufenburg mit Salmen regalirt. Der Erfolg der kaiserlichen Waffen ließ Turenne vermuthen, des feindlichen Generals Mercy erstes Beginnen werde sein, die Waldstädte zurück zu erobern; er ließ daher Laufenburg's Besatzung auf 500 Mann verstärken und das Schloß Hauenstein befestigen. Wirklich kam Mercy mit 16,000 Mann über Stühlingen nach Waldshut, wandte sich dann aber plötzlich gegen den Schwarzwald, um Freiburg zu belagern. Zwar gelang es ihm, die Stadt zu nehmen, aber er fiel bald darauf in dem Kampf bei Allerheim, wo auch ein alter Bekannter aus Laufenburg sein Leben verlor: Major Sauerzapf. Kommandant Laufenburg's war jetzt Oberstlieutenant Pollius, an dessen Stelle später Major Heber trat. Noch einmal zog die Garnison Laufenburg's unter letztgenanntem Major aus, aber nicht gegen den Feind, sondern sogar gegen Waffenbrüder. Zerwürfnisse zwischen Turenne und von Erlach waren die Ursache; doch kam es zu keinem Blutvergießen. Nach kurzer Zeit kam Heber zurück und brachte als Gefangenen den Kapitän La Motte mit, der sich über den General von Erlach unehrerbietig ausgesprochen haben sollte. Es geschah dies Ende des Jahres 1648, wo bereits der „lang desiderirte Friede im Reich, Gott gedankt, publizirt" war. In den Friedensverhandlungen zu Münster hatte schon im Jahr 1646 Frankreich nebst andern Gebieten auch die Waldstädte verlangt, die Gesandten waren diesem Begehren nicht einmal sehr abgeneigt, weil die Fürsten Deutschlands dadurch selber nichts verloren, sondern einzig das Haus Oesterreich. Der Kaiser aber drang auf die Erhaltung des rechtsrheinischen Gebietes und Erlach wurde deshalb von Frankreich um ein Gutachten ersucht, ob man um den Preis Breisach's die Waldstädte aufgeben solle. Erlach aber legte hohen Werth auf den Besitz derselben, weil dadurch der Uebergang über den Rhein gesichert wäre und Frankreich in nahe Verbindung mit der Eidgenossenschaft käme. Seine Ansicht drang nicht durch, im September 1646 erhielt Frankreich das

Elsaß nebst Breisach, die Waldstädte nicht. Sie kehrten nach dem Friedensschluß zu Münster wieder unter die österreichische Herrschaft zurück.

* * *

Wir sind am Schluß; es erübrigt nur noch einen Blick auf die wirthschaftlichen Verhältnisse Laufenburg's und seiner Umgebung zu werfen. Theilweise sind sie schon im Lauf der Arbeit angedeutet, deshalb mag hier eine kleine Zusammenstellung genügen. Ungeheuere Summen Geldes flossen aus Laufenburg in die Kassen der kaiserlichen, schwedischen und französischen Kriegskommissäre. Durch die Verschlechterung der Münzen und Minderwerthung derselben gingen erkleckliche Summen jährlich verloren. Die Erhaltung und Ausbesserung der Befestigungen erforderte außerordentliche Opfer. Um die Garnison bei gutem Willen zu erhalten, mußten die Einwohner viele Ausgaben machen. Bei der Einnahme der Stadt war manches Haus geplündert worden, Gewichtsteine, Glocken, Kirchenornate, eiserne Ofenfüße, alles, was Namen hatte, war den Soldaten genehm. Das umliegende Feld konnte nur mangelhaft bestellt werden und wurde theilweise durch die angelegten Schanzwerke vernichtet. Obstbäume wurden gefällt, um dem Feind jeden Sicherungspunkt zu entziehen. Mehrere Fehljahre zerstörten die Hoffnung auf Ertrag von dem, was angebaut war. Handel und Wandel stockte wegen der großen Unsicherheit der Straßen. Entliehenes Geld mußte zu hohen Prozenten verzinst werden. Daher wanderten mehrere Familien aus, um im Gebiet der Eidgenossenschaft Schutz vor dem Krieg zu finden; viele verarmten vollständig, so verlor die Familie Saalfeldt Hab und Gut, ihr Haus verbrannte, der Vater nannte nichts mehr sein eigen, die Töchter gingen in die Schweiz, um als Dienstmägde ihr tägliches Brod zu verdienen. Und diese Familie war begütert gewesen, der Sohn Georg war mit Baarschaft wohl versehen auf die Universität Bologna gegangen, um daselbst zu studiren; aber auch diese Stütze verlor der Vater, der Sohn starb in der Ferne, nachdem er die Universität als Erbin seiner „ansehnlichen Baarschaft" eingesetzt hatte, wohl ohne Ahnung von dem Unglück zu haben, das seine Angehörigen betroffen. Dies Beispiel von Verarmung ist nicht das einzige. Gar viele Namen verschwinden allmälig von den Steuerlisten, ihre Bürger starben, wanderten aus oder wurden so sehr aller Mittel entblößt, daß man keine Steuern mehr von ihnen verlangen konnte.

Laufenburg erlitt in dem langen Krieg große Einbuße an seinem Wohlstand, es brauchte manches Jahr, bis die Schuldenlast getilgt war und Wohlstand von Neuem einkehrte.

Hr. Stadtammann W. Treyer macht uns folgende Mittheilungen über die auf S. 184 erwähnte Veräußerung des Kupfers vom Kirchthurm.

Bei der Restauration des Kirchthurmdaches wurden am 9. Sept. 1886 der Stern, das Kreuz und die große Kugel heruntergenommen. In einer in dieser Kugel aufgefundenen 4 Zoll hohen und 2½ Zoll breiten kupfernen Büchse befanden sich die drei nachstehenden Urkunden und ein ⁵/₄ Zoll langes hölzernes Kreuzlein. Das Papier, in dem dieses letztere eingewickelt war, enthielt folgende Notiz: „Fr. Justinianus Capucinus tunc temporis Superior loci 1656."

In einem andern Papierchen fand sich eine kleine Reliquie — auf der einen Seite mit einem rothen, auf der andern mit einem grünen Steinchen — vor, nebst einem Stückchen Weihrauch. Diese zwei letztern Gegenstände werden wohl den Kirchthurm vor Blitzstrahl haben hüten müssen; der Stadtrath von 1886 hat aber vorgezogen, Franklin's Erfindung des Blitzableiters zur Anwendung zu bringen.

Die drei Dokumente lauten:

I.

Im Jar Als man nach der Geburt Christy gezallt Tausend Funff Hundert neunzig und ein Jar Freittag vor dem Palmtag warde diser Thurn Angefangen zuo bauwen Und volgendts Im Drey und neunzigsten Jar zue endt bracht und waren damaln dises die Räthe allhie Herr Steffan Wetzel und Niclaus Mandacher beede Burgermaister, Jacob Syblin und Adam Meyer Seggelmaister Lorentz Beser Peter Strubhar Hans God Hans Fridlin Stockher Hans Regentzer Hans Wolff Haagen Heinrich Huober Heman Altenbach Lorentz Roller, Raphael Humel Jacob Fritschy Stattschreiber Hans Balthasser Seggler von Ensisheim. Und seindt über disen thurn Bauwmeister gewesen obgemelder Herr Wetzel Lorentz Roller und Heinrich Mandacher. Maurerwerckhmaister Martin Passare Zimerwerckmaister Hans Opper Statt Aman Caspar Simon. Kupferschmidt so den (Helm) beschlagen Hans Ruodolff Schwartz von Ober Baden Glockengießer so die Glocken darin goßen Moritz Schwartz von Lucern Moller Friderich Bachman Burger allhie zue Lauffenberg.

Und hatt damaln ein fierttel Kernen golten neun batzen Ein fierttel Haber sechs batzen Ein fierttel Roggen ein gulden und ein Maaß Wein fünffthalben Plapar.

Und war diser Zeitt Vogt uff dem Schloß Juncker Hans Othmar von Schönaw Untervogt Friderich Kirchoffer.

Diser Knopff ist uffgesetzt worden uff Sambstag nach Corporis Christy obgemeldts Drei und neuntzigisten Jars.

II.

J. N. D. A. Anno 1606 den 5tag July ward dises Creutz und Knopff durch nachgeschribene beede Werkmeister wider auß: und abgehept Und dieweil befunden Das die alte Danne Helmstangen vom Wätter allerdings verfeult gewesen Dise Neuwe von Eychem Holtz gemacht. Auch die aufrecht Eißene Stangen im Creutz von Neuwem gsterckht und geschwaißt Und den 12 diß Monats mit Gotteshilff wider uffgericht worden. Beschehen under Herrn Adam Meyern Lorentz Rollern beed Burgermaistern Hemman Altenbach, Hans Fridlin Stockher beed Seggelmaistern Peter Straubhar Hans Wolff Hag Raphael Hummel Jacob Fritschy Heinrich Ruofelman Hans Rueber Hans Heinrich Wuorman Peter Ranckh Bartlin Vögelin Baschin Trautweiler Hans Christen und Jochim Altuatter alle der Räthen Caspar Simmen Statt Amman Ober- und Underuogt alß obgemelt. Peter Pettschon Zimmer- und Jerg Weber Maurer Werckhmaister Werny Stockher und Ruodolph Nüßlin Schlosser Hans Steffan Meyer Kupferschmidt alle burger allhie.

Christian Büeler von Rheinfelden Stattschreiber und Organist zuo Lauffenberg.

Zuo diser Zeit warde ein fiertel Kernen verkhauft p 10 batz. Ein Maaß Elsäßer p 13 Rappen Oberbirger p 11 Rappen 1 Pfundt Mast Fleisch p 1 ß st: ein Pfundt Salmen p 3 batz

Gott geb weiter Gnad.

III.

Anno 1656 den 15 July ward diser Thurn Nach dem man selbigen anno 1641 abheben und weihlen die Statt erlittenen Kriegs Trangsahlen halber totaliter eneruiert gewesen ohngeteckht gleichsam stehen lassen müeßen widerumben erpauwen worden Under Herren Jacob Trautweylern und Herrn Thoman Stockhern beeden Burgermaisteren Herrn Johann Nettscheren H. Jacob Regetzeren beeden Seggelmaistern Michael Hummel Conrad Stoltz Hans Martin Vögtlin Anthony Müller Christen Khuon Johann Pettschon Hanns Brom Johann Nüßlin alle der Räthen Hans Georg Regentzer Stattamman Christen Khuen und Zacharias Pettschon beede Pauwmaisteren Fridlin Merigkhover von Rheinfelden Zimmerwerckhmaister Hans Heinrich Roller Kupferschmid und Burger allhier Sebastian Huett Schlosser Theophilus Blettinger Mahler.

Bartholomäus Stockher Not. Pub. Casa Stattschreiber

Damahlen Regierte der Durchleuchtigste Fürst und Herr Herr Ferdinand Carl Ertzhertzog zuo Österreich und ware Vogt allhier Herr Hanß Niclaus Freyherr von Grandmont seine Gemahlin Fraw Francißca Johanna von Grandmont geborne von Schönnaw zuo Schönnaw.

Zuo diser Zeit warde ein Viertel Kernen verkhauft à 8 Batzen ein Maaß Ellsäßer Wein pr 3 ß Stebler ein Maaß Landwein 2 ß 6 δ. ein Pfundt Mastfleisch per 1 ß 6 δ. ein Pfundt Sallmen à 2 ß 6 δ.

Zuo disem Thurn hat Frater Probus laicus ein Capuciner den Abriß gemacht.

(Die Begebenheiten von 1591 und 1606 sind auf einem Pergamentstreifen geschrieben.)

Hans Jakob vom Staal, der Jüngere.

1589—1657.

Von Dr. **Franz Fäh** in Basel.

Vorbemerkung. Nicht in erster Linie zum Zwecke der Publikation in dieser oder irgend einer andern vaterländischen Zeitschrift ist die nachstehende Arbeit ausgeführt worden. Ihr wesentlicher Inhalt war ursprünglich Gegenstand eines öffentlichen Vortrages. Unter diesem Gesichtspunkte möchte das Nachfolgende gelesen und eventuell auch beurtheilt werden. Daß der Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Gegenstandes keineswegs erhoben werden will, mag aus dem Vorstehenden und ebenso leicht aus dem ganzen Gang der Darstellung zu ersehen sein. Auf die benutzten Quellen ist unmittelbar im Texte verwiesen.

Wer auf einer Wanderung durch das solothurnische Staatsarchiv den Inhalt der Rathsmanuale aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich näher besieht, wird, ausgehend von dieser vornehmsten und präzisesten Quelle, mit steigendem Interesse den Schicksalen und der reichen Arbeit eines Mannes nachgehen, der eine Reihe von Jahren in vaterstädtischen und in eidgenössischen Fragen eine hervorragende Stellung eingenommen hat. Der Mann, auf den das eben gesprochene Wort Beziehung hat, nennt sich Junker Hans Jakob vom Staal. Von ihm, dem berühmten Solothurner und wackern Eidgenossen, soll hier die Rede sein. Nun ließe sich ja billig fragen, wie es sich ereigne, daß an dieser Stelle über eine ferne, trübe Zeit und über einen Mann das Wort erhoben werden wolle, dessen Ruf und Namen heute für eine große Welt verschollen und vergessen in den staubbedeckten Laden der Archive ruhen. Antwort mag auf solchen Einwurf leicht zu geben sein: So fern ab liegt keine Zeit, und keine Zeit ist wohl so dunkel, daß sie nicht Bilder zeigte, die Herz und Blicke selbst einer späten und verwöhnten Gegenwart zu

führen. Hiefür sind erstlich Zeugniß eine reiche Zahl von Akten, die, von seiner eigenen Hand geschrieben, späterhin dem solothurnischen Staatsarchiv sind zugewendet worden. Sie sind in einem stattlichen Sammelband zu finden, der seinem vornehmlichen Inhalte nach die Aufschrift: „Acta des Kluser Handels“ trägt, und geben in gründlicher Sachkenntniß und schätzenswerther Klarheit Aufschluß über solothurnische und eidgenössische Verhältnisse. Sodann aber führte Staal zu eigener Erbauung und vielleicht auch in dem Bewußtsein einer Pflicht gegenüber den zukünftigen Gliedern seines Hauses eine bereits von dem Vater angelegte Arbeit, die „Secreta domestica Staalorum“ weiter fort. Diese bis jetzt noch ungedruckte Familienchronik umfaßt zwei Bände. Das Original des ersten Bandes, von 1615—1635 reichend, ist Eigenthum des Freiherrn Heinrich von Andlau in Hugstetten bei Freiburg im Breisgau. Eine an 300 Folio-Seiten umfassende und mit den Wappen der Staal'schen Familie gezierte Kopie ist vor nicht eben langer Zeit für das solothurnische Archiv angefertigt worden. Der zweite Band des vorgenannten Werkes findet sich zur Stunde in der Hand einer solothurnischen Familie. Er umfaßt die Jahre 1635—1651 und ist, wie es scheint, bis heute nur Wenigen zugänglich gewesen. Mit großem Behagen wird sich indessen manch Einer daran erinnern, daß ihm gelegentlich einmal ein allerliebstes Büchlein zu Gesicht gekommen, das seinen Stoff aus eben jener Quelle schöpft. In einem frisch und frei geschriebenen Lebensbilde hat der wohlbekannte Novellendichter Alfred Hartmann mit poetischem Geschick und — soweit sich aus Analogie erkennen läßt — auch unter treuer Benutzung der vorhandenen Aufzeichnungen die Schicksale des Junkers in dem eben genannten Zeitraume zusammengefaßt.

Die „Secreta domestica“ — ich rede zunächst vom ersten Theil — enthalten, wie von einem dermaßen angelegten Werke anders nicht zu erwarten ist, erstlich zahlreiche Aufzeichnungen, die uns in den engen Kreis der Staal'schen Familie führen. Es sei nicht unterlassen, Weniges hierüber mitzutheilen, vornehmlich deßwegen nicht, weil zumal diese ausgesprochenen persönlichen Ausführungen, abgesehen von ihrem an sich interessanten Inhalte, für den Charakter der Staal'schen Darstellungsweise im Allgemeinen bezeichnend sind.

Nachdem der 25jährige Junker zu Anfang des Jahres 1615 aus fremdem Kriegsdienst „Gott hab Lob, frisch und gesund“ in seine Vaterstadt zurückgekehrt, finden wir ihn wenig später zum ersten, seinen Vater

aber zum letzten Mal in einer Sitzung des großen Rathes. Hierüber, sowie über die nachfolgende Krankheit seines Vaters und dessen Tod läßt sich Staal also vernehmen: „A. 1615, 3. Aprilis, bin ich zum erstenmal dem großen Rath, der Herr Vater selig aber zum letstenmal solchem beigewohnt; darauf hat er sich von Tag ze Tag je länger je mehr eines scharpfen Catarrhi und Hustens übel befunden, so ihme letstlich auf die Brust gefallen, solche verstopft und Diareiam causiert, dessen er sterben müessen. Ist also, nachdem er sich nur bei 14 Tagen übel befunden, jederzeit guter Vernunft und Sinnligkeit gewesen und in höchster Gedult die Krankheit überstanden, wohl getröstet und des zeitlichen Lebens benüegt, mit den heiligen Sakramenten des Altars und letzter Oelung zuvor verwahrt, den 14. Aprilis umb 9 Uhren znecht, sanftmüetigklichen in Gott entschlafen, mit aller der Seinigen höchstem Leid und der ganzen Stadt Mitleiden im 75½ Jar seines Alters, welches er erreicht ohne einiches Schräpfen oder Aderlassens ..... und ist am hochen Donstag in Begleitung der ganzen Burgerschaft fast loblich zur Erden bestättet worden. Gott verleiche seiner Seel ein fröhliche Auferstandtnuß."

Im Januar des folgenden Jahres unternimmt Staal einen Exkurs nach Italien: „... Als ich von Jugent auf ein sonderbaren Lust gehabt, Italiam zu besichtigen, und dieselbige Sprach etlichermaßen zu erlernen, da hab ich mich auf die Straß begeben sambt einem Diener, Hans Zyngg, ... Also miteinanderen glücklich bis nach Bologna gereiset, daselbsten in Erwartung milteren Wetters 6 Wuchen lang die Sprach gelernet,* von dannen nachwerts ... nach Rom gereiset, daselbsten ich am Palmtag von Ihro päpstl. Hlgk. Handen einen Palmzwig empfangen und also durch Hetriam über das florentinisch Gebirg widerumb nach Haus, allda ich glücklich und gesund den 26. Aprilis ankommen, als ich in Verbringung solcher Reis 4 Monat und bey 150 ₶ bar Gelt verzert. Gott wolle mir und den Meinigen solche Reis loblich und dienstlich sein lassen."

Im August des Jahres 1619 tritt Staal's Bruder Justus als Werber um Margaretha, die Tochter des Schultheißen Max Nußbaum von Delsberg auf. Nachdem er willfährige Antwort erhalten, wird die Braut am Sonnabend, den 24. August, durch den Junker Hans Jakob abgeholt:

---

* Spätere Notiz von 1616: „29 Januarh bin ich der Universitet zu Bologna immatriculirt und hiemit derselben Freiheit auch fächig geworden."

„... Auf Bartholomai ist Bruder Justus, der Hochzeiter, wohl mit 30 Pferden beleitet, nach Laufen, ich aber zur Abholung der Hochzeiterin selbs 5 nach Delsberg verreist, und noch selbigen Tags mit ihro und dero Fründschaft, bei 17 Pferden stark, gen Laufen kommen und zum Hochzeiter geschlagen, alldort zu Nacht gessen und darauf folgenden Tags, am Sonntag, den 25. eiusdem, sambtlich bei schönem Wetter, nach unser Frauen im Stein geruckt, allda in Angesicht derselbigen Kirchen die Ehe solemniter bestättet worden, darauf man wieder nach Laufen zum Imbißmahl, und noch selbigen Tags gen Delsberg zum Nachtmahl geruckt, und von dannen den 26. eiusdem nach eingenommner Morgensuppen und allerseits schwägerlicher Abletzung ein Jeder seinem Haus zugeeilet. Ist, Gott hab Lob, alles glücklich, fridsam und wohl abgangen, allein daß bei 250 ₶ darob sind verzert worden."

Vierzehn Tage nach dieser fröhlichen Fahrt begibt sich ein weiteres Familienereigniß: „... Aus sonderbaren Gnaden Gottes, nachdem ich bei 10 Jaren ohne Leiberben mit meiner Ehewürtin hausgehalten und mich keiner Jugent mehr versehen, da hat mich Gott mit einem volkommnen Kind und Meitelin heutigen Tags erfreuet; allein weil es umb etwas zu früe worden und blöd, da hab ichs folgenden Tags, am Samstag, nach der Vesper taufen und Catharinam nambsen lassen.... Das Kind aber, weil es gar zart und blöd, nachdem es sich nur 18 Tag auf disem Jammerthal gesaumt, ist den 16. Septembris seinem Stuol, dem Himmel zugeeilet, und also viler Trüebseligkeiten und Gefaren entrunnen und überhebt worden."

Den Sebastianstag des folgenden Jahres hat Staal als einen Unglückstag zu verzeichnen. Sein geliebtes Mütterlein wird durch den Schlag gerührt und überlebt den traurigen Zufall nur um wenig Tage: „.... Ipso die S. Sebastiani umb 4 Uhren nach gesungener Vesper, als die Frau Mutter ihrem Vetter, H. Schulth. Sury, das Wichwasser, wie brauchlich, geben wöllen, und eben selbigen Tags .... gebeichtet und kommunizirt gehabt und von Morgen umb 5 Uhren dannen bis zu Mittag in der Kirchen verharret, da ihro das Hirne gar verfroren und sie sonsten phlegmatischer Komplexion und flüßig gewesen, da ist dieselbig mit dem Schlag oder Apoplexia in der Kirchen vor dem Grab so stark troffen und berüert worden (pro dolor), daß sie einiche Wort oder Deutnuß mehr von sich geben können; haben sie also in das nechstgelegen H. Vetter Gubernator Walliers Haus getragen, der Hoffnung zu Gott, es würde

bald besser werden; also erst am Zinstag darnach gegen Bettenzeit haben wir sie in ihr Haus tragen können, daselbsten sie den 24. Januari, Morgens umb 1 Uhren nach Mitternacht, sanftmüetig in Gott entschlafen, ihres Alters im 48. Jar und in ihrer besten Zeit . . . .“

Im Jahre 1627 stirbt nach längerer und schwerer Krankheit Staal's erste Frau, Anna von Remontstein. Wenig später schließt der Witwer zum zweiten Mal die Ehe. Darüber schreibt er in etwas ausführlicher Begründung des ernsten Schrittes: „In nomine Sanctissime et indiuiduae Trinitatis. Demnach auf Ableiben hievorgemelter meiner lieben Ehegemahlin, Frau Anna von Remontstein seliger, ich des ehelichen Bands los worden und umb viler beweglicher Ursachen, sonderlich aber wegen zu meines Hauses Aeuffnung tragender, angeborner Affection ich mich widerumb zu vermählen entschlossen; und in 18 Jaren währenden meines Ehestands erlernen mögen, daß eines ehelichen Manns Ehr, Freud und Trost bestehe an einem tugendsamen Weib, dadurch alles Glück nachwerts hinzuschlagt. Einer solchen Parthei hab' ich allein nachgetrachtet und nachgeworben. Und war under anderen angetragnen ansehenlichen Partheien ich aus sonderbarer (vermuthlich göttlicher) Eingebung zu Jgfr. Helena Schenkin von Castel, Herrn Landhofmeisters zu Pruntrut Bruders Tochter ein Liebe und Affection gewunnen, sowohl wegen ihres uralten, hochadeligen Harkommens, als ihres gestandenen Alters, gottesfürchtigen, züchtigen Wandels und Hauslichkeit halber; als hab ich mein Affection gegen ihro allerdings gewendt, so weit, daß den 16. Novembris ich umb sie bei vorgedachtem dero Vetteren, Herrn Landhofmeistern, durch Schwagern Hendel anfanglich werben lassen, nachwerts personlich darumb angehalten, die mir darüber zugesagt, den 12. Januari 1628 vermächlet, und ist die Hochzeit den 8. Februari zu Balstall . . . glücklich und ehrbarlich gehalten worden. Gott, welcher die Menschen [mit] guten intenta beglückt, wölle diesere unsere Vermächlung zu seiner Ehr allein, zu unseres Nechsten Nutz und Trost aber gnädigst benedeien. Amen.“

Dem soeben produzirten Berichte sei angefügt, daß heute noch ein Bretzeleisen existirt, das wahrscheinlich bei eben jenem feierlichen Anlasse den Vermählten als Hochzeitsgabe ist zugewendet worden. Es zeigt, wie sich aus einer auf dieser Form zubereiteten und mir freundlich zugestellten Bretzel unschwer erkennen läßt, in netter Ausführung auf der linken Seite das Schenk'sche, auf der rechten das Staal'sche Wappen. Das Original dieser kulturhistorisch interessanten Reliquie findet sich im Besitze eines der-

zeitigen, bernischen Regierungsrathes und ist vor wenigen Jahren in einem Emmenthaler Bauernhause aufgefunden worden.

Zu Ende des Jahres 1628 schenkt Frau Helene ihrem Gemahl ein munteres Söhnlein: „Den 10. Dezembris umb 7 Uhren Nachmittag, an einem Sonntag im Zeichen des Zwillings und allem Vollmond, ist meine liebe Ehefrau Helene Schenkin von Castel ihres ersten Kinds zwar glücklich, jedoch hart genug, eines jungen Sohns genäsen, den ich folgenden Tags durch Haubtmann Johann von Roll und Bas Elisabeth Schwallerin aus der Tauf heben und als ein Vorleufer des Christkindleins Joannem Bapistam nambsen lassen. Gott verleiche ihme sein Gnad, daß er nit allein ein Vorbott, sonders ein wahrer Nachfolger Christi Jesu im Werk erfunden werden möge."

Es wäre ein Irrthum, wollte aus der ersten Reihe der hier mitgetheilten Berichte geschlossen werden, daß die Schilderung der Familienbegebenheiten einen unmäßig großen Raum der „Secreta" beanspruche. Staal ist auch sehr wohl informirt über Vieles, was außerhalb der engen Wände seines Hauses sich vollzieht. So ist ihm keineswegs unbekannt, daß A. 1615, den 23. Nov., „die Infantin uß Hispania, ein überaus schön und tugendsames Fraulin, Ludovico XIII. zu Bordeaux zugefüert und vermächlet" worden. Auch Naturereignisse verzeichnet unser Mann gewissenhaft. Hiebei zeigt er allerdings, daß auch er, ein Kind seiner Zeit, nicht frei ist von Deuterei und Aberglauben. „A. 1615, 5. Septembris, ist der ansehenliche Flecken Plurs in Pündten, 2 Stund in der Nacht, von dem nechst dabei gelegnen Berg urplötzlichen überfallen und allenklichen bedeckt worden, und bei 2000 Personen sambt unsäglichem Gut da undergangen. Eben am Tag zuvor ist der Erzpriester von Sondrio .... schandtlich und unbillicherweis von dem Strafgericht zu Thusis vom Leben zum Tod mit der Tortur gepeinigt worden. Vindicta Dei certissima."

„A. 1618. Im Novembri und Decembri bei 4 und mehr Wuchen lang ist ein Komet und großer Schwanzstern am Himmel gesehen worden, dergleichen nie vil Guts und mehrtheils Übel, auch sträfliche Verhänknußen Gottes mitbracht. Was es nun gewesen ist, das gibt die böheimbsche Unruw heiter zu erkennen. Gott wölle sich seiner Heerd erbarmen."

Von den „böheimbschen" Unruhen ist gesprochen worden. Gewiß, und wie das böse Feuer, das dort in Böhmen sich entzündet, weiter gefressen und den ganzen Kontinent in Brand gesteckt, darüber weiß der Solothurner Vieles zu erzählen. Nun ist ja wohlverständlich und wohlverzeihlich, daß der Mann, der an die Besprechung von Ereignissen her-

antritt, die, wenn auch nicht unmittelbar vor seinen Augen, so doch unmittelbar in seiner Zeit sich entwickeln, nicht objektiv die Feder führt, sie objektiv nicht führen kann. So erkennen wir denn auch überall in Staal unschwer den katholischen Eidgenossen. Aber bemerkenswerth und für den historischen Werth seiner Darstellung geradezu entscheidend ist, daß Staal in der Angabe von Daten und thatsächlichen Verhältnissen sich nur ganz selten auf einer Unrichtigkeit ertappen läßt. Ueber den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges und die zunächst folgenden Ereignisse enthalten die „Secreta“ Folgendes: „ . . . Die Böheimben, sid jederzeit untreue, unrueige, viler Sekten, und mehrentheils dem Stuol zu Rom abholde Leut, beschwärend sich des Kaisers Ferdinandi Domination aus keinem andern Grund, als weil derselbig ein eifriger, katholischer Fürst; so besorgend sie, er wurde sein Religion befürderen und ihre Sekten undertrucken wöllen. Derowegen, gleich wie sie verschinnen Jars die Jesuiter des ganzen Lands verwisen, also wolltend sie den Kaiser oder das loblich Haus Oesterreich der Cron Böheim auch entsetzen, da doch noch bei Lebzeiten des vorigen Kaisers Mathiae die böheimbsche Ständ Ferdinando gehuldiget. Damit aber sie demselben desto bas Widerstand thun mögend, haben si den jungen Pfalzgrafen Fridericum, des Königs in Engelland Dochtermann, zu ihrem König erwählt und zu Prag sambt seiner Gemachel gekrönt, den 14. Novembris. Deswegen sie, die böheimbsche Ständ und der Kaiser mit Kriegsvolk gegen einanderen stark im Feld, darüber vil Scharmützels und Landverhergens bschicht; und damit das Kreuz desto größer im Land, so würd Bethlehem Gabor aus Sibenbürgen in Ungarn geladen. . . . . Der Kaiser mit Hilf Spania sterkt sich allerorten, die böheimbsche Ständ gleichfals auch, künftigen Früelings von neuen Dingen mit allem Ernst widereinanderen zu setzen. Päpstl. Hlgk., auch die Fürsten in Italia, dem Kaiser zu Dienst, haben bei 18,000 geworbner Soldaten in Bereitschaft, so gegen Ostern anzüchen sollend. Was solches Spil für ein End nemen wird, gibt die Zeit. Gott leite es zum besten.“

Die Schlacht am weißen Berge wird also geschildert: „A. 1620. Im October zücht Herzog Maximilian in Bayern, der catholischen Liga General Oberster, Kaiserl. Majestät zu Hilf, mit starker Macht in Böheim und bemächtiget sich der abgefallnen Ländern und Städten allgemach wider. Darauf erfolgt den 9. Novembris die große Schlacht vor Prag, in welcher Kais. Mt. obgesiget, der Caluinischen aber in vil 1000 erschlagen worden, im Wasser ersoffen; der Pfalzgraf [mit] seiner schönen Königin und ganzem

ihrem Anhang nimbt die Flucht gegen Schlesien auf Berlin zu, von dannen auf Holland; hiemit hat sein Reich und Macht ein End genommen, und hat [sich] des andern Tags die Stadt angenz ergeben, allda die Soldaten gute Beuten gemacht."

Dem bereits Mitgetheilten sei noch angefügt der Bericht über die Belagerung von La Rochelle und die endliche Einnahme dieser Festung und sodann über den Regensburger Fürstentag vom Jahre 1630. „Rochelle, ein Näst der Rebellen und Zuflucht allerärgsten und unruhigen Leuten in Frankreich, darauf sie sich verlassen, wie auch auf die englische Hilf und Schiff .... würd mit allem Ernst durch Jhro Mt. belägert mit fortificationem umbringet und dergestalten geenstiget, daß man nit anders hofft, als daß sie sich ehist werden ergeben müessen ..... Zu End dis Monats Octobris hat sich die ganz caluinische Stadt Rochelle, nachdem sie bei 15 Monaten hart belägert und mit einem Tich gegen dem Meer eingethan gewesen und alle Hilf oder Succurs zu Wasser und Land verspert worden und in 14,000 Personen vor Hunger und Armuot darinnen gestorben, endlichen Jhro Mt. sich ergeben müessen, die ihr Leben und Gut ihnen gefristet; darüber der Einritt beschechen, die Stadtmauer zerschleißt, die Kirchen sambt den Güeteren den Catholischen eingeraumbt, das alte Wesen abgeschaffen und ein neues Regiment nach Jhro Mt. Willen angeornet worden."

„Zu Regensburg ist ein Churfürsten oder Collegialtag gehalten worden, dabei Kais. Mt., die catholischen Churfürsten und andere Prinzen mehr sich in persona befunden. Sachsen und Brandenburg aber haben sich nit einstellen wöllen und hoch darfür gebetten. Auf welchen Collegialtag [sich] unser französische Ambassador Léon Brulard neben dem Capuciner Pater Josepho begeben, der Meinung, wegen italiänischen Geschäfts einen Friden zuerhandlen, so entlich auch erfolgt. So sind auf bemeltem Collegialtag allerhand gute Ratschläge gefasset worden wegen Reformierung und unbeschwerlicher Unterhaltung eines stetigen Kriegsvolks. .... Item wegen Fortsetzung Kais. ergangnen Edicti zu Widerbringung der geistlichen Güetern, darüber hin die Execution im ganzen Reich, sonderlich in Würtemberg fürgenommen, auch der von Walstein wegen verübter Unbeschaidenheit seines Generalats beiseits gesetzt worden."

Es ist ohne weiteres verständlich, daß der Mann, der das persönlich Nahe treuherzig erzählt und dem Fernen mit Aufmerksamkeit folgt, auch an dem nicht achtlos vorübergeht, was in seiner engeren und weiteren

Heimath, in seinem Vaterlande sich ereignet. In der That, nicht zu reden von spezifisch solothurnischen Begebenheiten, geschieht in gemeiner Eidgenossenschaft von den Jahren 1617, 1618 an kaum etwas Nennenswerthes, das in den „Secreta“ nicht verzeichnet und besprochen würde. Und Eines sei hier wiederum gesagt, was in anderem Zusammenhange mit einem Wort bereits ist angedeutet worden: Staal erscheint von dem eben bezeichneten Zeitpunkte an zu oft wiederholten Malen als Gesandter auf katholischen und gemeineidgenössischen Tagleistungen. Und unter dem unmittelbaren Eindrucke dessen, was er dort gesehen und erlebt, schreibt er nach erfolgter Heimkunft die Berichte nieder. Daraus ergibt sich, daß die „Secreta domestica“ als schätzenswerthe Quelle für die hier in Betracht fallenden Ereignisse und in mancherorts detaillirter Ausführung zumal als willkommene Ergänzung zu den eidgenössischen Abschieden aufzufassen sind. Es muß darauf verzichtet werden, etwa in übersichtlicher Darstellung und chronologischer Folge von diesen Ereignissen und von ihrer Würdigung durch unsern Chronisten zu sprechen. Verhältnißmäßig einläßlich soll indessen die Rede sein von dem solothurnisch-bernischen, wir dürfen ja wohl auch sagen, eidgenössischen Handel der Jahre 1632/33, nicht allein, weil diese weitaussehende Begebenheit an sich wissenswerth ist, sondern vielmehr, weil unser Mann an ihrer Entwickelung einen positiven Antheil hat. Es geschieht die nachfolgende Erörterung in unmittelbarer Anlehnung an eine historische Untersuchung, deren Resultate eine vor drei Jahren im Druck erschienene, kleine Schrift zusammenfaßt.

Es war im Herbst des Jahres 1632. Im nahen Elsaß herrschte böse Noth. Wildes Kriegsvolk trieb sich in hellen Haufen überall im Land herum. Da wandte sich die schwerbedrängte Stadt Mühlhausen — wie vorher mehr denn einmal schon geschehen — mit eindringlichem Gesuch um Hilfe an die evangelische Eidgenossenschaft, mit der sie in Bund und Freundschaft stand. Die vier Städte fanden sich bereit, nach bundesgenössischer Pflicht zu handeln. Ein Zusatz von 200 Mann, je 50 Mann auf eine Stadt, sollte am 17. Sept. (n. St.) zu gemeinsamem Weitermarsch in Basel sich zusammenfinden. Der Lieutenant Hans von Stein, der die bernische Truppe nach Basel und Mühlhausen führen sollte, hatte Befehl erhalten, von den Ämtern des obern Aargau aus die Route Klus-Balsthal-oberer Hauenstein-Basel einzuschlagen. Der Weg führte also zunächst von der Landvogtei Bipp aus nach der eine leichte halbe Stunde nordwestlich abgelegenen Klus hin. Mit dem wilden Dünnernbache zugleich

zwischen mächtige Felsmassen eingeklemmt, windet sich hier das schmale Sträßchen durch die in den südlichen Jura eingeschnittene, romantische Bergschlucht in nördlicher Richtung nach Balsthal hinaus. Am 16. Sept. (n. St.) langten die bernischen Zusätzer in der Klus an. Auf den Befehl des Vogts zu Falkenstein wurden sie hier durch solothurnische Unterthanen angehalten und gezwungen, sich zurückzuziehen. Nicht anders erging es ihnen am folgenden Morgen und bedeutend schlimmer noch, als sie drei Tage später, dem neuerdings eingeholten Befehle ihrer Obrigkeit gemäß, den Durchpaß zu erlangen suchten. Abermals ward ihnen durch den Falkensteiner der Weg verlegt, und abermals zogen sie sich friedlich nach der Berner Grenze hin zurück. Allein jetzt rückte, unglücklicherweise noch bevor sie diese erreicht hatten, der Nachbar des Falkensteiners, der bächburgische Vogt, mit seinem Volk heran. Die Berner wurden nach der Klus zurückgedrängt und hier wie die Schafe „an ein Truppen in ein Enge" zusammengetrieben und von allen Seiten eingekeilt: Vorn das Volk dessen von Falkenstein, rechts Felsen, links hart unter der Straße der durch Regengüsse angeschwollene Dünnernbach und im Rücken der bächburgische Landvogt. Dieser schrie den „Herrgotts Bernern und Kätzern" zu, ihre brennenden Lunten zu löschen. Nur Einer der Bernischen, ein Schlosser, wagte es, der Aufforderung zu trotzen. Er wurde niedergeschlagen. Und nun, da die wehrlosen Berner weder „Feuer noch Licht" mehr hatten, brannte der wilde Bächburger mit den Worten: „Druf, druf, es soll ihro kein Bein davon kommen" seine Pistole auf den Haufen los. Im gleichen Momente ging auch auf falkensteinischer Seite ein Schuß. Damit war das Gemetzel eingeleitet. „So dick wie der Hagel" fielen jetzt auf bächburgischer Seite die Schüsse. Glücklicherweise gingen die meisten zu hoch, sonst wäre wohl keiner der Bernischen mehr lebend von der Stelle gekommen. Von bernischer Seite fiel nicht ein Schuß. Die Soldaten dachten überhaupt nur an ihre Rettung. Die Einen flüchteten sich, so gut es ihnen gelingen mochte, durch Stauden und Stöcke davon; die andern kollerten den kleinen Abhang hinunter in die Dünnern. Wer sich nicht an's andere Ufer durchzuarbeiten vermochte, wurde ohnmächtig bachabwärts getrieben und weiter unten bei dem „Stegli", woselbst sich eine Anzahl Solothurnischer aufgestellt hatte, mit barbarischer Wuth traktirt. Nur Wenige konnten sich mit Schwimmen unter dem Steg durch den Hellebarten- und Musquetenstreichen der Gegner entziehen. 9 Berner waren der Wuth der Solothurnischen zum Opfer gefallen, 28, darunter mehrere Ver-

wundete, wurden gefangen nach Balsthal abgeführt; die übrigen hatten sich glücklich gerettet.

In jener vorerwähnten Schrift ist der Nachweis geleistet worden, daß der solothurnischen Regierung eine Schuld an dem unglücklichen Vorfalle billigerweise nicht beigemessen werden könne. Dem blinden Eifer der Landleute und des bächburgischen Vogtes, und nicht weniger Bern's eigener Nachlässigkeit, war das Unglück zuzuschreiben.

Der Kluser Mord rief, wie anders nicht zu erwarten stand, überall die peinlichste Aufregung hervor. Solothurn ordnete unverweilt zwei Gesandte nach Bern ab, um durch sie Bedauern und Entschuldigung über das Vorgefallene anbringen zu lassen. Es war eine sehr ungemüthliche Mission, die die Beiden auszuführen unternommen hatten. Das erfahren wir, wenn wir es sonst nicht wüßten, sehr genau durch einen an dieser Gesandtschaft unmittelbar Betheiligten, eben durch unsern Junker Hans Jakob vom Staal. Nach seiner Rückkehr von Bern schreibt er in die „Secreta“: „Den 21. 7bris würd ich neben Junker Stocker nach Bern gesandt, um unsere g. H. und Obern daselbsten vor Rat zu excusieren, alle Verbesserung und Satisfaction, wo verfält, anzubieten; den 22. zwar Audienz gehabt, aber ohne Bescheid schimpflich wider fortgewisen worden, weil der gemeine Mann über dies Geschäft sehr accerbiert und nit ohne Ursach, dann die Unsrigen ihre Mannheit wol auf bessere Occasion hätten ersparen mögen und mit Eidgenossen nit dergestalt hausen sollen.“

„Ueber etlich wenig Tag thut Bern ein überaus scharpfes Schreiben an m. g. H. mit starken Verweisungen, begehrt Aberwandel der Worten, so schmachlich ausgossen worden, Restitution der verlornen Sachen, Abtrag Kostens und Schadens und Satisfaction der Entleibten Erben; der Handel würt auf die allbereit ausgeschribene Tagsatzung nach Baden geschlagen, der Hoffnung, die übrigen unpartheiischen Ort werden sich des Handels anmaßen, und güetlich oder rechtlich den Streit underftehn zu accommodieren; Bern aber wills nit gestatten, begehren von uns justitiam und zu wissen, ob der Stand ein part sein, die verbrachte Clusische That verfächten wölle als ein general und nit particular Geschäft ....“ Gewiß, die Thatsache, daß Solothurn in einem Schreiben als „interessirte Partei“ sich dargegeben hatte, bot den bernischen Gesandten Anlaß, die solothurnischen auf der Tagsatzung vom Okt. 1632 darüber zu interpelliren, ob Solothurn den Handel als Privat- oder aber als Standessache aufgefaßt wissen wollte. Die Frage, in dieser Weise zugespitzt, war

in der That von Bedeutung für die Entwickelung der Angelegenheit. Erklärte Solothurn den Handel als Standessache, so war dadurch zugleich das Einverständniß mit den Vögten ausgesprochen. Bezeichnete es ihn als ein „Partikulargeschäft“, so war damit jede Verantwortlichkeit für das Geschehene abgewiesen, die Vögte mußten von eben dieser solothurnischen Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen werden. Beide Auffassungen fanden in Solothurn ihre energischen Vertreter. Schultheiß von Roll und Venner Brunner, die Väter der Vögte auf Bächburg und Falkenstein, und mit ihnen im Bunde die solothurnische Geistlichkeit, suchten aus nahe liegenden Gründen dahin zu wirken, daß der Handel als „Generalgeschäft“ behandelt werde. Für die gegentheilige Auffassung aber traten alle unbefangenen Elemente in Rath und Burgerschaft ein. Und das Haupt dieser Partei war Staal. Mit seiner ganzen Kraft suchte er auf der Oktober-Tagsatzung und späterhin es durchzusetzen, daß nicht für die Sünden Einzelner der ganze Stand zu büßen habe. „Obwolen die interressierten particolars Personen und angeklagte Vögte desto bas zu supportieren, dero Eltern, Verwandte und sonderlich etliche Geistliche stark darauf getrungen und erzwingen wöllen, als sollts ein Standssach sein, so hab ich doch solches bei meinem Eid und Gewissen nit fünden, gestatten und zugeben können, daß die Unschuldigen der Schuldigen sich sollend zu entgelten haben .... hab mir zwar dadurch Ungunst und ein starken Auffatz gemacht. ....“

Der „Auffatz“ war in der That stark genug, so stark, daß Staal bei der Gesandtenwahl für die November-Tagsatzung, auf welcher der Handel weiter besprochen werden sollte, übergangen wurde. Zum Aerger aller redlich Denkenden hatte ein Geistlicher die wenig würdige Aufgabe übernommen, am Allerheiligentag, also unmittelbar vor der Wahl, von der Stelle, von der dem Volke Gottes Wort geboten werden sollte, unverdeckte Angriffe gegen den „hofärtigen, aufgeblasenen Thomans Kopf“ zu schleudern. „Deus parcat ipsi“, bemerkt Staal an der Stelle, wo er in der „Secreta“ über die „schandliche Schmachpredig“ referirt. Zugleich findet sich in dem Eingangs erwähnten Aktenbande eine voluminöse „Widerleggung“, in welcher Staal die persönlichen Angriffe des Predigers zurückweist und am Schlusse seinem Unmuth in den nachfolgenden Versen Luft macht:

„D'weiber und d'Capuciner wend
Allhie jetzt füeren s'Regiment,
Wann uns nit Gott zu Hilf kombt bhend
Zu b'sorgen ein großes Elend ....“

Das „Clusische Geschäft“ nahm in seiner weiteren Entwickelung immer bedenklichere Dimensionen an. Hinter Solothurn standen die katholischen, hinter Bern die evangelischen Eidgenossen. Auf der Januar-Tagsatzung des Jahres 1633 waren die Gegensätze bereits so sehr scharf geworden, daß der Ausbruch bürgerlichen Krieges unvermeidlich schien: Der Intervention Rohan's und mehr noch dem Obsiegen des Gedankens, daß ein Waffengang Angesichts des an den Grenzen stehenden, fremden Kriegsvolkes anderes nichts als den Untergang des Vaterlands bedeuten könne, war es zu danken, daß im letzten Augenblick die drohende Gefahr sich wendete. Es ward ein Projekt der unbetheiligten Orte angenommen, demzufolge die Vögte verbannt und einige Unterthanen hingerichtet wurden. Damit hatte der böse Handel in der Hauptsache sein Ende gefunden.

Dem Junker vom Staal aber haben es seine Feinde lange nicht vergessen und verzeihen können, daß er zu ihrem Nachtheil des Standes Wohl mannhaft vertreten, und das Wort, das ihm gelegentlich von gegnerischer Seite nach Baden war geschrieben worden, daß durch seine Haltung „vielleicht etlichen zum großen Nachtheil ein lang empfintliches Memorial verbleiben möcht“, war mehr als bloße Drohung. Manch' unerfreuliche Erfahrung hat unser Staal nach langen Jahren noch zu verzeichnen, die in ihren letzten Ursachen auf seine Stellung im „Clusischen Geschäft“ zurückzuführen ist. Davon sei indessen hier nicht mehr die Rede; wohl aber mag es statthaft und geboten sein, an die bis jetzt gepflogene Besprechung unter anderem Gesichtspunkt einen kurzen Ausblick anzuschließen, der, wenn auch nur unvollkommen, darüber unterrichten soll, welche Pfade der solothurnische Junker auch fernerhin betreten und gewandelt hat. Der erste Theil der „Secreta“ kann hiebei freilich nicht mehr in Betracht gezogen werden; er schließt — es ist bereits gesagt worden — mit dem Jahre 1635 ab. Und diesem Wort sei gleich ein zweites angefügt: damit schließt auch der Theil dieser Arbeit ab, der aus unmittelbarer Quelle hergeleitet ist. Die nachfolgenden Mittheilungen sind, wie aus dem frühern Zusammenhange zu ersehen ist, von einer Seite herbezogen, die, ohne die Pflicht der Wahrheit im Allgemeinen außer Acht zu lassen, von dem Rechte der poetischen Freiheit fröhlichen Gebrauch zu machen weiß.

Es sei zunächst erzählt von einem Familienfest, dem unser Junker beigewohnt. Viktor, ein Bruder Staal's, wird 1636 Vogt auf Falkenstein. Zu „etwelcher fastnachtlicher Erquickung“ inszenirt er zu Lichtmeß des folgenden Jahres ein kleines Fest, wozu Freundschaft und Eigensame herzlich

eingeladen werden. So besteigt am Morgen des genannten Tages, da eben der aufgehenden Sonne erste radii die mit Schnee noch sattsam bedeckte Weide des Weißensteins röthlich tingiren, der Junker sein Bräunlein, den Schimmel, der sanfteren Schritt geht, seinem Gespons Helena überlassend. Mit den Eltern reitet der primogenitus Johann Baptistli, und vor dem Eichthor gesellen sich zu den Dreien weitere Glieder der Familie Staal. Nach langem Ritt durch die scharfe Winterluft wird Falkenstein erreicht, und trefflich schmeckt der Imbiß, den nach freundlichem Willkomm der Vogt den Gästen bietet. Viel Beachtung erfahren namentlich die fein gewürzten Keulen der schweren Wildsau, die auf der etliche Tage zuvor verübten Schweinsjagd ist erbeutet worden. Und bei den leckerhaften Speisen fehlt auch keineswegs der Wein; die aus zinnernen Kannen angefüllten Humpen werden fleißig zum Mund geführt. Noch erhält die ansehnliche Gesellschaft willkommenen Zuwachs. In zierlich bemalter und mit verschiedener Vergoldung ausgeschmückter Karosse, die vier Burgunder Gäule ziehen, kommt des fürstlichen Stifts zu Basel Domkustos, ein Freund und Gönner des Junkers Staal, herangefahren. Die Fraktura einer Kutschenachse hat zur Verspätung unliebsamen Anlaß gegeben. Dem Domkustos wird der Ehrenplatz an der Tafel angewiesen, und die Gasterei geht fröhlich weiter. Den ausgesuchten Nachtisch zieren neben anderen Leckereien Weinbeeren und levantische Feigen, die von Basel her bezogen worden. Die gesatzlichen Männer rücken allmälig näher zusammen, um in vertraulich gepflogenem Gespräch über die schweren Zeitläufte sich zu äußern. Die frohe Jugend aber pflegt des Tanzes, und vornehmlich eifrig bethätigt sich an dieser leichten Kunst des Junkers primogenitus. Der Vater hat an den saltationes des Sohnes, der Priester werden soll, nicht eben sonderliche Freude und der Domkustos, dem dies nicht entgangen, sagt ihm lächelnd: „Freundchen, Freundchen! hütet Euch wohl, ohne den Wirth zu rechnen. Mich will bedünken, Euer Erstgeborner passe um weniges besser zu einem Canonico, dann ich selber zu einem Schwedischen Lanzenknechte; das seh ich am guten Geschick, womit er sich im Kehraus zu drehen weiß." Ueber alle dem ist es spät geworden und hohe Zeit, Tanz und Gespräch zu enden; denn des Weines Schwere hat sich mehr denn einem Gaste mächtig auf Augenlied und Zunge gelagert. Der Weibsame hat die sorgliche Wirthin gute Lager bereitet; die Männer bleiben im Saal; einer nach dem andern sagt der Weinkanne Valet und legt sich, in den Mantel gehüllt, auf Strohmatte oder Bank. Des andern

Morgens labt sich männiglich an süßer Weinsuppe. Dann wird in Freundschaft und Herzlichkeit Abschied genommen. Der Junker für seinen Theil wendet sich mit Gespons und Söhnlein nach Solothurn, nachdem er noch zuvor auf seines hohen Gönners Kutsche in Erzeigung bester Sympathie einen Limmernkäse heimlich aufgeladen.

Der lauten Festesfreude auf dem Falkensteiner Schlosse folgten für unsern Staal nach unlanger Zeit eine Reihe unfroher Tage. Amt und Würde brachten mancherlei Enttäuschung; im Delsberger Thal, wo Staal's Güter lagen, hauste wildes Kriegsgesindel. Und mehr als Schmälerung an Ehr und Gut schmerzte der unerwartete Verlust der Gattin, die 15 Jahre treulich Lieb und Leid mit ihm getragen. Dem geprüften Manne schien es, es sei sein irdisch Theil dem Baume gleich, in dessen Gipfel das Wetter geschossen, dessen Aeste versenget, dessen Rinde zerspalten sei. Der gedrückten Stimmung zu entgehen, unternimmt der 54jährige Junker, keines langen Lebens mehr gewärtig, ein Jahr nach dem Tode seiner Frau eine Wallfahrt nach Einsiedeln. In ein bescheiden Gewand gekleidet, zu Fuß und den Stab in der Hand, tritt er am Allerseelentag des Jahres 1643 die Reise an. Ueber Beinwyl und den Paßwang wendet der Pilgrim seine Schritte nach Dorneck. Hier angekommen, unterläßt er nicht, Einkehr beim baslerischen Domkustos zu halten. Der hohe Herr führt ihn zur wohlbesetzten Tafel, und trotz der Erwägung, daß ein Wallfahrer, der Wurzeln speisen, Wasser trinken sollte, zum domherrlichen Tisch nur übel passe, läßt sich der müde Wanderer unschwer bereden, Edelwein und leckere Speise nach Bedürfniß zu genießen. Beim oft gefüllten Becher klagt er dem hohen Gönner all' sein Mißgeschick. Und dieser räth ihm freundlich, sich nochmals ein Gespons zu suchen, das seines Hauses warte und Melancholia ihm vertreibe. Nachdrücklich widersetzt der Pilgrim sich der Rede. Unter angemessener Danksagung entfernt er sich bald hernach und zieht seines Weges fürbas. Wenig Tage später treffen wir den Junker auf dem Boden der fürstlichen Abtei. Die wundersame Heilkraft des Ortes, der im Lauf der Zeiten aus unscheinbarer Siedlerhütte zu stattlichem Gotteshause sich gewandelt, bewährt sich auch an unserm Pilgrim. Nachdem er inbrünstig gebetet und an jeder der 14 weltberühmten Röhren sich gelabet, ist es ihm, als sei ein jeglich Leid von ihm genommen. Insbesondere fühlt er, es habe die heimgegangene Hausfrau seiner Trauer nicht mehr von nöthen, und fast will es ihm scheinen, es sei der Rath des baslerischen Domherrn so ganz verachtenswerth doch nicht gewesen.

Seinen Rückweg nimmt der also Getröstete über Schwyz, Brunnen und Luzern. Hier wird er in der Familie seines Freundes Balduin von Hertenstein mit großer Herzlichkeit empfangen und bewirthet. Gefallen findet der Gast vornehmlich an dem Hertenstein'schen Fräulein, Maria Franziska. Die Tochter nimmt gegen ihres Alters Gewohnheit an den ernsten Diskursen der Männer regen Antheil, und ihren Werth erhöht in Staal's Augen bedeutend noch der Umstand, daß sie deutscher Tracht treu geblieben, während sonst doch alles Weibsvolk längst französischer Mode Unterthan geworden. Auf fröhlich Wiedersehen wird geschieden; Staal nimmt den Wanderstecken neuerdings zur Hand, um seinem Haus und Völklein zuzueilen.

Des Heimgekehrten wartet neue Arbeit. Frisch greift er an; aber des Hertensteiners sittsam Töchterlein will ihm nicht mehr aus dem Sinn. Nach mancherlei Erwägung entschließt er sich, trotz seiner 55 Jahre als Werber aufzutreten. Der auf erste Kundschaft ausgesandte Schwager bringt die Botschaft heim, daß sowohl dem Fräulein als auch dero parentibus die Werbung nicht zuwider. So begibt sich Staal, nachdem er zuvor vorsorglich eine geringe Anzahl grauer Haare durch den Bartscherer hat entfernen lassen, selbst nach Luzern. Das Verlöbniß wird vollzogen und wenig später die Hochzeit, an der sich hochansehnliche Personen, darunter 40 vom Adel, betheiligen, splendidissime gefeiert. Als der Neuvermählte mit dem Gespons nach Pflicht und alter Sitte den Vortanz führt, will es ihm allerdings erscheinen, es seien seine Kniegelenke im Lauf der Jahre doch etwas steif geworden.

Der Eintritt der jungen Hausfrau in die Staal'sche Familie war für diese selbst von segensreichen Folgen. Vortrefflich ward des Hauses gewartet. Und zu dem Glück im Hause schlug erfreuliche Anerkennung, die Staal im Dienste des Staates sich errang. Vornehmlich ehrend und volle Satisfaktion für manch' eine Unbill, die er erlitten, war für ihn, daß er im Jahre 1650 neben anderen Eidgenossen als Gesandter nach Frankreich abgeordnet wurde. Aufgabe der Gesandtschaft war, am königlichen Hofe auszuwirken, daß rückständige Schulden an die Eidgenossenschaft entrichtet und die im französischen Solde stehenden Schweizer würdiger behandelt werden.

Nachdem Staal seine häuslichen Angelegenheiten geordnet und Lebens und Sterbens halber seine Dispositionen getroffen, tritt er am 20. Februar mit seinen Kollegen die Reise an. Ohne durch Straßenräuber oder Wassers-

gefahr, durch Anfall reißender Thiere oder durch Sturz der Wagen und Pferde auf schlechten Wegen und Stegen bedroht zu werden, langt die ansehnliche Gesellschaft nach 16 Tagen vor Paris an und wird unter großem Gepränge durch die Obersten und Hauptleute der schweizerischen Regimenter in die Stadt eingeführt. Aber erst nach wochenlangem Harren wird den Gesandten offizielle Audienz ertheilt. Am 9. Mai, Nachmittags 3 Uhr, werden sie in 12 prächtigen Hofkutschen in ihrem Quartiere abgeholt und nach dem Louvre geführt. Hier erwarten sie die königliche Majestät, die Königin Mutter, Monsieur d'Anjou und Mademoiselle d'Orleans. In deutscher Sprache begrüßt das Haupt der Ambassade, der zürcherische Seckelmeister Werdmüller, den König und überreicht sodann in wohlgesetzter Schrift das eidgenössische Gesuch. Und die junge Majestät reicht jedem Schweizer die königliche Hand. Dann werden die Gesandten mit vielen schönen Redensarten abgefertigt und wiederum in ihr Quartier zurückgefahren, allwo sie Tag um Tag, und lange vergeblich, auf eine Antwort warten. Die lange Zeit benutzt indessen der Junker Hans, in Gesellschaft des wohlgelahrten Herrn Hans Heinrich Holzhalben von Zürich die Merkwürdigkeiten der Stadt eifrig zu studiren. Mit den Beiden ziehen zwei Neffen Staal's, die dieser auf des Bruders Wunsch als Edelknaben mit sich nach Paris geführt. Die Gesellschaft wird überall, wo sie erscheint, aufmerksam gemustert. Vornehmlich ist die französische Weibsame sehr darauf erpicht, die ambassadeurs suisses sich aus der Nähe zu besehen. — Am 29. Mai werden die Gesandten endlich zu einer Ministerkonferenz geladen. Und vornehmlich dem klugen Vorgehen des Solothurners ist es zu danken, daß für die Eidgenossen doch wenigstens ein halbwegs günstiger Schluß erfolgt. Sodann begibt sich die Gesandtschaft, frankreichmüde, auf den Heimweg. Um die Mitte des Monats Juni trifft Staal zur großen Freude seiner Angehörigen und seiner Freunde zu Hause ein.

Ehrend war es für Staal gewesen, daß er zur vorerwähnten Mission berufen worden. Und weitere Anerkennung ward ihm noch vorbehalten. Am Johannistag des Jahres 1653 ward ihm durch die von ihm so treu geliebte Vaterstadt das Schultheißenamt gegeben. Nicht länger als die Pflicht gebot, litt es den so Geehrten an diesem frohen Tage in Zunft und Rathhaus; dann eilte er heim zur Frau Schultheißin und seinen Kindern.

Von dem Schultheißen vom Staal haben wir sozusagen keine Kunde. Seine eigenen Aufzeichnungen reichen in diese Jahre nicht mehr herein. Das aber wissen wir, daß unser Mann von dem Tage, da er zum ersten

Mal in die Chronik schrieb, bis zu dem Augenblicke, da er müde die Feder zur Seite legte, also ein weitgedehntes Leben lang, eifrig, unentwegt und unerschrocken in Wort und Werk für alles wirkte, was ihm recht und billig schien. So darf denn ja wohl auch angenommen werden, daß er die kurze Spanne Zeit, da er als Schultheiß noch zu walten hatte, gut gewaltet hat, soweit die Bürde seiner vielen Jahre es gestattete.

Der Junker Hans Jakob vom Staal hat im 17. Jahrhundert gelebt. Es war eine böse dunkle Zeit und lange Nacht. Aber ohne Sterne war sie nicht.

Quintilian.

Eine Rheinauer Klostergeschichte.

Von **Reinhold Günther** in Zürich.

Im Jahre des Herrn 1414 sind wir! Mild war der Frühling in's Land gekommen, goldig schien seine Sonne auf die Dächer und Thürme des Klosters Rheinau, hell erleuchtend die engen Zellen, in denen fleißig Brüder dem mühseligen Abschreiben der Klassiker des heidnischen Roms oblagen.

Im Zimmer des Abtes geht es lebhaft zu! Kunz, der Klosterschaffner, ist von Schaffhausen angelangt und Leodegar, der Vorsteher des Benediktinerkonventes, hat seine Nachrichten und Briefe entgegen genommen. Das Konzil in der mächtigen Reichsstadt am Rhein und Bodensee, es gibt viel zu erzählen und zu besprechen, was Wunder wenn wir die Versammelten, denn der Bruder Kellermeister und zwei gelehrte Väter sind anwesend, mit glänzendem Angesichte und lebhaften Bewegungen ihre Meinungen vertreten sehen.

Lächelnd hört Leodegar den Eifrigen zu, zwischen den vornehm-weißen, schlanken Fingern bewegt er ein nicht allzugroßes Pergamentblättchen, dessen Ueberschrift in klassischem Latein dem würdigen Vater Heil und ewigen Segen wünscht!

„Freunde, das Wichtigste für uns, die Bewunderer des Alten, fehlt

noch Euch mitzutheilen, von wem meint Ihr wohl, komme dieses Schreiben?" Schnell zieht der Frager das hochgehaltene Blatt an sich; denn der neugierige Pater Josephus, der Bibliothekar wollte mit langgerecktem Halse etwelche Auskunft aus den zierlichen Buchstaben erhaschen!

Allgemeines, fragendes Schweigen und Erstaunen!

Langsam Wort für Wort betonend, begann nun unter wiederholten lauten Ausrufen des Entzückens und der Bewunderung der Abt das erhaltene Briefchen zu lesen:

„Dem ehrwürdigsten Vater, Leodegar dem demüthigsten Diener des „Herrn, sendet Heil und ewigen Segen Poggio, der Florentiner, der „niedrigste Knecht der heiligen Kirche!

„Mein würdiger Vater! — Unseren Gruß zuvor und die Bitte um „Ertheilung Deines Segens. — Mit dem Heiligen Vater, dem Priester „der Christenheit Johannes, dem XXIII. dieses Namens aus unserem „Vaterlande, nach Uebersteigung des Schneegebirges in dieses rauhe Land „gekommen, verkünden uns alle Freunde der Wissenschaften Deinen Namen, „den wir Unwissende schon längst hätten kennen sollen. Doch besser spät „als nie! — So vernimm denn die Bitte Deines Knechtes und sicherlich „auch Schülers. — Laß ihn an dem Borne der Wissenschaften sich stärken, „öffne ihm die Bücherei Deines Klosters, damit er zurückgekehrt in die „sonnigen Gefilde Italiens, der Tochter des unsterblichen Roms, sich zu „brüsten vermöge mit den geistigen Kostbarkeiten, gesammelt im Lande „Germania. — Gewähre, o Vater die Bitte dem Wissensdurstigen, der „zagend Deiner Antwort harrt!

„Gegeben zu Konstanz am 15. Tage des Mai, im 1414. Jahre „der Fleischwerdung des Herrn." —

Darunter war zierlich ein Affe gezeichnet, der auf einer Kugel sitzend, eifrig in einer Pergamentrolle las. —

„Ein gottbegnadeter Mann," brachte enthusiastisch, doch mühsam, der Pater Josephus heraus, „das ist ein Latein, diese Wendungen, so schrieb man in Rom im augusteischen Zeitalter."

„Dagegen sind wir Stümper," meinte Lambert der Kellermeister und strich sich über den Bauch.

„Es ist der Sekretär des Papstes und deßhalb vermag ich die Bitte „ihm nicht zu versagen, wenn gleich ich gerne es thäte," sprach zögernd und nachdenklich der Abt.

„Wie, höre ich recht, Ihr wolltet den Sekretär des Papstes, die

leuchte der Wissenschaft von unserer Pforte abweisen?“ Schmollend sprach es Urs, der Solothurner, der schon manchen Codex mit zierlichen Initialen und Figuren versehen hatte.

„Es liegen schwerwiegende Gründe vor,“ erwiederte dagegen der Abt, sich erhebend, und seine Rede fortsetzend, schritt er mit auf dem Rücken gefalteten Händen weitausholenden Schrittes im Zimmer auf und ab. „Ihr wißt, vor zwölf Jahren besuchte ich meinen Jugendgespielen den Kanonikus und Lehrer des Kirchenrechtes Stephan ab Insula im welschen Lande, in Padua, der berühmten Universitätsstadt! — Unser Freund dort,“ er deutete auf die Epistel, „mag damals etwa zweiundzwanzig Sommer gezählt haben und doch war er in gutem und bösem Sinne schon eine Berühmtheit Italiens. Der herzoglichen Bibliothek des kaiserlichen Statthalters Visconti hatte er unter der Maske eines armen Bachanten die unschätzbare Handschrift von vier Comödien des Plautus entwendet. Die päpstliche Kanzlei, der er angehörte, gab selbst sich dazu her, die Abschriften zu fertigen, schon ging die herrliche Schrift von Hand zu Hand und alle Welt freute sich des gelungenen Streiches, der dem schlauen Visconti gespielt wurde. Aber auch sonst vernahm ich mancherlei! — Die Weiberliebe — —“

Ein langgedehntes „Ach“ tönte aus der Tiefe des Sessels, den Urs innehatte, „— — — bleibt ihm nicht fremd,“ fuhr unbeirrt [illegible] fort, „und seine Facetien verbergen unter dem unscheinbaren Titel Dinge, die ein Heide nicht kennen, oder gar wie hier mit Behagen erzählen dürfte. Ich will ihm den Zutritt zu unserem friedlichen Heim nicht verweigern, doch ahnt mir nichts Gutes!“

Und sorgenvoll blickte der alte Herr zum Fenster hinaus in die grünen, sich kräuselnden Wogen des Rheines. —

„Nun, der große Walther, der Zierde unseres Klosters, der heilige Benedikt und meine Wachsamkeit, sollen schon die Bücherei vor den langen Fingern des Welschen bewahren,“ rief [illegible] als Antwort [illegible].

„Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts,“ fügte Urs hinzu. „Nun, denkt an den [illegible], den uns der Umgang mit dem gelehrten Manne verspricht, er lehrt uns Latein, wie man es wirklich spricht!“

„Es möge geschehen,“ [illegible], „ruft mir den Schreiber Bernhard und Dr. [illegible] herbei, damit wir eine höfliche, lateinische Einladung zu Wege bringen!“ —

Eine Stunde darauf machte [illegible], der [illegible], begleitet von zwei

Knechten, von dannen, in der Tasche von Dachsfell trug er wohlversiegelt ein Schreiben, das den päpstlichen Sekretär einlud, sich der Bücherei des Benediktinerkonventes nach Belieben zu bedienen.

— — — — — — — — —

Mehrere erwartungsvolle Tage verstrichen den ehrwürdigen Brüdern. Sogar der stete Zank zwischen Bruno und Nithard, dem Schaffhauser schwieg, das Abschreiben ruhte, dagegen studirte ein Jeder auf seiner Zelle die Sprache Cicero's, um mit Ehren vor dem Italiener zu bestehen.

Endlich, am 30. Mai war es, noch tropfte das Wasser von allen Dächern; denn der anbrechende Abend hatte ein heftiges Gewitter gebracht, da sah man auf der Brücke, die vom Städtchen herüberführt, plötzlich den Schaffner und die Knechte, ihnen voraus aber auf einem Maulthiere ritt ein kleiner, schwarzer Mann, mit gelber Gesichtsfarbe und blitzenden, klugen, schwarzen Aeuglein.

Das war der erwartete Gast, der Schrecken der Bibliotheken, die Leuchte unter den Humanisten, Poggio Fiorentino, der Sekretär des Papstes. Unter der Pforte des Hauptgebäudes trat Leodegar allein dem Ankömmling entgegen, um ihn willkommen zu heißen im Hause St. Benedikts. — Ehrfurchtsvoll grüßte der berühmte Philologe den alten Abt, sich vor ihm auf das Knie niederlassend, empfing er den Segen.

„Gewiß bist Du ermüdet von der Reise?“ fragte in lateinischer Rede der Abt den Sekretär.

„Nun ja, die Wege bei Euch, Ihr gelehrten Barbaren, sind steinig und steil holprig, aber Freund Sueton“ — er wies auf einen kleinen Pergamentband, den er in der Reisetasche trug — „versüßten mir die anstrengenden letzten Stunden,“ gab der junge Mann lächelnd in leise höflichem Tone zur Antwort.

Unterdessen war ein Laienbruder herzugetreten und nahm nun das leichte Täschchen und den schwerern Mantelsack auf. Langsamen Schrittes ging er den Zellengang voran, Leodegar und Poggio folgten ihm zur neuen Wohnung des Letzteren.

Am Ende des Korridors öffnete sich eine Thüre, Vito der Laie trat ein; es erwartete sie Jemand, Josephus, der Vorsteher der Bibliothek.

Das Gemach war groß, geräumig und hell, zwei Ausstattungen einer einfachen Zelle barg es. Fragend blickte der Italiener auf Leodegar, während der Mönch dem Fremdling ein lateinisches Willkomm bot! —

Als er geendet, entschuldigte sich der Abt, daß er den Gast die Zelle mit dem Bibliothekar theilen lassen müsse, es habe am nöthigen Platze gemangelt. Darauf zogen sich Alle zurück.

Als Poggio allein war, schnitt er nach der Richtung des verhallenden Geräusches der Schritte eine Grimasse und blies höhnisch lächelnd durch seine gespreizten Finger.

Er hatte die Absicht der Mönche verstanden.

Eintönigkeit ist der hervorstechende Charakterzug des Mönchslebens. Einen Tag wie den andern singen die Patres ihre Vigilien, schreiben an den kleinen und großen Bucharbeiten, pflegen das Bäuchlein; denn die Regel St. Benedikt's ist nicht allzustreng und religiöse Eiferer oder gar Asketen hat das Kloster nie gesehen, das ist ein fremdländisch Gewächs, das nicht am Ufer des jungen, noch so eilfertigen Rheines gedeiht. — Die Abendmahlzeit im Refektorium und der darauf folgende Trunk Elsässer, das sind die Ideale der gelehrten Kuttenträger.

Auch die Anwesenheit Poggio's hatte nur kurze Zeit eine Aenderung hervorgebracht im Flusse der Alltäglichkeit. Der Italiener war fleißig beschäftigt in der Bücherei und freundlich verkehrte er mit Jedem; zu den Wissenden sprach er das flüssigste und reinste Latein, das je diese Wände gehört und mit den Laienbrüdern verkehrte er in einem Deutsch, dessen rauh-allemannische Derbheit gar sonderbar hervorgehoben wurde durch die, die Worte nur mühsam bewältigende welsche Zunge.

Eines Abends, im Juni, saß man wie gewöhnlich im Refektorium noch kurze Zeit beim Becher zusammen, nach dem Nachtessen, da kam in der angenehmen Kühle der nächtlichen Schatten, die solche Gespräche ungemein befördern, die Rede auf Geister, Ketzer und dergleichen Feinde der frommen Kirchendiener.

Einer der Brüder erzählte, wie er vor 15 Jahren dem Waldenserprozesse in Freiburg im Uechtlande beigewohnt, bei dem man aber die Leute nur ermahnt habe, von ihrer schändlichen Ketzerei zu lassen. Ein Anderer wußte von dem heiligen Eifer der Ueberlinger zu berichten, die einst fünfzehn bis zwanzig Juden zur Ehre Gottes und der Kirche gebraten hätten. — Auch von Wundern wurde erzählt und dem Umgange der Hexen mit Zaubermeistern und dem Satanas selbst.

Poggio hat eine Weile zugehört, nun begann er mit der Bitte, man möge ihm erlauben, Etwas aus der Heimath im Süden zu erzählen, das

er zwar nicht selbst Alles gesehen, aber doch von völlig glaubwürdigen Leuten erfahren.

Alles lauschte gespannt und alsbald berichtete der Italiener, wie einstens in Como des Abends viertausend Hunde gegen den Gotthard gezogen seien, denen wären mehrere tausend Rinder und ein gewaltiges Heer von Bewaffneten ohne Kopf gefolgt, dahinter habe allein ein furchtbarer Riese sein Pferd gespornt, und ihm wiederum seien unzählige ungarische Rinder nachgezogen.

Ein ziemliches Entsetzen malte sich nach dieser Leistung auf den Gesichtern der Hörer; denn alle diese räthselhaften Wesen waren ja auf dem Wege nach Deutschland. Nur Leodegar, der wie so häufig auch hiebei feinsinnig lächelte, sprach ruhig: „Nun, Alles willkommene Gaben für meine Landsleute, die Eidgenossen! — Die Hunde würden ihnen als Blutdoggen, die Rinder als Zuchtvieh für die Alpenwirthschaften dienen. Mit den Bewaffneten ohne Kopf wären sie aber sicherlich fertig geworden, bei Sempach und Näfels wurden sie es ja mit solchen, die gewißlich rechte und kluge Köpfe besaßen." —

Poggio antwortete darauf pikirt, es sei doch gewiß nicht zu leugnen, daß die Welt Wesen hervorbringe, die räthselhaft erschienen und guten Christen jedenfalls gefährlich seien.

So habe er zu Ferrara das hölzerne Modell eines Ungethümes gesehen, welches man mit einem häßlichen Meermenschen vergleichen könne. Dieser Triton sei vor Jahren an der dalmatinischen Küste erschienen und habe, bärtig mit Hörnchen-Schmuck, in einem Fischschwanz mit Flossen ausgehend, Kinder und Weiber vom Ufer fortgefangen, aber fünf tapfere Waschweiber hätten ihn mit Knütteln zu Tode gebracht.

Alles lachte und als Poggio nun gar noch eine Schlacht von Elstern und Dohlen in humoristischen Worten schilderte, da kannte zum Schlusse die Fröhlichkeit keine Grenzen mehr und mehrmals mußte Leodegar mahnen, daß man mit Gottes und der Jungfrau Hilfe noch den folgenden Tag zu erwarten habe.

Als Poggio am Morgen darauf das Kloster verlassen wollte, um sich in's Städtchen zu begeben, da trat ihm Bodo der Pförtner entgegen und tastete lebhaft an seiner Kutte herum. Es galt die Schätze der Bücherei vor Entführung zu bewahren. Der Welsche ließ Alles mit sich vornehmen, was Bodo auch that und als er nach peinlicher Befühlung

die Brücke beschritt, die Rheininsel und Land verbinden, da lachte er wieder so höhnisch vor sich hin wie am Tage der Ankunft.

Aus dem Zimmer des Abtes aber blickte ihm Josephus die Hände reibend nach. Fröhlich sprach er zum Abt:

„Jetzt weiß er, mit wem er es zu thun hat, wir Deutschen sind nicht so dumm wie ein Visconti, mir nimmt er kein Blatt aus der Bibliothek!"

„Meinst Du?" gab Leodegar sinnend zur Antwort.

Er gedachte der Beleidigung, die Poggio so eben ruhig erduldet! —

Wiederum waren mehrere Tage in's Land gegangen, der Italiener arbeitete noch immer eifrigst im Heiligthume der Rheinauer Wissenschaften. Doch unternahm er jetzt häufig Spaziergänge in die Umgegend und heute sah man ihn sogar im Kahne des Marx, des Fischers, mit diesem und seinem Sohne zusammen.

Auch auf ihn schien der grüne sprudelnde, wallende Rhein den Einfluß zu üben wie auf andere Menschenkinder.

Wie er so dahinschwebte, der leichte Weidling, den der Alte mit kundiger Hand lenkte, indeß der Sohn gewandt die Netze warf. Es schien begeistertes Vergnügen zu sein, daß Poggio die Augen den Wolken zuwandte und damit auch unwillkürlich die Höhe der Bibliothekfenster über dem Rheine maß.

„Zweiundzwanzig Fuß," murmelten deutlich seine Lippen dem Fischer zu, „so lang muß Dein Strick sein, Marx!"

„Aber ist es nicht eine große Sünde?" fragte der Alte, „wenn mich nicht einst der Klosterschaffner gemißhandelt und Trauer in die Sippe gebracht hätte, ich thäte Euch nicht den Gefallen."

„Ihr habt den Segen des Papstes selbst," sprach besänftigend als Antwort der Italiener, „Eure That wird man rühmen bis in die spätesten Jahrhunderte, so lange als noch Gelehrte leben!" —

„Ja, ja, die Gelehrten," seufzte Marx anscheinend beruhigt, „aber sagt doch, Herr, dort ist ein ganzes Kloster voll von ihnen, was nützt uns Armen ihre Thätigkeit und Ruhm, habe ich doch noch nie gesehen, daß solch' ein Pergamentband, wie es droben hunderte hat, ein lebendes Wesen satt gemacht!" —

„Oh doch," gab Poggio lachend als Antwort, indem er leichten Fußes zum Ufer ansprang, „den Bücherwurm nähren sie leiblich. — — — Also heute Nacht, mein Freund! — Sei pünktlich, es gilt einen guten Fischfang!"

Noch wollte der Alte Etwas erwiedern, aber die Strömung des Rheines drängte das Schiffchen vom Ufer und eilends glitt es davon. —

Es war bei der Abendmahlzeit recht einsilbig zugegangen; denn der geistreiche Italiener schwieg beharrlich von der Politik und gab nur einsilbige Antworten. Dann nahm er auch bald sein Thonlämpchen und entzog sich allem Weiteren durch das Zurückziehen in die Bücherei.

Häufig hatte er es nicht gethan, aber die Brüder, die ihn freilich nur ungern vermißten, wunderten sich nicht weiter über ihren Gast, der sonst so lebendiger Erzählungen voll gewesen.

Da keine rechte Unterhaltung aufkommen wollte, so verschwand einer nach dem anderen und nach kaum einer Stunde wachte Niemand mehr im Kloster außer dem einsamen Gelehrten, der hastig Pergamentblätter sammelte und ordnete dort hinten in dem Saale der Bibliothek.

Die Zeit schwand! — Plötzlich vernahm Poggio, der schon seit einigen Minuten angestrengt zum Rheine hinab gelauscht, das leise vorsichtige Klatschen eines Ruders und wenige Augenblicke darauf schob sich ein dunkler Körper unter das Fenster der Bibliothek. Ein Seil flog herauf, daß Poggio nach mehreren vergeblichen Versuchen zu erfassen und zu befestigen vermochte. — Jetzt warf er die Tasche aus Dachsfell, in die er vorhin die vergilbten Pergamente geborgen, mit behender Bewegung über die Schulter, dann löschte er das Licht.

Nun wieder leichtes Einschlagen von Stange und Ruder — das Kloster Rheinau hatte unwiederruflich seine unschätzbare Handschrift des Quintilians verloren. — — — —

Ein furchtbarer Morgen folgte dieser Nacht! — Josephus, der Bibliothekar, zerraufte seine Hauptthaare, so wenige ihrer auch nur noch waren, die übrigen Brüder eilten verstört umher in den Gängen des Konventes.

Nur Leodegar blieb ruhig und lächelte! Auf eine fast heftige Frage des Josephus gab er zur Antwort: „Man bezahlt nie billig das Glück, berühmte und gelehrte Gäste zu haben!“ —

Drüben aber in der Hütte des Fischers Marx herrschte an diesem für Rheinau so unseligen Junius, eitel Freude und Glück. Dem Alten hatte der Quintilian ein kleines Vermögen und den Segen des Papstes gebracht. Zufrieden sprach er nach der Mittagsmahlzeit, als er gesättigt und lang ausgestreckt auf seinen Netzen ruhte: „Jetzt weiß ich es, die alten Pergamentbände nähren doch noch hin und wieder einen ehrlichen Christenmenschen!“

Und sei es Bekräftigung oder spöttisches Vergnügen, ehe er noch entschlief, drehte er nach der Richtung des Klosters hin eine zierliche Nase. Sein von Kunz einst so schlimm getroffener Rücken war feierlichst und empfindlich genug gerächt.

Der Chasseral.

Eine Bergkette im Berner Jura.

Der Jura (Mont Jurassus, Jurasius bei Griechen und Römern) ist jener langgestreckte Bergzug, der aus dem an die Schweiz grenzenden Frankreich und Savoyen, den Westen und Nordwesten unseres Vaterlandes durchzieht und sich nach Deutschland fortsetzt, von St. Genix und Bourqoin bis nach Koburg und an die Südseite des Thüringerwaldes. Seine Breite ist sehr ungleich und da am geringsten, wo er in die Nähe des Schwarzwaldes tritt und zu gleicher Zeit seinen frühern Charakter ändert.

Nach seiner horizontalen Verbreitung kann man den südlichen Jura unterscheiden, der am Vouache aufhört, den westlichen, der bis nach Yverdon, den mittlern, der bis nach Solothurn geht, von wo ihn der östliche aufnimmt.

Zum mittlern Jura gehört die Chasseral-Kette, eine Fortsetzung der Weißenstein-Hauptkette; sie erreicht ihre höchste Höhe beim Signal mit 1609 Meter. Der gegen fünf Stunden lange Berg ist mit Alpweiden überdeckt und sowohl wegen der in seinen Sennhütten verfertigten „Frauenkäse", als auch wegen seiner umfassenden herrlichen Aussicht berühmt. Zu den geognostischen Merkwürdigkeiten des Chasseral* gehören die an dem Nordabhange häufig vorkommenden Eisgruben, senkrechte trichterförmige Löcher, bisweilen von solcher Tiefe, daß sie für unergründlich gelten. Durch den im Winter fallenden Schnee gefüllt, geben sie im Sommer auf den sonst wasserarmen Weiden natürliche Cysternen ab, aus denen man ver-

* Le Chasseral, deutsch Gestler, wie man aus Castellum, Châtel, Châtillon (Schlößli) Kastelen und Gestelen gemacht hat.

mittelst tief hinabreichender Leitern das nöthige Wasser zur Höhe holt. Eine der merkwürdigsten solcher Höhlen ist die von Courtelary.*

Das Plateau am Doubs zwischen der Wisenberg- und der Chasseralkette, auf der Nordwestseite des Bergzuges, war bis an's Ende des 14. Jahrhunderts mit dichtem Wald bekleidet. Damals 1384 zog Imer von Ramstein, der Bischof von Basel, die ersten Ansiedler durch Verheißung besonderer Freiheiten herbei, welchen zu Liebe die Gegend ihren frühern Namen Montagne des bois in franches Montagnes (Freiberge) umtauschte, einen Namen, den sie jetzt noch tragen. Der dunkle Nadelwald kleidet noch die Bergrücken und umgiebt in einzelnen Gruppen die über Weiden und Felder, auf Höhen und Tiefen ausgestreuten Dörfer und Höfe, die in neun Pfarreien vereinigt sind. Ihr Erwerbszweig ist Viehzucht und Uhrenmacherei.

Wir haben es heute aber mit dem Berge zu thun, der wegen seiner Schönheit allgemein gerühmt wird und wohl auch den Vergleich mit dem Weißenstein, ja selbst mit dem Rigi aushält.

Die Besteigung geschieht am besten von Neuenstadt aus, in kürzerer Zeit dagegen von Biel über Leubringen und Ilfingen.

Von Neuenstadt geht es sanft emporsteigend den tannenbekränzten Jurahöhen zu. Nur ein Viertelstündchen bergan, dann hält man an und schaut um sich. Vor uns die gewaltigen Ruinen des alten Fürstenschlosses, Mahner, daß weder Menschenhand, noch Fürstenmacht, noch Bannesfluch den Gang der Zeit zu stören vermögen. Und tiefer zu Füßen in hehrer Sonntagsstille der blaue See, die blühenden Ufer, die Stätten der Menschen, alles vereinigt zum wunderschönen Bilde — da geht das Herz auf. Und weiter, immer mehr bergan. Bald naht das freundlich saubere Lignière, ein Dörfchen, so recht wie zum Ruhepunkt geschaffen. Hoch über dem Meer, bleibt es in einer Thalsohle dem Blicke versteckt, bis plötzlich die Häuser zu Füßen liegen. Und jetzt aufwärts, immer aufwärts. Hoch oben in luftiger Höhe grüßt schon auf Stunden weit das Chalet des Chasseral freundlich herunter. Zwei Stunden sanftes, in großen Windungen sich vollziehendes Aufwärtssteigen, dann sind wir oben: der Fuß ruht auf dem Rücken des gewaltigen Felskolosses, das Auge schweift

* Die Schweiz, von J. Siegfried. Erster Band: Der schweizerische Jura. Zürich, 1851, Orell Füßli und Komp. S. 93.

in vollem Entzücken erst in die blaue Ferne, dann zum Thal und — das Herz geht auf!

> O, des Prachtanblicks! Wer vermag zu schildern,
> Wie vom Jura her auf die Eisbehelmten,
> Sprühte Blitz um Blitz der Sonne
> Strahlende Wimper!

Aber nicht nur für das Auge, auch in anderer Hinsicht noch bietet dieser Juragipfel dem Freunde der Natur interessante Momente. Der Botaniker findet neben den prächtigen, massenhaften Blüthen des Enzian noch eine Reihe seltener Jurapflanzen, der Geologe hat in der nahen Grube und in dem Gestein Gelegenheit, Versteinerungen, besonders Muscheln, in zahlreichen Variationen auszubeuten und — wer nach Schnee sucht, der findet ihn auch Anfangs Juni noch.

Es war von den Freunden des Chasseral ein glücklicher Gedanke, auf dieser Höhe ein kleines Hotel zu errichten und wenn bei Anlaß der Einweihung am 30. Mai 1880 ein strammer Schneesturm die Theilnehmer in freundlich erwärmte Säle trieb, so schätzte man sich wohl schon damals glücklich, für Körper und Magen volle Befriedigung zu finden, ohne zum sonst üblichen Brodsack greifen zu müssen. Auch heute war, so erzählt ein Bergbesteiger im „Schweizer Handelskourier" vom 20. Mai 1886, alles auf's beste eingerichtet. Der Weinkeller bietet einen Tropfen, der Anspruch auf eine goldene Medaille machen kann; die Küche sorgt in ausreichender und guter Weise für Magenstärkung und mit dem immer heitern Wirth Meyer läßt sich noch ein Kaffeejaß par excellence mitten im Freien machen, wenn nämlich der Wind den „Bauer" nicht gerade im entscheidenden Moment, wo man „stechen" sollte, über's Dach weg nach St. Immer bläst. Und endlich: der Tourist braucht vor der Rechnung nicht zu bangen.

Ein Ausflug nach diesem Gipfel gestaltet sich zum wahren Vergnügungstag für Körper und Geist und wer das lebhafte St. Immer noch nicht gesehen, der bewerkstellige seinen Abstieg nach dieser Seite des Berges. Zwei Stunden angenehmen Marsches, durch Matten und Weiden und man kann von St. Immer aus per Bahn nach allen Seiten hin zum heimatlichen Herde heimkehren.

An diese kurzen Notizen schließen wir folgende Erinnerungen eines ehemaligen Einwohners von Nods an seine öftern Besuche des Berges:

Es ist ein gar stattlicher Berg, der Chasseral! Man kennt ihn gut,

diesen eigenartigen langgestreckten Kamm, welcher hochhäuptig alle andern ihn umlagernden Gipfel überragt. Jedesmal, wenn der Beschauer von Neuenstadt aus den Bergrücken von Diesse (Tessenberg) erstiegen hat und den sich plötzlich vor seinen Augen aufthürmenden Chasseral erblickt, so wird er nicht minder ergriffen sein als das erste Mal; vielleicht auch noch mehr, ist es doch, als ob er einen alten Freund wiederfindet, allezeit stolz und hehr, etwas verschlossen ernst, aber doch in ganzer Fülle von Majestät und Kraft.

Ich will den Chasseral als solchen weder im Allgemeinen schildern noch eine erschöpfende Beschreibung desselben geben; einfach wieder auffrischen möchte ich etliche der Eindrücke, welche jener stolz-erhabene Berg, einer der Herrscher im weiten Gebiete der Jurakette, auf mich gemacht und in mir zurückgelassen hat, so oft ich von Nods aus, einem sich an seine Seitenabhänge ansteigenden Dörfchen, den Berg bestieg.

Sehr verschiedenartig gestaltet sich der Anblick des Chasseral. So wie Du ihn heute siehst, wirst Du ihn wahrscheinlich morgen nicht mehr sehen, und hast Du Dich seiner Betrachtung im Frühjahr erfreut, so wirst Du ihn im Herbst wiederum anders finden und noch mehr zur Winterszeit.

Welchen einzigartigen Anblick bietet er z. B. im Frühling, wenn die Landschaft wieder mit den lauen Lüften der Frühlingstemperatur erfüllt ist, wenn tausende von Blumen schimmernd herübergrüßen, wenn die Mittellagen der Seegegend, befreit vom Schnee, schon zu grünen beginnen, während man die langgestreckte baumlose Kuppe des Berges schneebedeckt und eine vegetationslose bis an den Saum der Hochwaldungen hinabsteigende Zone, noch mit großen Schneemulden durchzogen vorfindet. Im Allgemeinen bilden sich diese Schneemulden oder Runsen in Form hinabrieselnder Linien, sie schlängeln sich in kleinen Rinnsalen die Abhänge des Berges bis zu den Weideplätzen hinunter, fast gleichlaufend neben einander und geben so dem Chasseral die Gestalt eines mächtigen und schreckhaften Gerippes, dessen Konturen sie eben bilden.

Aber dieses düstere Aussehen währt nicht lange; unter der fortschreitenden Herrschaft des Frühlings verflüchtigen sich diese Schneelinien mehr und mehr, doch behaupten sich einige, unter ihnen insbesondere „la Grande-Combe“, welche bis in den August hinein anhält, mit großer Hartnäckigkeit.

In dem Maße, wie der Schnee verschwindet, kommt das Grün der hochgelegenen Triften zum Vorschein und giebt der breiten Bergkuppe eine ungemein zarte, den Blick erfreuende Färbung. Zur selben Zeit beginnen

die Buchen ihren Blätterschmuck zu entfalten, zunächst am Fuße des Berges. Ihre frische und lebhafte Farbe verziert die allerunterste Waldregion; von Tag zu Tag klimmt sie höher in die jäh aufsteigenden Wälder, beinahe als ob die Flammen einer Feuersbrunst hurtig hinaufzüngeln, um die Zinnen des Gebäudes zu gewinnen. Endlich erreicht das frische Grün den höchsten Waldessaum und nun erscheint der ganze Chasseral wie eine jugendlich geschmückte Braut im Hochzeitsstaate. Jetzt ist der ersehnte Zeitpunkt gekommen, zu welchem die Hirten jauchzend auf die Höhe steigen, vor sich her die Rinder im weithin tönenden Schellenklang treibend, um Besitz von demjenigen Gebiet zu nehmen, welche ihnen der Winterfrost so lange Zeit streitig gemacht hatte.

Aber den heitern Tagen folgen bald Sturm und Unwetter; dicke Wolken erscheinen am Himmel, die sich hinter dem Chasseral hinlagern und von diesem dunkeln Hintergrunde heben sich die scharfen Bergformen ab; das Gebirge selbst nimmt eine düstere Färbung an und bietet einen bedrohlichen Anblick: Blitze zucken, der Donner rollt, gewaltige Regenströme hüllen in einem Augenblicke den ganzen Berg ein, und, bedeckt von diesem Wasserschleier, entschwindet er den Blicken. Es ist, als ob in diesem Augenblicke geheimnißvolle Kräfte walten: Dies ist jene fruchttragende Vermählung, jene wohlthätige Verbindung, welche die Alten schilderten, als sie wähnten, daß Jupiter im Regen in den Schooß der Erde niedersteige. Die Befruchtung der Erde ist geschehen, der Regen hört auf, die Wolken brechen, ein Sonnenstrahl schießt hindurch, zerreißt den keuschen Schleier und — der Chasseral zeigt wieder sein lächelndes Antlitz und sein hochzeitlicher Schmuck ist blendender und grüner als vordem.

Diese seltsame Vermählung vollzieht sich indessen nicht immer mit derselben Anmuth, sondern es brechen oft heftige Kämpfe unter den sonderbaren Ehegatten aus, eine gewisse Erkaltung bemächtigt sich ihrer. An Stelle des sanften und wohlthuenden Regens fallen oft eisige Platzregen auf die Abhänge des Berges hernieder und man erblickt sodann plötzlich, sobald der Himmel sich wieder geklärt hat, eine Schneeschicht, welche das jung erspro ssene Grün wieder bedeckt. Aber gar bald weiß der Berg die letzten Spuren dieser kalten Umarmungen zu vertilgen und er ist wieder befriedigt, wenn nach Verlauf weniger Stunden diese unliebsame Wiederkehr der Winterlaune zerschmilzt und verschwindet.

Endlich gewinnt die Wärme entschieden die Oberhand; die bedauernswerthen Viehheerden sehen das Ende ihrer Leidenstage herannahen, während

welcher sie unter empfindlichem Nebel und unter der Herrschaft eines heftigen und kalten Windes nichts anderes zur Nahrung hatten, denn halb im Schnee begrabenes Kraut. Die Sonnenwende des Sommers ist endlich da, sie kündet den Höhepunkt des leuchtenden Tagesgestirns auf seiner Himmelsbahn an. Dies ist der Zeitpunkt, an welchem die Umwohner in Masse den hohen Gipfel erklimmen, um von dort aus den Aufgang der Sonne zu begrüßen, einen Tag der Freude dort oben zu verleben und somit vielleicht — wer kann es sagen? — durch ihre Gesänge und Jubelrufe den Kultus und die Festlichkeiten heidnischer Vorzeiten wieder zu erwecken.

Aber bald ändert sich der Anblick des Chasseral, das frische Grün der Buchenwaldungen und der Hochmatten verliert unter den sengenden Strahlen der Sonne seine köstliche Färbung, es nimmt mehr und mehr ein röthlich braunes Kolorit an. Aber nichts desto weniger bleibt der Gesammteindruck des Berges ein gleich ansprechender und erfreuender, besonders wenn die ersten Strahlen der Morgensonne den Gipfel mit rosigen Farben vergolden, während die untern Bergpartieen ebenso wie Thal und Ebene noch im Schatten ruhen. In dem Maße, wie die Sonne emporsteigt, breitet sich diese heitere Färbung nach tiefer liegenden Regionen aus, sie erreicht die Waldzone, die Schatten vor sich herjagend, und endlich läßt sie den Chasseral ganz und gar wie getaucht in ein Bad dieses lieblichen Farbenglanzes erscheinen. Homer hatte Recht, als er die Morgenröthe „rosenfingrige Aurora" nannte.

Aber heißer brennen die Strahlen hernieder, wenn das Tagesgestirn höher und höher emporschwebt, sie überfluthen mit ihren Segnungen die ganze Gegend, Berg und Ebene, und wenn endlich die hinabziehende Sonne das nahende Ende des Tages verkündet, so übergießt sie den Chasseral mit übersatten Orangefarben, gleichsam als empfände sie ein tiefes Weh, ihn nun verlassen zu müssen, um auch andere Gegenden mit ihrem Glanze zu erfreuen. Inzwischen kehren auch die Tage des Regens wieder und währen bisweilen geraume Zeit. Jeder kennt diese kleinen Nebel, welche sich an den Abhängen unserer Berge hinziehen und sichere Vorboten eines nahen Regens sind. Nods genießt den zweifelhaften Vorzug, der Ort zu sein, wo sie sich besonders bilden und lagern. Ich habe davon ein merkwürdiges Naturschauspiel betrachtet: der Nebel befand sich in gewisser Entfernung an der Westseite des Dorfes, in einer so dichten Masse, als seine Natur es mit sich bringt; er bewegte sich auf uns zu mit der Geschwindigkeit des Windes, gleichsam als wenn ein Regiment

Kavallerie zum Angriff schreitet; in einem Augenblicke hüllte er das ganze Dorf ein und schon einen Augenblick nachher war er verschwunden, jedoch nur um einige Momente später wieder zurückzukehren. *

Oftmals und insbesondere in der kältern Jahreszeit sieht man, wie weit unten die Nebel die Ebene in ihren dunkeln Mantel einhüllen, während das Gebirge im hellsten Sonnenschein erglänzt; haben diese Nebelmengen nun längere Zeit in den Niederungen gelagert, so beginnen sie zu steigen und kriechen hinterlistig die Seiten des die Ebene beherrschenden Gebirges hinan, sie erreichen das Hochthal und endlich den Fuß des Chasseral und nun beginnen sie empor zu klettern: schlimm, wenn sie die Spitze erreichen; man ist alsdann sicher, Regenwetter zu bekommen, denn nach Erreichung einer solchen Höhe verdichten sich diese Nebeldämpfe und fallen in Gestalt reichlicher atmosphärischer Niederschläge auf den Erdboden zurück.

Beim Vorschreiten der herbstlichen und winterlichen Jahreszeit bemerkt man, wie sich die Nebel vermehren und vergrößern und gar seltsam-phänomenale Gebilde erzeugen. Unter anderen sei besonders Ein Fall erwähnt: Bei einer zwei oder drei Finger dicken Schneeschicht, die den Chasseral und die ganze Gegend bedeckte, erhob sich ein dichter Nebel und bannte die Kälte während mehrerer Tage in Nods und Umgegend gleichsam fest. Plötzlich zerriß der Nebel, welch' eine Ueberraschung, den Chasseral gänzlich vom Schnee befreit zu sehen, während die Gegend zu seinen Füßen noch ganz davon bedeckt war! Eine umgekehrte Welt! Während der Periode des Nebels war der Berg durch den schönsten Sonnenschein erwärmt worden, welcher den Schnee zum Schmelzen brachte und als nun der Nebel verschwand, schien der Chasseral ordentlich sich darüber lustig zu machen, daß die tiefer liegenden Parthien in dieser kalten Hülle eingewickelt dalagen, während er sich so leicht davon befreit hatte.

Aber lange kann er seinem Schicksale nicht entgehen, die Härte des Winters fesselt auch ihn. Wenn die Heerden die Weiden verlassen haben und die Holzfäller von den Wäldern herniedersteigen, wenn dann der Sturmwind allein das Scepter in jenen Höhen schwingt, so kommt der Winter daher und streut nach allen Richtungen den Schnee, der stellenweise sich meterhoch anhäuft; er haust mit unerhörter Heftigkeit und oft kann man in solchen Augenblicken nur wenige Schritte vor sich nichts unterscheiden

* Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat eine ähnliche und eben so rasche Nebelbildung, aus dem Zugersee entstanden, von den Höhen des Rigi-Kulm aus betrachtet.

inmitten der zusammengepreßten und durch die Naturgewalten aufgethürmten Schneemassen. Gefährlich für den vorwitzigen Wandersmann, welcher sich aufmachen würde, um heute den Chasseral zu bezwingen, er wäre nur zu leicht der Möglichkeit ausgesetzt, elend umzukommen. Wenn der Schnee eine solche Höhe erreicht hat, so gewährt der Chasseral ein ergreifendes Schauspiel; seine eherne Stirn verbirgt sich trübe und unwirsch in den Wolken, welche hastig seinen Gipfel umwogen und immer neue Schneemassen hinabsenden; seine Abhänge sind eingehüllt in einen dicken weißen Pelz, welcher Wald und Wiese bedeckt; überlastet sind die Bäume und ächzen unter der Unmasse des feuchten Schnees, es brechen die Aeste unter der schweren Last und so empfindet man den Eindruck des Winters in seiner ganzen gewaltigen Kraft.

Auch dann ist vielleicht der Chasseral der von der Natur am meisten bevorzugte. Inmitten dieser erhabenen Schrecknisse des Winters scheint er sich in seinem Element zu befinden: zwar ist zu dieser Zeit die Herrlichkeit der Bergesflora dahin, dafür aber zeigt sich die Winterspracht, die sich auf den Abhängen ausbreitet.

Wenn nun ein Sonnenstrahl die dunkeln Wolken durchbricht, wenn der Wind aufhört, das Gewölbe am Gipfel des Berges aufzuthürmen und wenn dann der Himmel sich zu erheitern beginnt, dann leuchtet der Chasseral in einem Glanze ohne gleichen hernieder; die baumlose Zone oberhalb der Waldregion ist bedeckt mit einem weißschimmernden Schneeteppich, welcher im blendendsten Sonnenlichte herniederfunkelt; und dieser makellose Schmuck krönt gleich einem Diadem von Edelsteinen die gewaltig-prächtige Stirn des Chasseral. Alle die Zackenwindungen seines Gipfels heben sich mit der äußersten Schärfe und der peinlichsten Sauberkeit von dem prachtvollen Hintergrunde des azurblauen Himmels ab.

Aber nun beginnt die Kälte sich fühlbar zu machen: Dem Westwinde folgt der Nordost, welcher über die Schneefelder dahinfegt. Plötzlich, während wir uns noch prüfenden Blickes in dem Anschauen des Chasseral erfreuen, sehen wir hoch oben an der Spitze, die den Himmel zu berühren scheint, eine leichte, vollkommen weiße Wolke sich erheben und dahin schweben im dampfförmigen Wirbel über die ganze Länge der Kuppe in der Richtung, welcher der Nordost selbst folgt. Was ist das? Was kann einen so einzigartigen Effekt hervorbringen? Keine andere Wolke zeigt sich im ganzen Umkreise des Horizontes und diese da gewährt keineswegs den Anblick wie jene Federwölkchen, die oft im hohen Aether schweben ....

Wie sie plötzlich fällt und verschwindet, dann sich mit Gewalt wieder erhebt, bald für einzelne Augenblicke hüpfend, bald wieder sanft dahingleitend über den Kamm des Berges! Es sind wirbelnde Schneemassen, welche, aufgetrieben durch den Nordost, vor ihm dahin fliehen über die Gipfel des Chasseral.

Wenn die Sonne nicht durch einige warme Strahlen die Heftigkeit des Nordostwindes mildern würde, so wäre die Kälte geradezu unerträglich; aber das leuchtende Gestirn des Tages, welches nach allen Richtungen hin seinen wohlthätigen Einfluß sendet, scheint in gewisser Hinsicht den Beschauer durch die hehre Pracht des Bildes zu entschädigen, welches es auf dem Chasseral in Gestalt der Eisgebilde eines rauhen Nordostes formt. Je nachdem wie die Sonne zum Horizonte hinabsteigt, bemalt sie mit den prächtigsten Farben und in den zartesten Schattirungen die Schneeflächen, welche den Chasseral bedecken und besonders eine nahe dem Gipfel befindliche Felsengruppe. Die Lichterscheinungen, welche die Alpen aus der Ferne beim Sonnenuntergange bieten, gewährt in demselben Maße der Chasseral dem in Nods stehenden Beschauer. Ich kenne in der That nichts Lieblicheres für das Auge, nichts Bewundernswürdigeres in Aufbau und Schattirung als diese zugleich röthlichen und Orangefarben, welche allmälig die genannte Felsengruppe und die übrigen Partien des Berges übergießen. Niemals konnte ich sie betrachten, ohne ein immer erneutes Gefühl der Bewunderung zu empfinden.

Aber wenn die Sonne untergegangen ist und der Mond sein Licht über die erhabene Landschaft ausgießt, so nimmt sie einen andern Charakter an, denjenigen einer Fülle von Milde und Schwermuth, deren heilige Stille zu den ernstesten Betrachtungen einladet und die Seele in die höchsten Regionen des unendlich Ewigen erhebt.

Inzwischen vollendet die empfindliche Kälte der Nacht ihr Werk und wenn der heranbrechende Morgen das Tageslicht wieder erglänzen läßt, so fesselt ein unerwartetes Schauspiel den staunenden Blick. Der alte Chasseral scheint in seinen Ueberraschungen, die er dem Beschauer bietet, unerschöpflich zu sein, und er gewährt ihnen als angenehmer Hexenmeister zu jeder Stunde neue und bewundernswerthe Schauspiele. Diesmal finden wir die Wälder weiß bepudert. Die unzählbare Menge von Tannen, welche auf den jähen Abhängen des Chasseral entstehen, wachsen und wieder vergehen, scheint in eine Versammluug altehrwürdiger Greise umgewandelt, deren Haupthaar und Bart eine blendende Weiße trägt. Die

leichten Eiskrystalle, welche in der Luft herumflirrten, haben sich unter der Herrschaft des starren Frostes herabgesenkt und in den mannigfaltigsten Formen zusammengeballt; gerade Linien, unentwirrbare Schlangenwindungen, Sterne äußerster Reinheit und Weiße erglitzern auf den Tannenästen und Tannennadeln, ein Schmuck vom Wipfel bis zur Wurzel. Eine wunderbare Ausstellung in der That, aber ebenso vergänglich als schön! Es genügt, daß die Sonne nur um einige Grade höher steigt und mit ein wenig stärkerer Macht diesen leicht vernichtbaren Schmuck bescheint, um ihn in ebenso kurzer Zeit wieder verschwinden zu machen, als sie ihn vorher gebildet hatte. Nähert sich nun aber der Winter dem Ende seiner Herrschaft, so beginnen die ersten Anzeigen seines Abschiedes sich geltend zu machen. Mit Ungeduld erspäht das Auge den Moment, wo der Chasseral seine kalte Decke abschütteln wird, wenn der Schnee allmälig zu schmelzen beginnt und die ersten Linien des eisbefreiten Bodens sich auf den Berglehnen abzeichnen. Es erwacht die Hoffnung auf den nahen Frühling, und die Freude, ihn wieder zu begrüßen, läßt alle Herzen höher schlagen.

So ist der Chasseral beschaffen, tausendfach Stoff zur Unterhaltung und Belehrung bietend. Der alte, unerschütterlich in seinen Grundvesten stehende Berg, scheinbar zur ewigen Dauer todten Daseins verurtheilt, steht im Gegentheil im beständig wechselnden Leben da; er erscheint wie durchgeistigt, ein unaufhörlicher Tummelplatz von Kraft und Widerstand, Wirkung und Gegenwirkung, mit der Luft, die ihn umgiebt, mit den Winden, welche ihn umsausen, mit den Regen, welche ihn begießen, und mit dem Schnee, welcher auf ihn herniederrieselt. Tausende von Pflanzen bringt er in seiner Schaffenskraft hervor, Menschen und Thieren bietet er Wohnstatt, und in diesem rastlosen Leben und Wirken, welches sich auf und um ihn kundgiebt, singt er so zu sagen ein geheimnißvolles Kunstlied und feiert auf seine Weise den Ruhm des Schöpfers.

Weid und Wald im Aargau
zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
Aus amtlichen Akten zusammengestellt.

Einer der bedeutendsten und nothwendigsten Hebel zur Förderung der Landwirthschaft im Aargau war das 1805 vom Großen Rathe durchberathene und angenommene Gesetz zur Aufhebung und Loskäuflichkeit der Weidgangsrechte, dem zu Folge diese Rechtsame um den sechszehnfachen Werth des reinen, nach vorhergegangener, unparteiischer Schätzung losgekauft werden konnte.

Die Weidgangsrechtsame sind bereits so alt, wie die Geschichte der Dorfgemeinden und Landstädte selbst. Sie wurden mannigfaltiger, bestimmter aber auch verwickelter, je mehr die Zahl der Menschen in Dörfern und Städten zunahm. Viele der Weidgangsgerechtigkeiten gründeten sich auf noch vorhandene Urkunden, auf schriftliche Verkommnisse und Verträge, welche gewöhnlich von Gemeinden gegen Gemeinden zur Beilegung der über das Weidrecht entstandenen Streitigkeiten errichtet wurden; noch andere gründen sich auf alte, seit undenklichen Zeiten nie angefochtene Uebungen.

Als die Familien einzelner Höfe und Bauerngüter sich zu einer ganzen, beisammenwohnenden Dorfschaft vereinten, trachtete Jeder, seine Aecker zunächst der Wohnung zu haben. Bald waren die Felder in unzählige, kleine Abschnitte vertheilt, die jeder nach Belieben anbaute. Diese Mannigfaltigkeit des Anbaues ward eine Quelle von Streitigkeiten, in dem ein Bauer sein Vieh nicht auf dem ihm eigenthümlich zugehörenden Streifen Landes zur Weide gehen lassen konnte, ohne durch das Vieh dem angebauten Acker seines Nachbars Schaden zu verursachen. Die Einwohner eines Dorfes sahen sich daher genöthigt, um die Klagen und Streitigkeiten zu vermindern, ihr Vieh einem einzigen Hirten anzuvertrauen, sich gegenseitig auf ihren Feldern Weidgerechtigkeiten zuzugestehen und die Einrichtung zu treffen, daß alle Jahre ein gewisser Theil der Aecker offen und unangebaut bliebe, wo das Vieh in Stoppel- und Brachfeldern Nahrung, sowie, wenn Heu und Emd von den Wiesen eingebracht worden, wo es

offene Wiesen für sich fände. So entstand die Zelg- oder Dreifelderwirthschaft.

Oft ahmten andere Gemeinden, in denen diese Einrichtung eben nicht des Weidgangs wegen nöthig gewesen wäre, denselben aus Unwissenheit nach. Sie glaubten irrigerweise, daß jeder Acker um das dritte Jahr Ruhe haben müsse, damit seine Kräfte nicht erschöpft würden. Im vorigen Jahrhundert und an vielen Orten noch in den ersten Dezennien des gegenwärtigen kannte man die neuen Gras- und Kleearten und die bedeutenden Vortheile der Stallfütterung nicht. Seitdem aber diese eingeführt worden, wurde auch beinahe überall, wo es sich thun ließ, die Zelgwirthschaft in dem früher betriebenen Sinne der Brache aufgehoben.

Oft gestatteten sich nicht nur die Bürger eines Dorfes gemeinschaftlich auf ihren Aeckern die sogenannte Stoppel- und Brachweide, sondern Gemeinden thaten es gegen Gemeinden. So weideten z. B. die Gemeinden Beinwyl, Wiggwyl und Winterschwyl im Bezirk Muri ihre drei Zelgen gemeinschaftlich. Andere wieder erlaubten sich gegenseitig mit den Heerden ihre Waldungen zu betreiben, denn damals war wegen der Menge des Holzes der Schaden minder empfindlich, den das Vieh in den Forsten anrichtete. Wieder andere, meistens ältere Gemeinden, behielten sich bei später entstandenen Dörfern das Weidrecht auf dem Lande vor, welches diese jüngern urbar gemacht hatten. Noch andere erkauften das Weidrecht auf fremden Boden oder gaben dafür statt des Kapitals einen jährlichen Zins.

So entstanden die verschiedensten Weidgerechtsame im Kanton: die Ursache unzähliger Zänkereien und Prozesse; das Hinderniß für die Entwicklung der Landwirthschaft, die Ursache der Wälderzerstörung und der Verbreitung von Viehseuchen.

Die hierauf bezüglichen Gesetze, welche die helvetische Regierung für den alten Kantonstheil unterm 10. April und 25. Oktober 1800 erließ, waren, weil zu allgemein abgefaßt, zu schwankend und bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Fälle nicht erschöpfend genug. Sie hatten indessen das Gute, daß sie auf die allmälige Abschaffung des Weidgangs hinwirkten.

Im Anfange dieses Jahrhunderts hatten schon viele Gemeinden den Weidgang aufgehoben. So hatte im Bezirk Brugg der Kreis Rain seit Einführung künstlicher Grasarten fast gänzlich die Stallfütternng eingeführt; der Kreis Wey im Bezirk Muri schaffte die Stoppelweiden ab,

seit man anfing, die Aecker mit Klee zu bepflanzen; im Bezirk Kulm ward fast nirgends mehr weder auf Wiesen noch Aeckern gemeinsamer Weidgang geduldet; so hoben die Gemeinden Ober-Entfelden, Küttigen und Biberstein den Weidgang auf; ihnen folgten Gemeinden in den Bezirken Baden und Lenzburg. Die Gemeinde Mumpf bekennt von sich: „So lange der Klee ist aufgekommen, ist der Weidgang aufgehoben und der Nutzen der Landwirthschaft ist besser gefunden worden.“ In den Bezirken Laufenburg und Zurzach ging es schon langsamer.

Die Stallfütterung erhielt namentlich auch ihre Vorzüge durch die erhöhte Gesundheit des Viehes. Auf der Weide ist das Vieh dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, athmet ungesunde, stinkende Nebel ein, frißt giftige oder unrein gewordene Kräuter und sammelt den Stoff zu Krankheiten ein. Dadurch entstehen Viehseuchen. Der Gemeinderath von Villmergen sagt in einem Berichte vom Jahr 1804: „Die leidige Viehseuche, die vor wenigen Jahren bei uns grassirte und einen Schaden von vielen tausend Gulden verursachte, können wir einzig nur der Zusammenweidung anrechnen.“

Kriegsnoth, das Hungerjahr 1817, auch schlechte Haushaltung hatte die Gemeinde Frick sehr zurückgebracht; sie hatte vom Kriege viele Schulden und vom Wirthshausbesuch, der damals in den Zehner Jahren in hohem Flor stand, von den Trink- und Spieltischen viele arme Leute geerbt. Wie in den Häusern, so ging es in den Wäldern zu; man schlug Hoch- und Niederwald zusammen, so daß in den ehemals starken Waldungen große Strecken, bei hundert Jucharten verödeten und verwilderten. Dadurch entstand Holzmangel. Endlich machte sich der Gemeinderath an's Werk, diesen Zustand ernstlich in's Auge zu fassen und die Mittel zu berathen, wie demselben auf wirksame Weise abgeholfen werden könne. Bei hundert Jucharten lag der Wald verödet und verwildert da, die Tännchen, welche hie und da gepflanzt worden waren, fanden die Gemeinderäthe vom sauern Grase überwuchert und erstickt. Darum sollte das Land umgearbeitet und von dem sumpfigen Wasser befreit werden. Wir werden bald sehen, welchen Plan der Gemeinderath im Auge hatte, der dann auch nach Genehmigung durch den Kleinen Rath des Kantons Aargau ausgeführt wurde.

Vorerst ersuchte die Behörde den damals in der Feldmeßkunst und Waldwirthschaft wohlerfahrenen Forstinspektor Leimgruber in Herznach, er möchte ihnen ihre bestehenden Waldungen, ohne das öde Land abmessen und die niedere Laubholzwaldung mit Stockausschlag in 30 Jahresschläge,

den Hochwald (Tannen) in 120 Jahresschläge eintheilen, also daß man alle Jahre wisse, wie viel man, ohne Nachtheil für den Wald, Holz schlagen dürfe, ganz nach der Art, wie der Holzschlag in den Staatswaldungen damals eingerichtet wurde. Freilich konnte man auf diese Weise nicht mehr auf den Holzertrag rechnen, wie ihn bisher die Bürger bezogen. Man mußte sich also nach der Decke strecken und dachte an's Holzsparen. Es wurde daher auf das Frühjahr 1818 Bedacht genommen, Gemeindewaschhäuser und Gemeindebackofen zu errichten.

Leimgruber erhielt sodann den Auftrag, Vorschläge zu bringen, wie das öde Waldland entwässert und trocken gelegt werden könne. Das Land selbst wurde dann in so viele gleichgroße Landparzellen eingetheilt, als Bürger sich im Orte befanden. Das so eingetheilte Land wurde abgesteckt und nummerirt. Jeder Bürger erhielt durch das Loos eine Landparzelle, die er auch einem ärmern Bürger verschenken konnte. Immerhin kam die Bestimmung auf, daß das gesammte Land mit Getreide, Kartoffeln oder Futterkräutern anbebaut werden mußte. Der Ertrag war Eigenthum des Loosinhabers, dieser hatte aber der Gemeinde einen jährlichen Zins von durchschnittlich zehn Franken zu bezahlen, oder den Zins nach einem annehmbaren Anschlag in natura abzuliefern. Dadurch erhielt die Gemeinde jährlich 1000 Fr. Zins, aus dem zuerst die Ausmessungs- und Baukosten bestritten wurden. Der Rest fiel in eine zinstragende Schuldentilgungskasse und durfte nicht zu andern Zwecken verwendet werden.

Die Gemeindsbürger theilte man sodann in drei Klassen: Wohlhabende, Wenigerbemittelte und Ganzarme. Die erste Klasse kam nach fünf Jahren zur Serienziehung. Fünf bis sechs Bürger verloren durch das Loos ihre Landantheile, welche, wenn sie dicht am noch stehenden Walde lagen, sofort mit Tännchen bepflanzt oder mit Tannsamen besäet wurden. Lagen deren Antheile vom Walde mehr entfernt, so wurden sie mit solchen ausgetauscht, die am Waldsaume lagen. So wurde der Wald von seiner Grenze an von Jahr zu Jahr im Zusammenhang regelmäßig erweitert. Im sechsten Jahre traten wieder fünf bis sechs Bürger der ersten Klasse aus ihrem Besitze aus, die Parzellen wurden dem Walde einverleibt und so ging es alle Jahre fort. Dann kam die Reihe eben in gleicher Weise an die zweite Klasse und endlich zuletzt an die Armen, die also am längsten im Genusse des Gemeindelandes bleiben konnten. Dabei rückte der Wald, das sog. „Moos", westlich vom Orte gegen Schupfart gelegen, immer weiter gegen das Dorf vor, bis nach 25 Jahren alles

öde Land mit junger Waldung bedeckt war. Der übrige Wald wurde dagegen von Schlag zu Schlag rationell bewirthschaftet. In 25 Jahren gewann die Gemeinde auf diese Weise aus dem jährlichen Zins wenigstens 25,000 Franken.

Die Wenigbemittelten, die wohl etwas aber nicht genug eigenes Land haben, könnten dadurch, so dachten die Vorsteher der Gemeinde, in den Stand kommen, sich ein Stück Vieh zu halten, vorzusparen und vielleicht noch mit der Zeit eigenes Land zuzukaufen.

Die Armen waren wenigstens vor Bettelnoth und Hunger geschützt, gewöhnten sich zur Arbeit und Häuslichkeit, konnten daneben taglöhnen, bis auch sie im Stande waren, sich ein eigenes Stück Land zu erwerben. Der Erwerb und Verdienst in der Gemeinde wurde dadurch gehoben, unfruchtbares Land erträglich, todtes Steuerkapital steuerbar gemacht und durch das Mittel gemeinsamer Arbeit Zank, Zwiespalt und Parteihader vermieden.

Die Geschichte des Birsecks.

In chronologischen Notizen.

Der Name Birseck kommt in den Urkunden zum ersten Male im Jahre 1245 vor, wo am 21. Oktober die Grafen Ludwig und Hartmann von Froburg anerkennen, daß die beiden Schlösser Ober- und Unter-Birseke (superioris et inferioris) dem Bisthum Basel angehören. (Trouillat I, 568); es ist aber immer nur von einem castrum Birseck die Rede, nie aber von einem pagus, einem politisch abgegrenzten Gebietstheil. Später wird der Landestheil, der dem Schlosse Birseck bei Arlesheim als Eigenthum zugehört, die Herrschaft Birseck genannt und so bleibt der Name über die Reformations- und Revolutionszeit hinaus.

In der „Erklärung des Wiener Kongresses vom 20. März 1815," welche man gemeinhin „Wiener Kongreß" nennt, wird in Art. 3 bei der Umschreibung des Bisthums Basel folgender Bezirk ausgenommen:

„Ein Bezirk von beiläufig drei Quadratmeilen Umfang, der die Ge-

meinden Allschweiler, Schönbuch, Oberweiler, Terweiler, Ettingen, Fürstenstein, Platten, Pfeffingen, Aesch, Bruck (?), Reinach, Arlesheim in sich begreift, welcher Bezirk dem Kanton Basel einverleibt werden soll."

Am 7. November gleichen Jahres wurde dann gestützt auf den Wiener Vertrag eine Vereinigungsurkunde aufgestellt, nach welcher die ehemals fürstbischöflichen Gemeinden Arlesheim, Reinach, Aesch, Pfeffingen, Ettingen, Therwyl, Oberwyl, Allschwyl und Schönenbuch dem Kanton Basel einverleibt wurden unter der Benennung „Bezirk Birseck", mit dem Hauptort Arlesheim.

Ueber dieses Landesgebiet hat nun Hr. Fürsprech Niklaus Feigenwinter von Arlesheim bei Gebr. Lüdin in Liestal jüngsthin eine verdienstliche Schrift veröffentlicht unter dem Titel „Birseck. Staats- und Kirchenrecht mit historischen und statistischen Beilagen," welcher wir folgende chronologische Notizen entheben:

Das Birseck unter den Römern.

58 Jahre vor Christus. Auszug der Rauracher (Kelten, welche auch das heutige Birseck bewohnten,) mit den Helvetiern durch den Jura nach Gallien. Schlacht und Niederlage bei Bibrakte gegen die Römer unter Julius Cäsar. Rückkehr in die verwüstete Heimath. Die siegreichen Römer gründen Niederlassungen, legen Befestigungen und Straßen an, so die Straße von Pierre-pertuis nach Augusta-Rauracorum (Hauptstadt der Römer in Rauracien), durch das Birsthal mit einer Abzweigung von Zwingen über die Platte (Blauenberg), das Tschöpperli oberhalb der Klus bei Pfeffingen, über das Therwyler Hochfeld (Heerweg) nach Arialbinum (Binningen?), Olino (Holee?), Basileia (Basel), Robur (Kleinbasel?).

324. Konstantin der Große, erster christlicher Kaiser Rom's.

346. Justinianus, Bischof in Augusta Rauracorum auf dem Konzil zu Köln (?).

Unter den Alamannen.

406. Kämpfe der Römer gegen die Alamannen. Sieg der Letztern und Einzug derselben in's Land.

451. Einfall der Hunnen. Pantalus (?) Bischof und Märtyrer. Nach Zerstörung von Augusta Rauracorum durch die Alamannen und Hunnen vergrößert sich Basel und wird Bischofsitz.

Unter den Franken.

500. Die Franken unter König Chlodwig besiegen die Alamannen in der Schlacht bei Worms, belassen ihnen aber ihre Gesetze. Chlodwig nimmt das Christenthum an. Fränkische Mönche aus dem Kloster Luxueil (Franche-Comté) predigen in unserer Gegend das Evangelium.

568. St. Fridolin, ein irischer Mönch, Missionär der Alamannen, gründet das Kloster Säckingen, predigt nach der Sage auch im Birsthal.

618. Rachnarius, auch Racho, Mönch von Luxueil, wird Bischof von Basel.

708. Die h. Odilie, Aebtissin des Klosters Hohenburg im Elsaß, vergabt demselben durch Testament ihren Hof zu Arlesheim.

800. Waldo, Mönch von St. Gallen, Beichtvater Karls des Großen, Bischof von Basel.

806. Hatto, Gesandter Karls des Großen und Testamentszeuge, Bischof von Basel.

843. Theilung der fränkischen Monarchie durch den Vertrag von Verdun.

870. Adalvinus (Adelinus), Bischof von Basel. Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche theilen das Reich, Ludwig erhält Basel und den Baselgau.

880. Rudolf, Bischof von Basel, fällt in der Schlacht von Worms gegen die Normannen (?).

Unter den Burgundern.

888. Graf Rudolf der Welfe wird in St. Moritz zum Oberburgundischen König erwählt. Er besucht 912 Basel.

917. Zerstörung Basel's durch die Hunnen.

999—1025. Bischof Adalbert II., erster weltlicher Regent. Derselbe erhält nämlich von Rudolf III. von Burgund, nach dessen Tod seine Herrschaft an den deutschen Kaiser Heinrich II. übergeht, das Kloster Münster im Jura mit allen seinen Besitzungen.

Unter dem h. römischen Reich.

1002—1019. Kaiser Heinrich II. restaurirt das Münster zu Basel (stiftet die goldene Altartafel, gegenwärtig im Museum Cluny in Paris).

1004. Kaiser Heinrich schenkt der Kirche von Basel die Hard im Elsaß bis an den Birsig bei Binningen.

1041. Kaiser Heinrich III. überläßt der Kirche von Basel die weltliche Herrschaft über die Grafschaft Augusta, gelegen im Augstgau und Sisgau.

1072—1107. Bischof Burchard. Streit zwischen Kaiser und Papst.

1147—1149. Ortlieb von Froburg, Bischof von Basel, begleitet den Kaiser Konrad III. auf dem Kreuzzuge nach Jerusalem.

1135. Notker von Pfeffingen, Mitstifter des Klosters Beinwyl.

1235. Graf Rudolf von Thierstein, Leheninhaber der Burg Pfeffingen.

1239. Abtissin und Konvent zu Hohenburg im Elsaß verkaufen an Bischof Lüthold in Basel ihren Hof sammt Herrlichkeiten in Arlesheim.

1245. Die Grafen Ludwig und Hartmann von Froburg anerkennen, daß die beiden Schlösser Ober- und Niederbirseck (Reichenstein? und Birseck) dem Bisthum gehören. Der Bischof gibt dieselben dem Rudolf und Hugo Reich als Burglehen. Ein Theil des Lehens (Reichenstein) blieb der Familie Reich bis zur französischen Revolution, während Schloß Birseck von 1546 an bis zur Revolution durch fürstbischöfliche Landvögte verwaltet wurde.

1266. Der Dominikanerprior Achilles genannt Altschwiler predigt den Kreuzzug in Basel und im Elsaß.

1273. Rudolf von Habsburg während der Belagerung von Basel zum römischen König gewählt, schließt Frieden mit dem Bischof Heinrich von Neuenburg in Basel, nachdem er vorher dessen Ländereien verwüstet hatte.

1278. Im Kriege Rudolfs von Habsburg mit Ottokar von Böhmen betheiligt sich Bischof Heinrich von Basel mit seinen Rittern und kämpft persönlich mit in der Schlacht auf dem Marchfeld.

1314. Die Pestseuche.

1335. Graf Walram von Thierstein wird von Johann von Châlons, Bischof von Basel, auf seinem Schloß Pfeffingen belagert. Der plötzliche Tod des Bischofs rettet ihn.

1349. Der schwarze Tod.

1356. Großes Erdbeben, in dem Basel zerfiel.

1373. Bischof Johann von Vienne verpfändet Arlesheim, Reinach, Oberwyl und Allschwyl an die Freiherren von Ramstein.

1374. Konflikt des Bischofs Johann von Vienne mit der Bürger-

schaft von Basel. Pfeffingen wird von den Baslern verbrannt und das Birsthal verwüstet.

1406. Die Basler ziehen vor das Schloß Pfeffingen.

1441. Eröffnung des Konzils in Basel. Basel schließt mit Bern einen 20jährigen Bund.

1444. Schlacht bei St. Jakob. Der Dauphin nimmt sein Hauptquartier bei Hans von Thierstein auf Schloß Pfeffingen. Das Dorf Pfeffingen verbrennt infolge Brandstiftung der Armagnaken.

Wiederholte Verheerungen des Birsthals während des Konfliktes der Basler mit den Thiersteinern.

1445. Zug der Basler vor das Schloß Pfeffingen, sie legen eine Besatzung hinein, werden aber wieder daraus vertrieben.

1459. Gründung der Universität in Basel durch Papst Pius II.

1461. Verwüstung von Pfeffingen und Aesch durch Marquard von Stein, Landvogt von Mömpelgard.

1473—1476. Das Bisthum Basel betheiligt sich am Kriege gegen den Herzog von Burgund.

1493. Allianz des Bischofs mit den acht alten Orten.

1499. Schwabenkrieg. Schlacht bei Dornach und Treffen auf dem Bruderholz bei Reinach. Das Birsthal wird zur Wüste, „mehr, als ertragbares Elend."

1501. Basel's Aufnahme in den Schweizerbund.

1502. Pestseuche im Birs- und Leimenthal, „vor welcher sich nur wenige retteten und von welcher noch weniger genasen, wenn sie angegriffen wurden."

1511. Reinach emanzipirt sich von Pfeffingen und wird selbständige Kirchgemeinde. (Der „Pfaffenacker", Reben in Reinach, gehörte bis zur französischen Revolution den Pfarrern von Pfeffingen und Reinach.)

1517 und 1518. Vertrag zwischen Bischof Christoph von Utenheim und Heinrich von Thierstein über die Herrschaft Pfeffingen und die Dörfer Therwyl und Ettingen. (Von 1522 an regieren bischöfliche Landvögte auf Schloß Pfeffingen bis zur französischen Revolution.)

Beginn der Reformation in Basel.

1525. Bauernkrieg. Reinach, Ettingen, Therwyl, Oberwyl und Allschwyl werden in den Bürgerrechtsverband der Stadt Basel aufgenommen.

1527. Philipp von Gundolsheim wird Bischof von Basel. Ausdehnung der Reformation im Fürstbisthum.

1528. Verlegung des bischöflichen Sitzes von Basel nach Pruntrut.

1529. Der Kirchenschatz wird in ein Gewölbe des Münsters verbracht. Das Domkapitel flieht nach Neuenburg, dann nach Freiburg i. B.

1532. Einführung der Carolina (Peinliche Halsgerichtsordnung Karls des V.).

1547. Bischof Philipp beklagte sich bei den Reichsständen, daß seine Einkünfte blos 6687 Basler Pfund betragen, während für Verzinsung der Schulden des Bisthums einzig 5767 Pfund erforderlich seien.

1568. „Judenrumpel" zu Allschwyl.

1579. Jakob Christoph Blarer von Wartensee, Fürstbischof, verbündet sich mit den katholischen Schweizerkantonen.

1581. Beginn der Gegenreformation in Arlesheim durch den Fürstbischof.

1582. Gesandtschaft der katholischen Kantone in's Amt Pfeffingen nach Aesch wegen der Religionsfrage.

1584. Einführung des gregorianischen Kalenders.

1585. Vertrag des Fürstbischofs Blarer mit Basel, abgeschlossen in Baden unter Mitwirkung der Gesandten von Zürich, Bern, Luzern, Uri, Freiburg und Schaffhausen. Basel trennt sich definitiv vom Fürstbisthum und der Bischof verzichtet gegen eine Summe von 200,000 Gulden auf seine Ansprüche auf die Landgrafschaft Sisgau, die Aemter Waldenburg und Homburg; Lösung von Binningen, Bottmingen u. a. O.

1608. Beim Tode Blarer's ist die Gegenreformation im Birseck vollständig durchgeführt.

1610 und 1629. Pest im Birsecker- und Pfeffingeramt. Verheerungen, Mord, Brandstiftung, Raub, Kontributionen und „andere Schandthaten" während des dreißigjährigen Krieges namentlich durch österreichische und schwedische Truppen. Winterquartier des Herzogs Bernhard von Weimar.

1627. Dorfgerichtsordnung (Civil- und Prozeßgesetz) für das obere Birsecker-Amt durch Bischof Wilhelm Rink von Baldenstein.

1648. Westfälischer Friede. Ende des dreißigjährigen Krieges.

1652. Bischof Johann von Schönau und die Eidgenossen schließen einen Schirmvertrag ab. Die Aemter Birseck und Pfeffingen kommen „hinter die schweizerische Vertheidigungslinie".

1664. Zwei Kompagnien Fußvolk aus den Aemtern Birseck, Pfeffingen und Zwingen ziehen mit fliegenden Fahnen zum kaiserlichen Heer gegen die Türken.

1672—1679. Krieg zwischen Frankreich und Holland. Oesterreicher und Franzosen im Land. Friede zu Nimwegen.

1679. Das fürstbischöfliche Domkapitel übersiedelt von Freiburg nach Arlesheim.

1681. Einweihung der neugebauten Domkirche in Arlesheim durch Bischof Konrad von Roggenbach.

1707. Ettingen, Filiale von Therwyl, wird eine selbständige Pfarrei.

1690. Besatzung des Bisthums durch schweizerische Truppen im spanischen Erbfolgekriege.

1730—1740. Revolution des Volkes im Jura wegen der maßlosen Bedrückungen der Fürstbischöfe bei völliger Steuerfreiheit des Adels. Einrücken der Franzosen. Hinrichtung von Maire Pequinat, Riaz und Lion in Pruntrut unter Fürstbischof Jb. Sigmund von Reinach. 54,000 ‰ mußten allein für die Kirche und Domherrenwohnungen in Arlesheim durch Steuern aufgebracht werden. Die militärische Okkupation von 1740 durch die Franzosen kostete 86,000 ‰.

1758. Der Fürstbischof stellt dem König von Frankreich ein Regiment Soldaten unter Oberst von Eptingen.

1768. Kapitulation des Bischofs Simon Niklaus von Montjoie mit Ludwig XV.

1770. Hungersnoth im Bisthum.

1780. Vertrag des Bischofs Friedrich von Wangen von Geroldseck mit Frankreich.

1786. Dez. 16. Eröffnung der bischöflichen Armenanstalt in Delsberg. Beiträge von Jb. Wehrlin von Oberwyl 12,000 ‰, Lieutenant Schuhmacher in Arlesheim 848 ‰, Bischof von Roggenbach 600 ‰, Chorherr Mantelin 625 ‰.

1789—1793. Revolution im Fürstenthum unter Bischof Josef von Roggenbach, letzter regierender Fürstbischof von Basel.

1792. Abzug der österreichischen Truppen, Einrücken der Franzosen. Flucht und Absetzung des Bischofs. Auflösung des Domkapitels in Arlesheim.

Nov. 27. Abschaffung der Feudallasten. Freiheitsbäume.

Das Schloß Birseck geht in Flammen auf.

Dez. 19. Proklamation der raurachischen Republik.

1793. Januar 26. Uebergabe von Kirchenschatz und Archiv des Arlesheimer Domkapitels durch den fürstbischöflichen Schaffner Lindenmeyer in Basel an die Domherren v. Blarer, v. Rink und v. Neveu. (Das Archiv

war während der französischen Revolution in Schliengen versteckt und befindet sich gegenwärtig in Karlsruhe.)

Unter Frankreich.

1793. März 7. Vereinigung des Fürstbisthums Basel mit der französischen Republik als Departement Mont-terrible (1800 Departement Haut-Rhin).

1794. Der Arlesheimer Domherr J. B. Gobel von Thann, Bischof von Lydda, nachher Erzbischof von Paris, wird alldort am 13. April hingerichtet. Er und Hofrath Rengger, politischer Negotiator in Paris, waren die Hauptpersonen beim Sturze der fürstbischöflichen Herrschaft. Fürstbischof von Roggenbach stirbt in Konstanz und Franz Xaver von Neveu wird als sein Nachfolger gewählt nach erfolgter Ablehnung Blarer's.

1801. Konkordat Napoleon's mit Papst Pius VII. Rückkehr der 1792 vertriebenen Geistlichkeit. Vereinigung des Birsecks mit dem Bisthum Straßburg.

1803. Aesch wird zu eigener Pfarrei erhoben.

1807. Frieden von Lüneville. Definitive Abtretung des Fürstbisthums an Frankreich.

1813. März 20. Die Gemeindegüter werden als Nationaldomänen erklärt und mit dem Verkauf derselben begonnen. Die National- und Kirchengüter waren vorher schon veräußert (72 Millionen Franken in Assignaten sc.) und die Kirchenglocken abgeführt worden.

Dez. 23. Einmarsch der alliirten Heere.

1814. Konrad v. Andlau, großherzoglich badischer Minister, Sohn des letzten birseckischen Landvogts Karl v. Andlau in Arlesheim, wird Generalgouverneur des ehemaligen Bisthums Basel.

1815. Januar 29. Die Kirchgemeinde Arlesheim erwirbt die ehemalige Domkirche.

März 20. Wienerkongreß. Vereinigung des Birsecks mit dem Schweizerkanton Basel. Uebergabe durch den schweizerischen Generalkommissär Escher von Zürich.

Nov. 7. Vereinigungsurkunde von Basel. Arlesheim wird Bezirksort. Einführung der Landesordnung von 1813.

Erinnerungen an den Schwarzwald.

Von Franz Fröhlich.*

1. Im Werrathal.

Vom Hochkopf nieder über Todtmoos rinnen
Der Werra Quellen durch das schaumgenäßte
Felstobel, das in die granit'ne Veste
Gesprengt die unterird'schen Wühlerinnen.

Hoch auf der Berge schroffen Felsenzinnen
Stehn Bärenfelsen's, Werrach's Ueberreste.
Einst waren sie des Werrathales feste,
In Krieg und Sturm erprobte Herrscherinnen.

Naturkraft hat dem Bach das Bett gegraben,
Die Volkskraft hat das Ritterthum gebrochen,
Die Kunst hat durch die Felsen Weg gebahnet.

Was noth, geschieht. Das Todte wird begraben,
Die Fessel wird vom Freiheitstrieb zerbrochen,
Verwirklicht wird, was früher kaum geahnet.

2. Beim steinernen Kreuz.

Hoch auf des Hörnliberges freier Breite
Erhebt sich kunstreich in den Stein gehauen,
Der Herr am Kreuz. Die frommen Wandrer schauen
Empor zu ihm und flehn um sein Geleite.

Und schweift das Auge rechts in fernste Weite,
So glänzen drüben in den Schweizergauen
Der Säntis, Tödi und die Bernerfrauen,
Der keusche Mönch als Beicht'ger an der Seite.

Von Todtmoos her, dem stillen Wallfahrtsorte,
Wo wunderwirkend die Maria thronet
Und fromme Bitte mit Erhörung lohnet,

Führt uns der Weg zur hehren Säulenpforte
St. Blasiens, wo Benedikti Orden
Des Schwarzwalds Leuchte und sein Heil geworden.

3. Kloster St. Blasien.

Dem Pantheon, nach dem die Kuppelmauern
Sankt Peters Michel Angelo gebaut,
Den Tempeln gleich, wo seinen Gott geschaut
Der Heid' und Christ in andachtsvollen Schauern

Erschuf auch diesen Dom in einem rauhern
Gebirg und Volk der Glaube, der vertraut,
Du hast die Wildniß liebreich angebaut
Im Herz und Land. Selbst nach dem Sturze dauern

Die Segnungen, die du dem Land gebracht,
Noch fort; dein Fleiß hat urbar es gemacht;
Kurz — deine Werke loben deinen Namen.

Wohl dem, der sich, wenn Alles wankt und kracht,
Wenn ihn die Welt verkennt, verfolgt, verlacht,
Bewußt ist: daß gestreut er guten Samen!

4. Fabrik St. Blasien.

Zwei Wege nur gab's von des Rheines Bette
Für Pilger nach St. Blasiens Klosterhallen.
Jetzt da die hehren Glocken nicht mehr schallen
Und da verwaist des Tempels heil'ge Stätte,

Erbaut man dahin Straßen in die Wette.
Statt Pilger sieht man Spinner zahlreich wallen;
Mit Blaßgesichtern füllen sich die Hallen;
Geschnarr der Räder tönet statt der Glocken.

Der Wechsel hat die Menschenzahl vermehret,
Den Armen kümmerliches Brod gewähret
Und einen andern, leichtern Sinn gegeben.

Doch Glück und Tugend wurden nicht gemehret;
Nicht besser wird der Hungrige genähret
An Leib und Geist; nicht würd'ger ist sein Leben.

5. Die Werra.

(Kommt vom Hochkopf über Todtmoos.)

h aus des Schwarzwalds Schooße
du an's Licht der Welt;
Wiege war im Moose
eich und lind bestellt.

Bald wuchsest du vom Kinde
Heran zur holden Maid,
Dein glücklich Angebinde
Ist stete Munterkeit.

Du eilest aus dem Walde
Hinaus zum lichten Rain,
Und spielst an grüner Halde
Im goldnen Sonnenschein.

Du brichst durch helle Buchen
Und durch den finstern Tann,
Scheinst einen Schatz zu suchen,
Der ganz dein Herz gewann.

Du schlüpfst durch grüne Wiesen,
Um Felsen gleich dem Aal,
Erkämpfst dir von den Riesen
Den freien Weg zum Thal.

Bald wird ein Damm erstiegen,
Bald springst du in die Kluft;
Die krausen Haare fliegen
Und flattern in der Luft.

So stürmest du hernieder
Zum stolzen schönen Rhein;
Das Herz klopft unterm Mieder
In heißer Sehnsuchtspein.

Er harret dein im Thale,
Du sinkst an seine Brust,
Und folgest dem Gemahle —
Des schönsten Glück's bewußt.

---

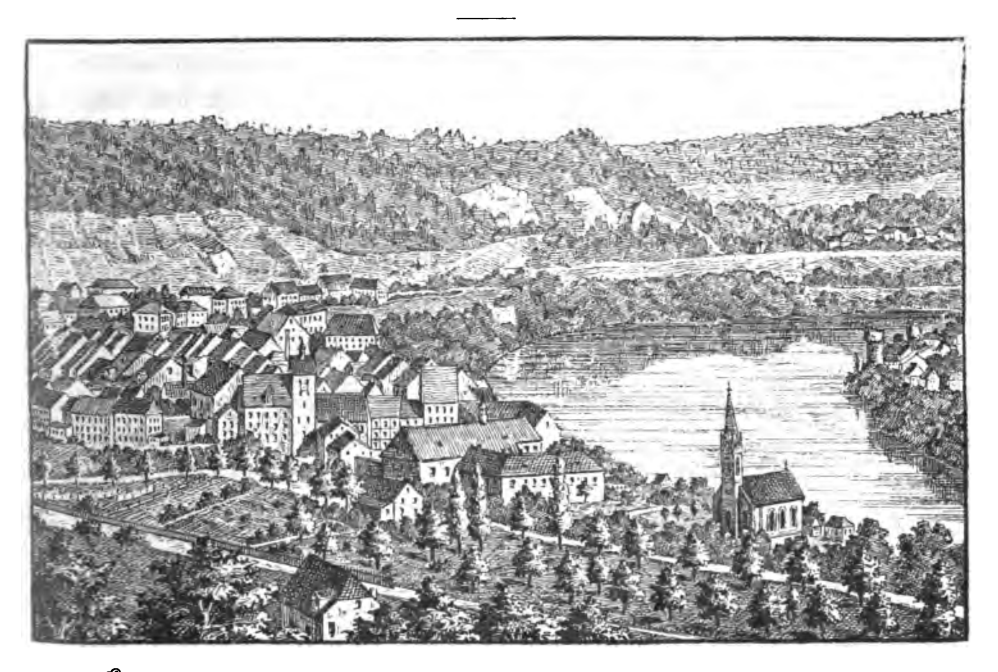
* Der Verfasser der oben mitgetheilten poetischen Wanderung ist ein Sohn des Prophetenstädtchens Brugg. Am 23. November 1809 daselbst geboren, besuchte er seit 1823 das Gymnasium und drei Jahre später die Akademie in Bern, da er sich Anfangs der Theologie zu widmen gedachte. Aber von derselben nicht sonderlich gefesselt, wandte er sich 1828 der Rechtswissenschaft zu, welcher er auf den Hochschulen Freiburg i. Br. und Heidelberg unter ausgezeichneten Lehrern, wie Rotteck und Welcker, Thibaut, Mittermaier und Zachariä oblag. Nach seiner Heimkehr ward er 1832 Amtsschreiber, 1838 Gerichtsschreiber in Brugg und 1842 Mitglied des aargauischen Obergerichtes, bei welchem er 1849 zum Vizepräsidenten und 1857 zum Präsidenten aufstieg. Letztere Stelle bekleidete er bis zu seinem am 19. November 1866 durch ein Nervenfieber herbeigeführten Tode. Sein gewissenhaftes Walten als Beamter hat sein Kollege Ed. Dössekel mit den Worten geschildert:

„Des Richteramtes Würde zu bekleiden
Geschaffen ganz, gerecht auf allen Wegen
Und jedem Schlechten scharfen Worts entgegen,
Von feinem Geiste, klug, bewußt, bescheiden."

Neben seiner Amtsthätigkeit suchte und fand Fröhlich in philosophischen und kunsthistorischen Studien, sowie in eigenen dichterischen Versuchen ein ergänzendes Gegengewicht gegen die juristische Verstandesthätigkeit. Seine sinnigen poetischen Gaben spendete er gern bei festlichen Anlässen und in gesellschaftlichen Kreisen. Eine Anzahl derselben erschien im Einzeldrucke und Zeitschriften; eine Gesammtausgabe hat er leider nicht veröffentlicht. — (Näheres siehe in der zum Drucke vorbereiteten zweiten Lieferung der „Aargauischen Schriftsteller, von Prof. A. Schumann.)

Waldshut und Umgebung.

Von K. J. Ganter, Rathschreiber.



Wer einmal in Waldshut war, der wird nach diesem reizenden Platze Badens und Grenzort des südwestlichen Theiles des deutschen Reiches sich stets zurücksehnen; gibt es doch Touristen von tiefgehendem Verständniß für die Schönheit und Großartigkeit der Natur, die das Panorama von Waldshut verschiedenen in Wort und Bild hoch gepriesenen berühmten Orten an die Seite stellen. Von jeher hat man gern und mit Vorliebe das hübsche Städtchen aufgesucht, und zur Sommerszeit entwickelt sich hier ein gar reges Touristen- und Familienleben. Gilt zwar dieses Ab- und Zugehen noch nicht so sehr der Stadt und ihrer herrlichen Um-

gebung, als vielmehr der Innehaltung der festgesetzten Reiseroute in di Schweiz und in Waldshut's benachbarte Luftkurorte, so dürften doch bal Stadt und Umgebung den nach Ruhe, Erholung und Genesung sich Sehnen den hier bannen.

Die Stadt Waldshut liegt an dem 200′ hohen Gestade des Rheins am Süd-Anfange des Schwarzwaldes, hart am südlichen Fuße des Haspelberges, durch den östlich liegenden Aarberg von dem Wutachthale getrennt in sehr freundlicher Umgebung und sommerlicher Lage. Das Straßenpflaster liegt 1036′, der Rheinpegel 954′ hoch über der Meeresfläche. Rings um die Stadt und deren Häuser und Gärten, namentlich von der Straße nach dem Fahrhaus oberhalb der Stadt öffnen sich dem Auge die herrlichsten Aussichten in das üppig bewaldete Aarethal, auf die lieblichen Vorberge des östlichen Jura's, zum Theil auf die schneebedeckten Häupter der Alpen. Prächtige Spaziergänge und Ausflüge bieten sich nach allen Richtungen in Hülle und Fülle. Bezaubernd wirkt auf den Beschauer das von Zeit zu Zeit hervortretende und die weite Fläche des Rheines im rosigen Lichte schauende Alpenglühen. Die Stadt, Knotenpunkt der Eisenbahnen Basel-Konstanz und Waldshut-Turgi-Zürich ist zugleich Centralplatz für die Ausflüge in die Schweiz, in die sehr nahe gelegenen Alb-, Murg-, Wutach- und Steinathäler. Die Stadt selbst, aus einer sehr breiten Hauptstraße und einigen Seitenstraßen bestehend, auf den Trottoirs sauber und glatt, trägt noch vielfach an Gebäuden und ehrwürdigen Thoren das Gepräge ihrer mehr als sechshundertjährigen Geschichte, ihrer nicht geringen mittelalterlichen Bedeutung. Die Neuzeit hat mit ihren Ergebnissen das öffentliche und bürgerliche Leben der Stadt vielseitig verbessert und veredelt und manche lebenskräftige Pflanzung unserer Tage hat hier einen guten Boden gefunden. Waldshut ist Sitz eines Bezirksamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines kaiserlichen Postamts, einer Wasser- und Straßenbau-Inspektion, einer Kreisschulvisitatur; es hat eine sechsklassige, stark von auswärts besuchte höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule und gute Volksschule, einen landwirthschaftlichen Bezirksverein, eine Waisen- und Sparkasse für den ganzen Amtsbezirk, einen Vorschußverein, ein 130 Mann starkes Feuerwehrkorps, eine gute Stadtmusik, einen trefflichen Gesangverein, einen Schützenverein, zwei Lesegesellschaften, einen Militär-, Turn- und Arbeiterfortbildungsverein, einen noch vielversprechenden Verschönerungs-, Schwarzwald- und thätigen Kurverein. Die Stadt ist, in politischer Hinsicht betrachtet, Hauptstadt des badischen Kreises

Waldshut (1242 Quadratkilometer oder 22,56 Quadratmeilen mit 84,000 Einwohnern). Sie hat drei Kirchen, eine römisch-katholische und eine altkatholische, eine protestantische und nach der neuesten Volkszählung 2700 Einwohner. Religiöse Zwiste sind hier nicht zu verzeichnen; Religionshasserei findet hier keinen Boden, ein Jeder sucht nach seiner Façon selig zu werden. Verschiedene Stiftungen für Schulen und Kirche, für arme Wöchnerinnen, reiche Stiftungen, besonders das vermögliche Spital, zeugen noch von dem für Kirche und Schule und die Allgemeinheit opferwilligen, reichlich gabenden Sinne wackerer Altvordern, mehrerer heute noch in bestem Angedenken stehender Bürger und Stifterinnen. Von großem Nutzen für den Einzelnen sowohl als für die Gesammtheit, für den Fremdling, wie für den Einheimischen ist das vorhandene große Spital mit seinen für die Heilung und Pflege Kranker auf das Vollkommenste getroffenen Einrichtungen.

Waldshut ist ferner der Sitz eines Bezirksarztes, eines Bezirksassistenzarztes, welch Letzterer zugleich die umfangreiche Spitalpraxis versieht, eines Bezirksthierarztes und selbstverständlich einer Apotheke. Mannigfaltig ist der Gewerbefleiß und finden wir in Waldshut, der Hauptstraße entlang, in den nahe aneinander gebauten, gewissermaßen aneinander gefügten Häusern auf beiden Seiten Laden au Laden der Kaufleute und der Gewerbetreibenden, ferner und zwar meistens vor den Thoren gelegen, zwei Baumwollspinnereien, zwei Webereien, eine Seidenspinnerei, Färberei und Bleicherei, Fabrikation von gebogenen Möbeln, eine Mühlsteingrube, eine Maschinenfabrikation für Brauereieinrichtungen, eine mechanische Werkstätte. Beim Fahrhaus am Rhein wird eine Seifenfabrik betrieben.

Die prachtvoll über dem Felsengestade des Rheins gelegene Gartenwirthschaft und Kegelbahn zum „Rebstock“, die Biergärten von Dietsche vor dem obern und von S. Mayer vor dem untern Thor, das Sommerhaus des mit lohnender Aussicht auf den Rhein und die Alpen hübsch gelegenen Gasthofs zur Blume, das geräumige Anwesen des Hotels Schätzle am Bahnhof, das Fahrhaus gegenüber des Schweizerdorfes Koblenz an der Eisenbahnbrücke, die erheiternde Jüppe an dem jenseitigen Rheinufer, Dogern, Gurtweil, Schmitzingen, Waldkirch öffnen dem geselligen Zusammenleben ihre gastliche Pforte oder laden wie der nahe Kalvarienberg, der Haspel, der Hungerberg, das freundlich gelegene Eschbach den Wanderer überall auf schattigen Gehwegen zu den herrlichsten Spaziergängen ein, und jeden Augenblick wechseln an den Halden und auf den Höhen

die reizendsten Aussichten in das Rheinthal oder in das gegenüberliegende Prachtgemälde der schweizerischen Berge. Anmuthige, mit behäbigen Ruhebänken versehene Waldpfade führen durch nahe Buchenhaine und würzige Tannenwaldungen und laden zu längerem Verweilen ein. Traute Plätzchen, malerische Ausblicke, sinnreich überschrieben, sind auserlesen und findet sich der Wanderer in dem eigens vom Kurverein herausgegebenen Führer der Stadt und Umgebung zurecht. Auf der Höhe des Kalvarienberges, auf dem Haspel, auf der Wolfsackerhöhe, dem Hungerberge, auf dem Galgenrain vereinigt sich mit dem angenehmen Einathmen stets frischer, kräftigender Luft, Fluß, Wald- und Hochgebirge zum reizendsten Rundbilde und in diesem Reiz und dieser Mannigfaltigkeit des Rundblicks ist idyllisch gelegen die Stadt. Das liebliche Uferbild des Rheins, das Gestade der grünlich gefärbten Aare fesselt den Blick des Spaziergängers immer von Neuem. Auf dem Rheine selbst, der eine Breite von nahezu 200 Meter hat, vermittelt die vorhandene Schifffahrt den lebhaften Verkehr mit den Nachbarorten der Schweiz. Kleine Fahrzeuge mit fröhlichen Leuten durchgleiten während der Sommerszeit die blaue Fluth. Neue Stärke und vollkommene Erquickung findet der Körper in dem gut eingerichteten Rheinbad. Warme Bäder, Mineral- und Soolbäder sind stets in der Brauerei Dietsche zu haben. Der Rhein liefert reiche Ausbeute an Fischen. Gesangliche und musikalische Genüsse, gesellige Unterhaltungen und ein offenes, zutrauliches Benehmen der Bewohner der Stadt helfen über jede Langeweile eines schlechten Wetters hinweg.

Bei aller Schönheit und allen Reizen der Natur steht für Waldshut als Luftkurort die gesunde, klimatisch-geographische Lage der Stadt oben an. Bei allen Veränderungen der ganzen Gegend wird die Atmosphäre nur unmerklich affizirt, mehr oder minder schädliche gasförmige Ausdünstungen finden in dem vorhandenen Rheinwasser vorsorgende Aufnahme. Die keinem raschen Wechsel unterworfenen Temperaturverhältnisse üben auf diesen Waldeshöhen für die Gefühle und Seelenstimmung des Menschen den fühlbarsten Einfluß aus. Die Gleichmäßigkeit des Klima's bedingt hauptsächlich das körperliche Wohlbefinden der Bewohner der Stadt. Zu Gottes wundervoller Natur gesellt sich zur gleichmäßigen Vertheilung der Wärme noch Reinheit der Luft und Beständigkeit im Feuchtigkeitsgehalte derselben. Die Stadt ist auf Felsen, auf kompaktem Gestein erstellt und sind solche Orte erfahrungsgemäß unempfänglich für jede ansteckende Krankheit. Die vorhandene Wasserleitung bringt Quellwasser aus den Bergen

Das Trinkwasser besitzt nach chemischer Untersuchung des verstorbenen Professors und Geh. Hofraths Dr. Birnbaum aus Karlsruhe alle Anforderungen, welche man an ein gutes Trinkwasser zu stellen hat. Die Sterblichkeitsverhältnisse sind derart, daß seit zehn Jahren ein jedes Jahr auf tausend Personen fünfzehn Todesfälle kommen, worunter die Hälfte der Gestorbenen das 63. bis 90. Lebensjahr erreicht haben. Die durch elektrische Entladungen in manchen Gegenden häufig vorkommenden Blitzschläge sind hier sehr selten und sind es hier gerade sechszig Jahre, seit der Blitz in ein Haus eingeschlagen. Ein guter Ableiter mag wohl der nahe Rhein sein. Wie gesagt, Waldshut ist der gemachte Luftkurort.

Aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers

während der Belagerung von Hüningen

vom 22. Dezember 1813 bis 16. April 1814.

Als im Laufe des Monats Dezember 1813 die Heere der verbündeten Mächte bis an den Rhein und durch Basel über den Rhein marschirten, um gegen den gemeinsamen Feind Napoleon I. zu ziehen, sah sich die Festung Hüningen, welche seit ihrer Erbauung im Jahre 1680 den wechselvollen Schicksalen ihres Brückenkopfes von ihren Wällen herab hatte zusehen können, zum ersten Male mit einem unmittelbaren Angriff bedroht, als General Graf Wrede am 22. Dezember 1813 dieselbe einschloß und in der Christnacht die Laufgräben gegen sie eröffnete.

Das Fortschreiten der Belagerungsarbeiten wurde indessen für einige Zeit dadurch unterbrochen, daß Graf Wrede, um die auf dem großen Kriegsschauplatze operirenden Heere zu unterstützen, gegen Mitte Januar über die Vogesen in's Innere von Frankreich vorrückte, das Geschütz aus den gegen Hüningen erbauten Batterien zurückzog und ein Truppenkorps von 2500 Mann gegenüber der 3600 Mann starken Besatzung, zur fortgesetzten Einschließung der Festung vor derselben zurückließ, unter dem Kommando des bayerischen Generallieutenants Baron von

Zoller.* Anfangs April 1814 wurde das Einschließungskorps sowohl als das Belagerungsgeschütz so bedeutend verstärkt, daß unverweilt der zu der zweiten Parallele führende Verbindungslaufgraben ausgeführt werden konnte, nicht aber die zweite Parallele selbst, die erst nach der Wegnahme des der Hauptumfassung der Festung vorliegenden Hornwerkes eröffnet werden konnte, welcher Einnahme aber die Zerstörung des bis dahin mit ausdauernder Tapferkeit vertheidigten Machicouli-Thurmes vorangehen mußte. Es wurde dieses durch zwei auf jedem der beiden Rheinufer erbauten Batterien bewerkstelligt, aus welcher der genannte Thurm am 5. April so wirksam beschossen wurde, daß derselbe in kurzer Zeit sich in einen Schutthaufen verwandelte, wodurch dessen Besatzung zum schnellsten Rückzug gezwungen und die den Thurm umgebende Schanze sogleich von Belagerungstruppen besetzt ward.

Der Einnahme des Thurmes folgte ungesäumt die Beschießung des Hornwerks und hierauf dessen Erstürmung mit so günstigem Erfolge, daß dasselbe, des heftigen Feuers aus der Festung ungeachtet, behauptet, in ein Logement für die Belagerer umgewandelt, das Belagerungsgeschütz aus der ersten nach der zweiten Parallele gebracht und aus derselben das Feuer sofort eröffnet wurde.

Während der österreichische Artilleriegeneral Baron Fasching auch auf dem rechten Rheinufer Batterien erbaute und solche mit Geschütz besetzte, dauerte das gegenseitige Feuer vom 6. bis 10. April mit gleicher Heftigkeit fort, wurde zwar am 10. April durch einen Waffenstillstand unterbrochen, der jedoch ohne Erfolg blieb, so daß am 11. April das Feuer auf die Festung aus 106 Geschützen neuerdings eröffnet wurde, bis zum 12. April Mittags fortdauerte und in der Festung so bedeutenden Schaden anrichtete, daß neue Unterhandlungen eintraten, durch welche endlich am

* Karl Freiherr von Zoller wurde 1773 zu Bitsch geboren und stand zuerst in französischen Diensten, wanderte später aus Frankreich aus, wurde 1795 Lieutenant im bayerischen Heere, machte 1799 die Kriege in der Schweiz mit, focht bei Wagram und 1812 in Rußland, leitete 1813/14 die Belagerung von Hüningen, und war von 1818 bis 1825 Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission. Zur Artillerie zurückgetreten, ward er mit dem Grade eines Generals der Artillerie Chef dieser Waffe und starb den 27. August 1849 in München mit dem Titel eines bayerischen Feldzeugmeisters; von ihm rührt das Zoller'sche Geschützsystem von 1836 her. (Freiherr von Zoller, Major im Generalstab der dritten Division in Nürnberg, dem ich einige Mittheilungen verdanke, ist ein Großsohn des Generals. Der Herausgeber.)

15. April 1814 eine Uebereinkunft zu Stande kam, zufolge welcher die alliirten Truppen am 16. April Morgens um 8 Uhr in die Festung Hüningen einzurücken hatten. Der Dienst in der Festung sollte zu gleichen Theilen versehen werden, der Kommandant des Belagerungskorps, Generallieutenant von Zoller wurde einstweiliger Gouverneur von Hüningen und der französische Kommandant Oberst Chancel blieb in seiner Stelle als Platzkommandant.

Am 16. April Vormittags von 10 Uhr an hielten die Truppen der verbündeten Mächte unter Anführung der anwesenden russischen Großfürsten Nikolaus und Michael ihren feierlichen Einzug kraft erwähnter Uebereinkunft und die Festungswachen wurden gemeinschaftlich mit den noch zurückgebliebenen französischen Linientruppen besetzt.

Diese gemeinschaftliche Besatzung dauerte bis zum 8. Juni, an welchem Tage die bayerischen Truppen die Festung verließen, während die französische Besatzung bis auf 4000 Mann verstärkt wurde.

Die Belagerung von 1814/15 brachte dann der Festung ein definitives Ende und damit fiel auch die fortwährende Bedrohung Basel's und der Schweiz für immer dahin. Heute ist die Festung nur noch durch einige Ruinen, verschüttete Wälle und Gräben kenntlich, eine militärische Bedeutung hat sie nicht mehr, die allmälig zerfallenden Militärgebäude und Kasernen sind auf dem Wege der Versteigerung in Privathände übergegangen. So vergeht die Herrlichkeit der Welt.

* * *

Ueber die Belagerung selbst entnehme ich dem Tagebuch eines aktiven Offiziers der Festung folgende in einer Broschüre „Le siége de Huningue par un officier de la Garnison" erschienenen Mittheilungen:

Am Vormittag des 21. Dezember 1813 ging das verbündete Heer in Basel über den Rhein, um die Festung einzuschließen. In derselben lagen bei einer Einwohnerschaft von 779 Seelen 3600 Mann Garnison verschiedener Waffengattungen, nämlich 1000 Mann vom 7. Regiment leichte Infanterie (Oberst Chancel), * 1500 Mann vom Regiment Haute-

* Jean Hugues Theophile Chancel wurde den 12. Februar 1766 in Loriel, Departement de la Drome geboren und starb den 9. November 1834 in Blotzheim bei Hüningen. Er trat 1784 als Soldat in das 45. Infanterieregiment ein und

Saone (Graf Marmier), 780 Mann des Niederrheindepartements (Oberst Lentz), 120 Mann des 9. Artillerie-Regiments (Major Lallier),* 125 Mann des 105. Linien-Regimentes, 15 reitende Jäger und 60 Mann lokale Nationalgarde. Höhere Offiziere waren: Genie-Oberst Pinot, Stabschef Major Aspelli,** Platzmajor Moritz, die Bataillonschef Mougeot, Glaubitz, Kuhn, Ponceau, Butard, Morelli und Vinssen.

In der Nacht vom 22. Dezember fand der erste Ausfall der Belagerten mit 400 Mann längs des Kanals gegen Neudorf (Village-Neuf) statt. Ein feindlicher Posten auf der Kanal-Brücke wurde überrascht, womit man sich momentan begnügte. In der folgenden Nacht antwortete der Feind auf dieselbe Weise und auf allen Punkten entspann sich heftiges Gefecht. Das Fort Machicouli wurde unhaltbar, Lieutenant Apfel mußte es eiligst verlassen, er selbst verrenkte sich den Arm dabei und verlor eilf Gefangene an den Feind.

Am nächsten Mittag machte Kapitän Sautemont den Versuch, das Fort wieder zu nehmen. Von der Festung aus unterstützte ihn eine heftige Kanonade auf den Feind, die Bayern mußten unter schweren Verlusten bis in die Gärten von Basel zurückweichen. Ein Lieutenant besetzte mit 25 Mann das Fort. In der Weihnachtsnacht (25. Dez.) ging indeß der Platz wieder verloren, weil offenbar die Vertheidigungsmittel sehr ungenügend waren und nicht einmal ein solides Thor vorhanden war. Wieder wurde versucht, die Redoute Machicouli zurück zu erobern; man warf einen Hagel von Bomben und Haubitzen auf den Feind, der auch zurückwich, ein heftiger Ausfall beim obern Rhein führte zum Ziel. So-

---

wurde nach drei Jahren Dienst, 1787, verabschiedet. Wieder eingetreten wurde er 1791 Unterlieutenant im 4. Bataillon de la Drome, 1792 Kapitän, im Jahre II der Republik Bataillonschef, im Jahre IX am 4. Thermidor Brigadechef und Platzkommandant von Hüningen. Als Ritter der Ehrenlegion und maréchal de camp honorfique wurde er 1820 mit 3500 Fr. Gehalt pensionirt. Er machte die Feldzüge mit in der italienischen Armee, in der englischen Armee, in der Armee von Mainz, in der Donau- und in der Rheinarmee. Den 15. Floreal des Jahres VIII wurde ihm in der Schlacht bei Möskirch der rechte Arm weggerissen; bei der Belagerung von Hüningen wurde er durch einen Bombensplitter verwundet, als er Kriegsmaterial retten wollte.

* Major Lallier war Bataillonschef der Artillerie.

** Aspelli war Regimentsmajor, was dem Grade eines Oberstlieutenants gleich kommt.

Fort ließ man jetzt das Fort in Stand setzen. Der Feind hatte starke Verluste und erbat sich zwei Stunden Waffenstillstand zur Beerdigung seiner Todten.

Seit dem 24. Dezember hatten die Verbündeten unterhalb Klein-Hüningen Laufgräben geöffnet; am 27. entdeckte man drei große Batterien darin, nur ungefähr 975 Meter von der Festung entfernt. Der Feind wurde nicht gestört und so hatte er am 28. seine Arbeiten vollendet. Am 29. verlief der Tag in größter Ruhe; man überließ sich dem Schlafe; Niemand ahnte etwas. Plötzlich um 11 Uhr Abends begann von den drei deutschen Batterien ein furchtbares Feuer; 4 Stunden lang regnete es Bomben und Granaten. Die Einwohner irrten jammernd umher und suchten Verstecke. Das Lazareth mußte mitten in der Nacht, unter dem feindlichen Feuer entleert werden und man schaffte die Kranken in eine Kasematte. Eine große Zahl öffentlicher und Privatgebäude wurde schwer beschädigt, glücklicherweise Niemand getödtet. Nun folgten zwei Tage der Ruhe, man erholte sich ein wenig vom Schrecken; in der Nacht vom 30. Dezember aber begann das Bombardement von Neuem und dauerte bis 4 Uhr des folgenden Abends, also den ganzen Tag hindurch. Im Kommandantur-Büreau traf eine Bombe zwei Offiziere und tödtete einen Soldaten. In den Gefängnissen am Rheinthore herrschte eine furchtbare Verwirrung. Die Bürger lagerten darin mit Betten und Vorräthen, jammerten und klagten unaufhörlich, beweinten ihre Todten und den Verlust ihrer Habe. Noch schlimmer sah es in der großen Kasematte aus, wo ursprünglich Getränke und Gemüse lagerten; man mußte für den Garnisons-Chef und einige Notabeln der Stadt Wohnungen darin herrichten und auf den Tonnen umher lagerten zahlreiche andere ärmere Bürger, so daß zuletzt der Durchgang fast unmöglich wurde. Nur zwei Lampen erhellten diesen großen Raum, in dem, wie im Hades der griechischen Götter, bleiche dunkle Schatten umher irrten und wo von einer hohen Tonne aus der Bürgermeister den Klagenden fortwährend Stillschweigen befahl.

So ging das Jahr 1813 zu Ende. Seit dem 21. Dezember waren 13 Mann gefallen. Mit Jubel-Fanfaren wurde das neue Jahr begrüßt und die Hoffnung belebte die Herzen, aber nur kurze Zeit, denn alsbald eröffnete der Feind sein Feuer wieder vom rechten Ufer her und unterhielt es bis 4 Uhr Morgens. Zwei Einwohner wurden durch Bomben im Bette getödtet, die Häuser litten schwer, doch wurde wenigstens keine

Feuersbrunst verursacht. Das mochte der Feind aber gerade beabsichtigt haben und so zielte er auf 20—25 große Heuhaufen vor der Stadt, die auch richtig in Flammen aufgingen. Der Neujahrstag blieb ruhig (Blücher's Rheinübergang), nur in den folgenden Nächten wurde geschossen.

* * *

Der Kriegsrath verurtheilte einen Deserteur zum Tode. Am 4. Januar forderte ein feindlicher Parlamentair die Uebergabe der Festung, aber trotz der Entbehrungen wiesen Garnison wie Bürger dieselbe einstimmig zurück, worauf in der Nacht ein neues Bombardement erfolgte, dem der Major Mougeot zum Opfer fiel. Die Beschießung wurde energisch erwidert und endlich um 10 Uhr Morgens waren die feindlichen Batterien demontirt. Als am 5. der mehrtägige Nebel wich, entdeckte man (!) eine vom Feinde geschlagene Schiffbrücke über den Rhein, sowie an der Mündung der Wiese, bei der Klybeck, auf Basler Gebiet eine Batterie, gerade Machicouli gegenüber. Von dort aus flogen in der folgenden Nacht 120 Kugeln herein. Mit todesmuthiger Aufopferung der Soldaten und Bürger wurde eiligst das gefüllte Arsenal entleert; während der Arbeit fing es Feuer, bald brannten die Fußböden schon und das Gebäude ging verloren; zum Glück explodirte nichts; die Beschießung dauerte die ganze Nacht, aber nur ein Soldat fiel, während es uns gelang, endlich wieder die feindliche Batterie außer Thätigkeit zu setzen. Die nächste Nacht blieb ruhig, wahrscheinlich fehlte den Bayern die Munition. Eine Rekognoszirung nach St. Louis wurde unternommen, doch ohne besondere Entdeckungen zu machen. Kleines Vorpostengefecht.

Ein anderer Feind begann sich aber in der Festung selbst zu zeigen. Die Lebensmittel nahmen ab. Die Bewohner hatten von jeher in Basel ihre Vorräthe gekauft und im Vertrauen auf die Tapferkeit der Soldaten und im Hinblick auf die Unwichtigkeit der kleinen Festung, an keine lange Einschließung gedacht. So entstand eine falsche Sicherheit, die sich plötzlich in Schrecken verwandelte. Anfangs hatten die Bewohner den Truppen ihre Gärten zur Verfügung gestellt und so war in 20 Tagen verzehrt, was drei Monate reichen konnte. Jetzt meldete sich der Wucher, der von Ehre und Vaterland nichts weiß und bald gab es unerschwingliche Preise der nöthigsten Dinge. Seit dem 9. Januar kostete 1 Kommisbrod 1 Fr.,

1 ℔ Speck 3 Fr., 1 ℔ Kerzen 6 Fr. ꝛc. Am 9. Nachts fing, wie es der Feind zu lieben schien, das Schießen wieder an; überrascht wurde man freilich nicht mehr, denn abwechselnd wachten jede Nacht Bürger und Militär. Diesmal wurde das Rheinthor beschossen, damit durch eine Bresche mit Hilfe der Schiffbrücke ein Sturm unternommen werden konnte. Die Vermuthung war richtig; am Tage von 5—9 Vormittags setzte sich das Schießen fort und dann wurde der Sturm versucht, aber rasch abgeschlagen. Der Verwundeten waren indeß so viele, daß man Arsenal und Gemeindehaus wieder herrichten mußte, um sie dort nothdürftig unterzubringen.

Nun folgten neun Ruhetage, doch wagte Niemand zu schlafen, aus Furcht vor einem Ueberfalle. Am 14. war die feindliche Brücke plötzlich verschwunden, man schöpfte neue Hoffnung und die Truppen exerzirten sogar zum Zeitvertreib auf dem Platze. Am 20. wurde ein bayerischer Posten von 4 Mann gefangen, die nebst 3 andern Mann bei den Handmühlen zum Kornmahlen verwendet wurden. Die Lebensmittel nahmen immer mehr ab und bald mußte man zum Pferdefleisch greifen. Einige Bürger hatten sich eine fette Kuh verschafft, auf Ersuchen aber theilten sie dieselbe mit der Garnison. Nur kleine Gefechte fanden bis zum 27. Januar statt; dem Feinde mußte die Munition fehlen. Es war ein eintöniges Leben, doch fehlte es nicht an kleinern Episoden; ein Regiments-Adjutant wurde vom Feinde gefangen, als er Tabak einhandeln wollte; kleine feindliche Trupps näherten sich dem Ufer und sangen, stoben aber eiligst davon, als auf sie geschossen wurde; einem Wagen, der nach Basel fuhr, schoß man zum Zeitvertreib die Pferde weg, worauf der Feind etwa zehn Haubitzen in die Stadt warf. Am 29. bemerkte man vor der feindlichen Front fortwährend Veränderungen und Bewegung, es geschah aber keinerlei Angriff. Die Bayern mußten wohl durch Hunger die Uebergabe erzwingen wollen, denn zwanzig Tage hindurch war nichts Wesentliches vorgekommen. Am 30. erhielt die ganze Garnison Pferdefleisch, wozu der Genie-Oberst die höhern Offiziere zu einem sehr ausgesuchten Mahl einlud. Es soll zehn Platten gegeben haben und am Abend wurde ein Schauspiel aufgeführt. Viele Soldaten waren unzufrieden damit, doch sollte dadurch der Garnison neues Vertrauen eingeflößt werden, weil die Desertionen sich häuften, besonders beim Regiment Bas-Rhin. Am letzten Januar sollte diesem Regiment sogar jeder äußere Dienst entzogen und jeder Soldat desselben, der sich an den Barrièren zeigte, erschossen werden. Oberst Lentz aber protestirte dagegen und bürgte für den Patrio-

tismus seiner Mannschaft, die aus Elsässern bestand; er verlangte sogar die Ehre der äußersten Posten und man gab ihm nach.

* * *

Am 1. Februar fand wieder eine Theater-Aufführung am Rheinthor statt. Den Januar hindurch waren 71 Personen gestorben. Die Preise stiegen fortwährend riesig; am 2. Februar kostete ein Kapaun 25 Fr.; ein Kommisbrod 1½ Fr.; 1 Scheffel (20 Liter) Kartoffeln 4 Fr. Speck war unerschwinglich geworden und doch am meisten gesucht, da sonst weder Fleisch noch Fett mehr existirte. Am 3. Februar marschirten vom Elsaß her viele feindliche Truppen nach Basel, eine Regiments-Musik spielte bis 9 Uhr Abends in St. Louis. Am 4. wurde ein Deserteur erschossen. Tags darauf wurden vom Feinde zwischen Burgfelden und Häsingen 50 Schüsse abgefeuert zur Feier der bisherigen Siege über die Franzosen. In Hüningen lachte man darüber. Da der Theatersaal am Rheinthor zu klein war, so wurde ein anderer im Hause des Platzkommandanten eingerichtet, zugleich für die Konzerte, mit denen man die Zeit zu tödten suchte.

Am 8. Februar kam wieder ein Parlamentair und forderte die Uebergabe binnen 24 Stunden, doch ohne Erfolg. Abends war großes Diner der Offiziere, doch ahnte man wohl, daß neue Ereignisse im Anzuge seien. Gerade um Mitternacht begann wirklich das Bombardement wieder, der Hunger arbeitete dem Feinde zu langsam. Die Artilleristen hatten Befehl, als Antwort auf Klein-Hüningen zu schießen und der Feind schwieg auch alsbald, als dort ein Haus in Flammen aufging. Am 9. um 7 Uhr Abends fiel plötzlich eine feindliche Bombe in den Hof des Theaterhauses und zwar gerade während der Vorstellung; der dadurch entstandene Zwischenakt war unbeschreiblich.

Am folgenden Tage ließ man dem bayerischen General sagen, wenn sein Feuer nicht unterbleibe, werde man Basel und alle erreichbaren Dörfer der Umgegend beschießen. So geschah es, die Artillerie feuerte auf Basel, Klein-Hüningen, Burgfelden, Michelfeld und Neudorf. Basel wurde schwer getroffen, viele Bomben und 24-Pfünder richteten Verwüstungen an, den ganzen Tag hindurch und den größten Theil der Nacht. Am folgenden Tage wurden leichte Mörser auf den Wällen nach Basel hin gerichtet und in Erwartung eines Sturmes bezogen die Bürger wieder die Kasematten; es geschah aber nichts, vielleicht aus Besorgniß und Rücksicht für Basel.

Am 11. Februar mußte bei den Wirthen und Weinhändlern eine Anleihe von 2230 Fr. erhoben werden; von den Bürgern wurden Decken für die Soldaten eingefordert. Am 12. begrub man einen Kapitän und Abends war Komödie! Zwei Tage nachher hieß es, der Kaiser von Oesterreich sei in Basel eingetroffen und der Friede stehe bevor. Man leerte das Holzmagazin, mit dessen Vorräthen war sinnlos gewirthschaftet worden. Es war unmöglich, die Kranken in den Kasematten zu lassen, wo sie unter der drückenden schlechten Luft außerordentlich litten und so schaffte man sie wieder in's frühere Lazareth. Die Lebensmittel waren fortwährend im Preise gestiegen. Jetzt kostete ein ℔ Butter 8 Fr., ein ℔ Schinken 5 Fr. Bei Strafe wurde Jedermann streng verboten, vor die Stadt zu gehen. Um diese Zeit wurde ein neues, sehr besuchtes Restaurant eröffnet; der Besitzer servirte Pferdefleisch, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse in Form von Beefsteak, Filet, Ragout ꝛc.; Bürger und Soldaten ließen sich die neue Küche trefflich schmecken. Am 19. trat Thauwetter ein; bald entwickelte sich ein solcher Unrath und Gestank in der Stadt, daß man die Pest fürchten mußte; 500 Menschen machten sich schleunigst an's Aufräumen und kurze Zeit nachher war Alles gesäubert. Bei der „Klybeck“ zeigten sich Erdarbeiter thätig, die aber durch Schüsse vertrieben wurden, das nahm der Feind übel, und als ein Offizier es wagte, mit einem Hasen, einer Pastete und andern Dingen, die er sich bei der Mühle verschafft, heimzukehren, riß ihm eine große Kugel den Tschako weg, in dem er seinen Vorrath geborgen hatte.

Nachmittags wurde versucht, die feindlichen Pontons am andern Ufer zu zerstören, doch ohne Erfolg. Das Holz mangelte und deßhalb mußten die Bäume auf dem Markt und den Wällen gefällt werden; die Vorposten heizten mit den Holztheilen der Magazine. Wieder mehrten sich die Kranken und ein Theil mußte in den Kasematten bleiben; viele starben, weil jede Arznei und bessere Lebensmittel fehlten und weil die Unreinlichkeit zu groß war. Beispielsweise mußte dasselbe Tuch, das die Todten zur letzten Ruhe geleitete, gleich nachher zur Verpackung des Brodes und Fleisches für das Lazareth dienen.

So kam endlich der Fastnachtstag (22. Februar) heran, aber ohne Ball, Maskerade, Komödie und Festessen; dennoch wurde Abends ein maskirter Tanz am Rheinthor unternommen, eine Dame gab einigen Freunden ein Fest, bei dem man eine Henne für 12 Frkn. und eine Gans für 55 Frkn. aß. Tags darauf suchte man von Haus zu Haus

nach Oel, aber meistens vergebens. Ein Parlamentair brachte Briefe und Zeitungen, die von der Ankunft des Grafen Artois (Charles X.) in Bern erzählten, von der Flucht Napoleon's nach Orléans. Niemand glaubte an diese Berichte und der Verfasser des „Journal du Siége" schreibt darüber: „Si c'était des canards sauvages, ou même des canards de la basse cour, ils seraient justement estimés, mais des canards bâlois ... fi donc; ce gibier là ne vaut rien." * Damit sind wahrscheinlich die Basler Zeitungen gemeint.

* * *

Bis zum 2. März blieb Alles still und ruhig, aber die Belagerten rüsteten sich wieder, verproviantirten die Batterien und die Soldaten erhielten strengen Befehl, in den Kleidern und mit den Waffen in der Hand zu schlafen. Es scheint, daß die Zahl der Kampffähigen sehr abgenommen hatte, denn seit 1. März wurden alle Bewohner und von den Frauen die Wittwen herangezogen, die Handmühlen zu drehen und für die Bereitung des Brodes zu sorgen. Vergebens suchte ein Bewohner, Namens Salzmann, seine Schwiegertochter nebst Kind zu entfernen und zu ihrem Gatten nach Neudorf zu schicken; sie entfloh, worauf der Mann dafür verantwortlich gemacht und verhaftet wurde. Ein fremder Schneidergeselle durfte ungehindert die Festung verlassen. Das Wetter klärte sich endlich auf, so daß man die Ruinen des Schlosses Landskron sehen konnte, das neulich abgebrannt war. Am 2. März fielen nur einige Schüsse auf einen Deserteur, und man nahm an, daß die Basler intervenirt hätten, nicht aus Wohlwollen für Hüningen, aber zur eigenen Sicherheit. Desertionen und Krankheiten fingen jetzt an, überhand zu nehmen, im Februar waren 125 Todte gewesen und jetzt mußte man die ermatteten Bürger bei den Handmühlen ablösen, wodurch die Garnison noch mehr geschwächt wurde. Am 13. wurde letzterer angezeigt, daß die Brodrationen verkleinert werden müßten, die Soldaten widersetzten sich aber dem, da sie seit lange nichts als Gemüse ohne Fett und pro Woche Jeder nur 3 Loth Fleisch bekamen; man fing also an, die Kleie zu mahlen und mit Hafer und anderm Getreide zu mischen, erhielt aber ein sehr schlechtes Produkt. Den

* Die Franzosen schütteten ihr ganzes Unglück bei den Belagerungen den Baslern in die Schuhe. Vergl. Les Doléances de Huningue et les Bâlois. (Journal de Belfort).

Offizieren ging es nicht besser, nur die Höchsten derselben hatten manchmal etwas Besseres, was aber die Unzufriedenheit der Truppen hervorrief und neue Desertionen veranlaßte. Bereits war die Kopfzahl auf 1100 Mann gesunken (Anfangs 3600). Der Dienst wurde dadurch immer schwerer, die Disziplin ließ nach; man erbrach sogar die Koffer eines Offiziers und nahm ihm Wäsche und Kleider.

16. März. Seit zwei Tagen läßt der Feind bei den Vorposten keine Zeitungen mehr durch; man ist völlig abgeschnitten von der Welt; trostlos vereinsamt. Der Feind arbeitet fleißig an seiner Brücke, mehr als 600 Mann hat er beim Brückenkopf beschäftigt. Am 18. desertirten 15 Mann eines Vorposten zusammen; die Soldaten erklärten ganz offen, daß sie nicht mehr blieben, wenn die Lebensmittel nicht vermehrt würden. Nachmittags zeigte sich ein langer Zug von Wagen mit Verwundeten, die nach Deutschland gingen, ebenso am 19. Am 20. wurde in der Festung mit 21 Schüssen und Fanfaren der Geburtstag des Königs von Rom gefeiert, die Truppen erhielten Wein, Branntewein und Brod, Abends war beim Obersten Lentz Ball und Theater. Die feindliche Schiffbrücke war bis auf zwei Pontons fertig. Bei St. Louis zeigte sich große Regsamkeit, man beschloß, auf der Hut zu sein und in den Häusern Wasser vorräthig zu halten.

Am 22. sandte der Feind dem Obersten Lentz seine Hunde zurück, die ein desertirter Bedienter mitgenommen hatte. Der Oberst forderte auch persönlich den Diener wieder, aber ohne Erfolg. Große Munitionszüge gingen von Basel nach Frankreich ab. Man mußte zur Krankenpflege eine Anzahl Bürger und Frauen befehlen, Sterblichkeit und Desertion wurde immer größer; selbst die Soldaten, welche auf den Friedhof zur Beerdigung ihrer Kameraden kommandirt waren, machten sich davon und ließen die Leichen liegen. Ein Soldat bat die feindlichen Vorposten um Tabak; sie schossen und tödteten ihn, weßhalb zur Rache zwanzig Kanonenschüsse auf sie abgefeuert wurden. Am 26. kamen Zeitungen und ein Brief vom Basler Magistrat, der sich beschwert, daß das Haus des Hrn. Gysendörfer und mehrere andere von Bomben getroffen seien und daß das wider das Völkerrecht sei, der Basler Neutralität gegenüber. Der Brief war vom 10. datirt, also schon alt; man antwortete darauf, wie schon früher, vermuthete aber eine Kriegslist und sah sich vor.

Am Sonntag den 27. März spazierten viele Basler über die neue Schiffbrücke, die eine rothe und weiße Fahne trug. Die Maß Wein kostete

jetzt schon 80 Fr., 1 ℔ Speck 12 Fr., 20 Liter Kartoffeln (1 Scheffel) 12 Fr., die Portion Bratfische, 1 ℔ 5—6 Fr., 50 Spargeln 6 Fr., 50 Froschschenkel 3 Fr., 1 gebackene Ratte 3 Fr. Am 3. gab es ein kleines Vorpostengefecht, da der Sergeant, der bisher mit dem Feinde den Tabakhandel betrieben, sich über die Qualität beschwerte und die Feinde beschimpft hatte. Den 4. wurden mit Michelfelden Flintenschüsse gewechselt; man erwartete ein neues Bombardement mit Sturm, sah sich aber getäuscht. In der folgenden Nacht zog der Feind zwei Holzschiffe und mehrere Flöße für seinen neuen Brückenbau dem Markt gegenüber heran. Am 6. und 7. März vertrieb man den Feind aus den Nachbardörfern und am 7. aus den Schanzen, die er bei St. Louis aufgeworfen hatte. Der 8. war sehr lebhaft; der Feind schoß von allen Seiten mit Kanonen.

Abends kam von Machicouli die Nachricht, daß aus Klein-Hüningen und Neudorf die Einwohner mit Möbeln und Vieh flüchteten; zugleich war bemerkt worden, daß der Feind sämmtliche Batterien neu armirt hatte. Alles wurde allarmirt, Jedermann wachte, angekleidet und bewaffnet. Um 1 Uhr Nachts begann ein mörderisches Feuer des Feindes, es hagelte Vollkugeln, Haubitzen und Bomben über Hüningen und bedeckte die Stadt mit Trümmern; Männer, Frauen, Greise, Kinder, Alles rannte bleich vor Schrecken, halbnackt umher und suchte sich zu bergen vor diesem furchtbaren Feuer, dem ärgsten seit der ganzen Belagerung. Die Artillerie antwortete nach allen Kräften, besonders gegen Basel hin, aus Rache wegen dessen Theilnahme an den feindlichen Operationen. Die ganze Nacht bis an den hellen Morgen dauerte das Feuer, die Stadt litt schwer, drei Häuser wurden ganz zerstört, viele andere schwer beschädigt, einer Frau brach ein Geschoß beide Beine, so daß sie starb; ein Soldat wurde getödtet. Am Morgen endlich wagte sich die Bevölkerung wieder auf die Gassen und bejammerte ihre Verluste; Viele beglückwünschten sich, daß sie der Gefahr entgangen seien und Alle besprachen neue Vorsichtsmaßregeln, die aber noch nicht zur Ausführung gelangten, indem schon wieder das Beschießen anfing und erwidert werden mußte. Um 2 Uhr Nachmittags ließ General v. Zoller ankündigen, die Beschießung der Stadt Basel sei wider jedes Völkerrecht, weil die Stadt neutral und dem Kriege fremd sei; der Befehlshaber von Hüningen hingegen erklärte, Basel habe eine österreichische Besatzung angenommen und auf seinem Gebiete feindliche Batterien geduldet, es können deßhalb von der Neutralität keine Rede mehr sein; jeder gute Franzose bekämpfe seines Landes Feinde, wo er sie finde.

Am 10. März dauerte das Feuer wieder den ganzen Tag. Viele Häuser gingen zu Grunde; am nächsten Morgen fand man die Mauern zertrümmert, die Zelte zerstört, Thüren und Fenster in Splittern auf den Straßen, ringsum rauchende Ruinen, die ganze Einwohnerschaft in Thränen und Schrecken, indeß Einzelne die verlassenen Häuser plünderten. Bei St. Louis entdeckte man mehr als 600 Arbeiter, die ein verschanztes Lager herstellten. Der Feind suchte seine neue Schiffbrücke zu vollenden und auf dem linken Ufer einen Brückenkopf zu errichten. Am 12. blieb zum allgemeinen Erstaunen der Feind ruhig.

Zwischen Basel, Burgfelden und St. Louis waren Massen von Arbeitern beschäftigt, Gräben aufzuwerfen, die, weil sie hinter den ersten Parallelen lagen, nicht zum Angriff dienen konnten; dieselben sollten jedenfalls zur Deckung dienen für den Fall eines Angriffs von Hüningen selbst und schloßen sich an den Brückenkopf an. Am 27. bot man einem Bürger für einen fetten Hammel 100 Fr., aber vergebens; Tags darauf wurde ihm der Hammel gestohlen und Jedermann freute sich darüber. Am 29. warf der Feind von St. Louis her eine Tranchee nach dem Sternfort hinauf, am 30. eine zweite; man verstärkte das Fort durch 25 Unteroffiziere. Zum Spaß schoß ein Kanonier auf die Basler Eilpost und traf beide Pferde; trotz der Anstrengungen trieb der Feind Nachts seine Parallelen um beiläufig 40 Meter weiter vor; selbst am Tage arbeitete er fort und man mußte ihn unter seinen Schutzdächern mit Haubitzen vertreiben. Am 31. wurde vom rechten Ufer aus geschossen. Jedenfalls wollte der Feind das Sternfort nehmen, eine gute Idee, da dadurch auch Machicouli unhaltbar wurde, dann besaß der Belagerer den ganzen Weg von St. Louis bis zum Rhein und konnte das Hornwerk am Rheine angreifen und bald hätte sich die Stadt ergeben müssen, denn drinnen wütheten die Krankheiten entsetzlich; der März hatte 249 Todte gefordert, ungefähr 8 pro Tag; die Garnison sah sich auf's Entsetzlichste dezimirt und erschreckt. In der ersten Aprilnacht machte der Feind vor dem Sternfort eine Zickzacklinie auf die erste Parallele hin, einige Schüsse fielen, zwar vertrieb man die Arbeiter am Morgen, aber die Nothwendigkeit wurde immer klarer, Machicouli bald zu verlassen, weßhalb man es einstweilen unterminirte.

* * *

Am 1. April feierte der Feind, 2000 Mann stark, bei St. Louis den Sieg von Vitry mit Freudenrufen und 50 Schüssen. Solche Feste wurden jedesmal durch einen Parlamentair angezeigt. Große Züge Verwundeter kamen aus dem Innern nach Basel, weßhalb man den Sieg eher für eine Niederlage von Vitry hielt. Den Kommandanten schickte man in den April, indem die Nachricht verbreitet wurde, ein junger Bursche sei von Vesoul aus in die Stadt gekommen, um seinen Vater bei der Garnison zu besuchen. Alle Thore wurden geschlossen und in jedem Winkel nach dem Menschen gesucht, aber natürlich vergeblich; endlich am Abend merkte der Oberst, daß er vom Feind gefoppt worden sei. Am 21. trafen in Basel Wagen mit Kriegsgefangenen ein. Abends 9 Uhr wagte der Feind einen Angriff auf Machicouli, aber vor dem Feuer der Besatzung zog er sich zurück, ebenso in der Nacht zu mehreren Malen. Am 3. April, Palmsonntag, war der Morgen still, aber die Herzen waren beklommen; der Tag des Friedens fand kein Echo; der Feind arbeitete eifrig von St. Louis her; um 3 Uhr Nachmittags hatte er seine Werke schon so im Stande, daß künftig keine Kugeln ihn bei der Fortsetzung hindern konnten, obwohl man ihn mit Bomben und Haubitzen bis in die Nacht hinein beschoß. Abends wurde wieder Machicouli mehrmals angegriffen, der Befehlshaber sogar tödtlich getroffen, aber das Fort ergab sich nicht. Der Feind schloß es jetzt so eng ein, daß die Schützen der Garnison fortwährend mit ihm handgemein blieben und selbst die feindlichen Gewehrkugeln bis in die Stadt flogen. Fortan konnte man sogar auf dem Platze nicht mehr spazieren ohne in Gefahr zu sein, getroffen zu werden. Der Feind setzte in der Nacht die Arbeit fort, unsere Sprenggeschosse behinderten ihn aber sehr dabei. Da das Werk ihm zu langsam vorrückte, ergriff er ein neues Mittel; an der Ecke des Gartens des Hrn. VonderMühll in Kleinhüningen etablirte er eine verschanzte Batterie und beschoß die Lunette gegen Basel hin, um dadurch eine Diversion zu machen und die Verbindung zwischen Fort und Stadt zu unterbrechen. Auch zeigte sich bei den Batterien an der Wiese neues Leben. In Hüningen rüstete man sich jetzt auf einen Widerstand bis auf's Aeußerste. Man konnte zum allgemeinen Bedauern die Wälle nicht mehr betreten. Außer dem Abfeuern von etwa 100 Schüssen passirte in der Nacht des 2. nichts von Belang. Am 3. erfolgte plötzlich ein Sturm auf Machicouli; 400 Mann des Feindes hatten sich unten dem Strome entlang geschlichen und von den Trancheen aus unterstützt, wagten sie einen Angriff; derselbe war so heftig, daß man

wohl einsah, das Fort sei verloren. Die Vertheidiger flüchteten sich also und um 5 Uhr Morgens flog der Thurm in die Luft, die Umgegend mit Trümmern bedeckend. Sofort griff der Feind auch das Sternfort an; nur 12 Mann waren darin, die sich freilich nicht halten konnten, und ohne einen Schuß zu thun, flohen. An 800 Mann besetzten mit Vivat-Geschrei die Gräben, aber sofort spieen die Geschütze der Wälle ihre Bomben und Sprenggeschosse auf sie und durchfurchten den Boden in jeder Richtung; der Feind suchte sich zu decken, aber seine Offiziere trieben die Flüchtigen mit Stockschlägen in's Fort zurück und so wurde der Tag der heißeste der ganzen bisherigen Belagerung. Von 5 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauerte der Kampf und selbst die Weiber nahmen Theil und halfen den Kanonieren; ein dicker Rauch ließ kaum mehr etwas erkennen; an 1350 Kilo Pulver außer den Minen wurden an dem einen Tag verschossen, es fielen von unserer Seite nur zwei Mann und einige Verwundete, gegenüber dem bedeutenden feindlichen Verluste. Jetzt war das Hornwerk am Rhein der wichtigste Posten und doch war er nur durch zwei Lunetten gedeckt, die sich im Ernstfalle nicht halten konnten. Hastig suchte man neue Werke zu schaffen und dort nach Möglichkeit die Vertheidigung zu erleichtern; bis spät in die Nacht wurde gearbeitet, aber auch der Gegner schuf sofort neue Parallelen und ließ sich die ganze Nacht hindurch nicht stören; bis an die Schusterinsel warf er Schanzen auf, um die Bastion Nr. 15 zu bedrohen und die Belagerten vom Rheine fern zu halten. So waren letztere gezwungen, auch den dortigen Pulverthurm schleunigst zu räumen. In derselben Nacht fand ein Angriff auf die Lunette gegen Burgfelden statt, der aber mit schweren feindlichen Verlusten abgewiesen wurde. Am 6. April wurden die Rationen wieder vermindert; fortan bekam jeder Mann nur 500 gr. Brod täglich, dagegen mehr Reis und etwas Branntwein. Ein Parlamentair erschien, und brachte die Mittheilung von der Kapitulation von Paris und die Anzeige, daß der Senat die Regierung führe, Napoleon sich nach Orleans geflüchtet und die Kaiser von Oesterreich und Rußland sich in Paris befänden. Auch forderte er die Uebergabe zu den jedenfalls ehrenvollen Bedingungen der Verbündeten, da der Platz sich kaum noch halten werde. Die Aufforderung wurde abgewiesen.

Am 6. arbeitete der Feind wieder ringsum; gern hätte man einen Ausfall gemacht, aber dazu hätte es 600 Mann bedurft, leider existirten diese nicht mehr. Am 7. sah man an 400 Pulver- und Munitionswagen

nach dem Innern ziehen. Am 8. legte der Kommandant zwangsweise eine Kontribution von 1200 Fr. auf nach Maßgabe des Steuercensus. Am 9. erschien am rechten Ufer eine neue Batterie, die nach längerm Feuern aber demontirt wurde. Der Feind feierte mit 100 Schüssen die Kapitulation von Paris und streute viele gedruckte Exemplare der Nachricht davon auf den Weg nach Hüningen; um 2 Uhr und um 5 Uhr schickte er neuerdings Parlamentaire.

Am Ostersonntag den 10. April fand ein allgemeines Pferdefleisch-Mahl statt, auch für die Offiziere. Die Obersten hatten noch ein fettes Kalb erwischt, das sie als Festmahl verspeisen wollten. Die Nacht vor Ostern verschwand es indessen spurlos, und den Oberoffizieren blieb das Nachsehen. Der Feind hatte in der Nacht wieder neue Batterien errichtet, besonders am rechten Ufer, für ungefähr 60 Feuerschlünde — eine sehr fatale Aussicht. Um 10 Uhr Morgens ging ein Parlamentair aus der Stadt; den Kanonieren wurde im Geheimen das Schießen verboten und auch der Feind schwieg. Gerüchte liefen um von einer Revolution, einem Wechsel der Regierung ꝛc. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen und ein Offizier entsandt, sich wegen der Nachrichten zu informiren. Alles athmete auf, alle Gesichter glänzten, die Augen strahlten, die Leiden dreier Monate waren vergessen. Das Feld wimmelte von Spaziergängern, die Basler kamen in Massen herbei und die Besatzung von Hüningen mischte sich unter sie und die feindlichen Truppen.

*
* *

Am Ostermontag hatten unser Genie-Oberst und ein Hauptmann mit dem General Zoller eine Zusammenkunft bei Michelfelden. Nach ihrer Rückkehr fand Kriegsrath statt bis halb ein Uhr und der Beschluß wurde um 4 Uhr ins feindliche Hauptquartier nach St. Louis geschickt. Trotz alledem wurden im Geheimen die Werke reparirt und Vorsichtsmaßregeln getroffen. Aber auch der Feind that dasselbe und benutzte die Nächte zu seinen Arbeiten, woraus man wenig Gutes schließen konnte. Die Gesichter der von St. Louis heimkehrenden Offiziere sahen düster aus, um 10 Uhr Abends fielen bei den Vorposten Flintenschüsse und gleich darauf begann das Feuer rings um die Stadt. Der Generalmarsch klang, Alles eilte auf seinen Posten, mit 60 Kanonen wurde dem Feinde entgegnet und bald war die Kanonade eine allgemeine. Die Nacht war verhängnißvoll, der Feind überlegen, seine Kugeln kreuzten sich in jeder Richtung und die Ein-

wohner zitterten für den letzten Rest ihrer Habe; zum Glück schoß der Feind meist zu hoch und zuerst nur auf die Batterie. Die Bastion 15 und die Schanze am Oberrhein waren am schwersten bedroht, dort hagelte es förmlich von Kugeln. Am Morgen entdeckte der Feind seinen Fehler und zielte niedriger, jetzt traf leider jeder Schuß und fast alle Häuser litten darunter. Die Artilleristen der Festung waren zum Tode ermüdet und vermochten nur noch langsam zu antworten.

Endlich um Mittag schwieg das Feuer, ein Parlamentair des Feindes brachte Depeschen. Um 2 Uhr krochen die Bürger bang zitternd aus den Kasematten hervor und schlichen nach den zerstörten Häusern; die Verwüstung war so groß, daß nach einer zweiten derartigen Nacht sicher nicht in Stein auf dem andern geblieben wäre; hingegen zählten wir nur 2 Todte und 10 Verwundete. Die ganze Besatzung bestand nur noch aus 900 Kampffähigen; 600 waren für den Dienst nöthig und so mußten 300 je 2 Tage nach einander auf den Beinen bleiben. Neue Verhandlungen folgten. Oberst Lentz und Major Butard wurden vom Feinde per Wagen bei den Vorposten abgeholt und nach St. Louis geführt, wo sie die ganze Nacht blieben; am folgenden Morgen wurde auch noch der Maire von Hüningen geholt und erst 5 Uhr Abends kehrten sie heim.

Um 7 Uhr wurden sämmtliche Offiziere nach der Porte de France berufen, wo man ihnen die von General Zoller aufgestellten Kapitulationsbedingungen mittheilte: 1) daß die Garnison Louis XVIII. als König anerkenne, 2) die Alliirten mit den Franzosen zusammen Hüningen besetzten und am 22. die Waffen von letztern abgeliefert, Geschütze, Arsenale und Magazine den erstern übergeben werden müßten.

Dagegen aber protestirte das Ehrgefühl und der Patriotismus, nach solcher Vertheidigung waffenlos aus der Stadt zu gehen. Endlich entschloß man sich, den Regierungswechsel anzuerkennen und die feindliche Mitbesatzung anzunehmen, bis die Regierung Weiteres verfügt haben werde. General Zoller war hiemit einverstanden und am 15. wurde der Vertrag unterzeichnet. Allgemeine Freude herrschte, — nach 116 Tagen des Elends und Jammers.

Die Besatzung, aus Konskribirten und Nationalgarden bestehend, ohne schweres Geschütz, ohne Existenzmittel, Aerzte, Arznei, hatte dennoch für Frankreich diesen Schlüssel des Elsasses gerettet, gegen den zehn Mal stärkern Feind, lediglich durch ihren Muth und Patriotismus. Die erste Hälfte des Aprils kostete 117 Menschenleben; im Ganzen waren jetzt

587 Soldaten und 88 Bürger, nebst 7 bayerischen Gefangenen gestorben. Die Bevölkerung war von 779 auf 691 Personen gesunken. Die Besatzung war 3600 Mann stark gewesen, 587 hatte der Feind und die Krankheiten hinweggerafft, so daß noch 3013 hätten vorhanden sein sollen, es waren aber nur noch 900 und ca. 100 Kranke da, also waren ²/₃ der ganzen Zahl desertirt. Der Rest hatte jedem Angriff, der Noth, Entbehrung und Versuchung getrotzt, war treu geblieben und hatte sogar die Kapitulation selbst zu modifiziren vermocht. Am 16. wurde der Feind von der auf dem Platz versammelten Garnison mit Musik und Trommeln empfangen. Hoch zu Roß, inmitten eines zahlreichen Stabes, erschienen die Großfürsten Michael und Nikolaus, die Brüder des Czaren Alexander. So endete die Belagerung, die seit dem 21. Dezember 1813 gedauert hatte.

Die Konvention enthielt folgende Punkte:

1) Kommandant und Garnison erkennen die neue Regierung an und geben einen Beweis ihrer Anhänglichkeit durch einen authentischen Akt, der nach Paris geschickt werden soll.

2) Kraft des Dekretes der provisorischen Regierung vom 2. April erklären sie sich ledig jeden Eides, den sie Napoleon Bonaparte geleistet hatten.

3) Sie anerkennen als ihren gesetzlichen Herrscher Louis Stanislas Xavier, kraft der Verfassung vom 6. April zum König ernannt, und schwören ihm Treue.

4) Den Tag nach der Unterzeichnung werden Platz und Festung Hüningen von einer der Besatzung gleichen Zahl der verbündeten Truppen besetzt und die Feindseligkeiten sind für immer beendet.

5) Das Eigenthum der vorigen Regierung wird von einer gemeinsamen Kommission abgeschätzt und binnen 2 Tagen inventarisirt, sodann gemeinsam überwacht bis auf weitere Verfügung der Regierung und der Verbündeten. Der Dienst geschieht gemeinschaftlich; General Zoller ernennt den Platzkommandanten.

6) Alle Kriegsgefangenen werden sofort ausgeliefert.

7) Die Soldaten der Garnison, die nicht Unterthanen des alten Frankreichs vor der Revolution sein sollten, werden ihren resp. Souveränen ausgeliefert, wenn nicht binnen 8 Tagen von den Alliirten anders verfügt wird.

8) Die Nationalgarden kehren heim und für die Offiziere werden Wagen geliefert.

9) Die Konvention wird vollzogen am Morgen des 15. April 1814 zu St. Louis.

Unterzeichnet von Oberst Palm, Baron Bittner, de Guyot de Ponteil, Lentz und Butard.

Genehmigt vom Kriegsrath: Pinot, Salbier, Aspelli, Marmier, Chancel, Baron von Zoller.

Grenchen,

ein Schweizerdorf und seine Leute.*

Von **Julius Maßmann** in Oldesloe.

I.

Wenn man auf der schweizerischen Centralbahn den großen Hauenstein-tunnel passirt hat, so gelangt man bei dem industriereichen Städtchen Olten in den Kanton Solothurn, der, zwischen Alpen und Jura eingebettet, neben dem Kanton Bern einen großen Theil der von der Aare durchströmten Ebene einnimmt. Zwischen der noch mit gewaltigen Mauern und Thoren geschmückten, man kann nicht sagen bewehrten, Hauptstadt Solothurn und dem schon dem Kanton Bern angehörigen Biel liegt malerisch an den Hängen des Jura das Dorf Grenchen. Dasselbe ist auch weiteren Kreisen bekannt geworden durch einen Aufsatz in Gustav Freytag's „Bildern aus Deutschland's Vergangenheit". Hier wirkte nämlich von 1838 bis 1840 eines der hervorragendsten Mitglieder des Frankfurter Parlaments von 1848, der badische Staatsmann Karl Mathy, als einfacher Dorfschulmeister; derselbe starb 1868 zu Karlsruhe als Chef des badischen Gesammtministeriums, und seine Bedeutung erhellt wohl am besten daraus, daß Freytag ihm in einem besondern biographischen Werke ein Denkmal gesetzt hat.**

---

* Diese Schilderung von Land und Leuten eines Schweizerdorfes ist letzten Sommer im Feuilleton des „Hamburger Korrespondenten" erschienen und bringen wir dieselbe zum Abdruck, da sie trotz mancherlei Unrichtigkeiten, die wir nach Erkundigungen an Ort und Stelle uns zu berichtigen erlauben, doch manches Interessante und Lesenswerthe enthält und von einer der Schweiz wohlwollenden und günstigen Gesinnung getragen ist. Der Herausgeber.

** Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß neben Mathy, dem Grenchen die Ent-

Dies Alles erhielt für mich einen besondern Werth, als ich vor wenigen Jahren, dem Drange in die Ferne folgend, nach demselben Orte als Lehrer verschlagen wurde und hier während zweier arbeits- und genußreicher Jahre verweilte. Ich war freilich an dem eine Viertelstunde entfernten internationalen Institute Breidenstein beschäftigt, wohnte indeß im Dorfe selbst und hatte so reichlich Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen.

Alljährlich wandern Tausende und aber Tausende in die Schweiz, und wenn auch neuerdings die nordischen Reiche Dänemark und Norwegen eine starke Anziehung ausüben, so wird doch Weg und Steg des Helvetierlandes von Touristen nicht leer. Man kann aber wohl in wenigen Wochen eine Fahrt über Berg und Thal machen und dabei die Glanzpunkte der Gebirgswelt beschauen, man kann die Pracht und Bequemlichkeit der weltberühmten Hotels des Vierwaldstätter- und des Genfersees anstaunen und andererseits sich über die entsetzlich primitiven und harten, aber theuren Nachtlager der weniger besuchten Höhepunkte ärgern — den Schweizer lernt man nicht kennen. Seine Gewohnheiten, seine Sprache, sein Familienleben bleiben dem Reisenden ein Räthsel, diejenigen Schweizerleut', mit denen man auf der Reise in Berührung kommt, Wirthe und Führer, kennen kein anderes Interesse als die Ausbeutung der Fremden, deren Wünschen sie für einen gehörigen Preis sich jederzeit anbequemen; der Schweizer, welcher kein unmittelbares Interesse an den Reisenden hat, besitzt einen hohen Grad von Mißtrauen und verschließt sein Heim ängstlich jedem Eindringling; erst ein längerer Umgang macht ihn zutraulich und gestattet, seine Eigenthümlichkeiten zu erfassen. *

---

stehung seiner Bezirksschule zu verdanken hat, auch der vielgenannte und vielverkannte italienische Flüchtling und Parteiführer Josef Mazzini im Bachtelenbad, das Herrn Josef Girard gehörte und das heute in das berühmte Institut Breidenstein umgewandelt ist, ein stilles Asyl fand und dem Orte ein historisches Interesse verlieh. Näheres findet man bei G. Freytag.

* Hier geht der Verfasser augenscheinlich zu weit und beurtheilt die Verhältnisse von einem Standpunkte aus, dem die Gerechtigkeit fehlt. Es mag allerdings Wirthe und Führer geben, die diesem Bilde entsprechen, im Allgemeinen urtheilen alle Reiseschilderungen, die uns über die Schweizer und die Schweiz bekannt geworden, günstig und voll Anerkennung. Nicht unbekannt ist es dagegen, daß es Reisende, namentlich deutscher Nation, gibt, welche Anforderungen stellen, die nicht zu erfüllen oder nicht berechtigt sind.

Das Dorf Grenchen liegt, wie schon Eingangs bemerkt, in der Aare-Ebene. Von Osten nach Westen baut sich, soweit das Auge reicht, eine gewaltige, scheinbar unübersteigbare Mauer, der tannenbewachsene Schweizer Jura auf. Er hat hier durchweg eine Höhe von 4000 Fuß; der Weißenstein, die Hasenmatte und im Süden etwa noch der Chasseral heben sich gleichsam als Zinken aus dieser Mauer hervor. Wellig hügelige Gelände, mit zahlreichen Obstbäumen bestanden, reichen bis an das Dorf heran, gegen Osten und Süden fällt das Terrain zur Aare hinab, und jenseits derselben bilden sanfte Erhebungen des Bodens einen grünen Kranz. Bei heiterem Wetter erheben sich über den Hügeln die unendlichen Kolosse der hehren Hochgebirgswelt. Vom Säntis bis zum Mont Blanc bietet sich den Augen ein Gemälde, wie man es nie vergißt. Die Well- und Schreckhörner, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau ragen, dem Himmel seine Höhe streitig machend, in den blauen Aether hinein. Haarscharf sind ihre Konturen, wenn der erste Strahl des erwachenden Tageslichtes sie trifft, ihre ganze Pracht aber entfalten sie erst, wenn ihnen die scheidende Sonne den Abschiedskuß gibt. Während ringsum der Abend die ganze Landschaft in die duftig violetten Töne der Dämmerung taucht, schwimmen die fernen Gipfel noch in brennendem Feuerglanze, immer rosiger, immer purpurner, immer tiefer erglühend, bis das Ganze einem Kranze funkelnder Kohlen gleicht. Lauschige Stille hat sich über Thäler und Höhen gelagert, nur hier und da vom Geläute der Schellenkuh oder vom widerhallenden Aufjauchzer eines Sennbuben unterbrochen; — da ermattet auch droben der Glanz, die Rosengluth erlischt, wenige Augenblicke noch, dann ist das ganze riesige Schneegebäude in ein blasses Todtenblau gehüllt, ersterbend, aufröstelnd, geisterhaft. Das Alpenglühen ist wunderbar schön, Feder und Pinsel ermatten, man muß es schauen, um es zu genießen.

Schon auf den ersten Blick zeigt ein Schweizerdorf ein ganz anderes Bild als ein Dorf des platten Landes im deutschen Reich. An der Heerstraße liegen außer den Wirthshäusern vielleicht noch ein Kramladen, ein Paar Fabrikgebäude und das Schulhaus. Die übrigen Gebäude stehen abseits vom Wege, fast immer aber den Berg hinan, sei's, weil man Ueberschwemmungen fürchtet, sei's, weil dem Schweizer nur an und auf dem Berge wohl ist. Chaussirte, im Sommer staubige, im Winter schmutzige Straßen durchziehen das Dorf; wo sie gepflastert sind, sind sie lebensgefährlich. (?) Zahlreiche, stetig fließende Brunnen gewähren Erfrischung, fast jedes Dorf hat seine Wasserleitung; man gräbt am Fuße des Jura

ein Bassin und leitet das Wasser durch hölzerne Rinnen den Brunnen zu. Die Bauart der Häuser ist eine von der deutschen ganz abweichende; vergeblich würde man nach den kleinen Häuschen suchen, wie sie als Modell, aus Holz und Pappe zusammengeleimt, zur Weihnachtszeit auch wohl aus Marzipan fabrizirt, den Markt überschwemmen. Von den ringsum führenden Gallerien, den verschnörkelten Treppen, den geschnitzten Giebelköpfen dieser Miniaturhäuschen trifft man bei einem Solothurner Dorf keine Spur, bei den erbärmlichen, schmutzigen und gebrechlichen Hütten der Armuth empfindet man diese Anhängsel als eine Versündigung gegen den guten Geschmack; die Treppen sind zerbrochen, die Gallerien ungangbar, Fenster, Thüren und Dächer aber sind in hohem Grade vernachlässigt; zum Ueberfluß benutzt man die Reste einstiger Zierde, die Geländer der Treppen und Balkone, als geeigneten Platz zum Trocknen der Wäsche; da aber öffentliche Schaustellung des dem Menschen am nächsten Liegenden keineswegs Wohlgefallen erregt, so schlägt der Wanderer schnell ein Kreuz und eilt vorüber. Die Häuser der Wohlhabenderen machen einen stattlichen, behäbigen Eindruck, sie sind fast ohne Ausnahme zweistöckig und zeigen große, helle Fenster. Als Baumaterial sind Ziegelsteine fast unbekannt, Felsgeröll, sowie unregelmäßig gebrochener Sand- und Kalkstein bilden die Hauptbestandtheile der Mauern, denen ein Mörtelbewurf Festigkeit und Glätte verleiht. Der Durchschnittskältegrad des Winters, sowie die Feuchtigkeit der Luft sind in der Schweiz bedeutend höher als im nördlichen Deutschland; es kommt hinzu, daß der gefürchtete Föhnwind in sehr eindringlicher, höchst unbequemer Weise daher pfeift, und so sieht sich der Schweizer genöthigt, seinem Hause wenigstens an der Wetterseite einen besondern Mantel zu geben. Er belegt sie mit Pfannenziegeln oder Holzschindeln, auch das Dach wird mit denselben gedeckt, nur in wenigen Fällen wird Strohdachung angewandt. Das mit mächtigen Steinen beschwerte Holzdach findet sich nur im Gebirge, wo es gilt, dem tosenden Sturme Widerstand zu leisten. Im Sommer wird das Ansehen der Häuser durch die sich überall findenden, meist grün gestrichenen Jalousien belebt; an deren Stelle tritt im Winter fast ebenso allgemein das Doppelfenster, welches zwischen sich und dem eigentlichen Fenster einen geräumigen Platz zur Blumenpflege freiläßt. Es ist erklärlich, daß in der Schweiz, welche nur an wenigen Orten (?) dem Ackerbau Raum bietet, neben den Wohnhäusern selten große Scheunen zu finden sind; das Vieh hat gewöhnlich seinen Platz in einem mit dem Hause verbundenen Anbau, auch wohl im

Hause selbst. Häufig sieht man kleine aus starken Stämmen zusammengefügte Gebäude, welche an die Blockhäuser der amerikanischen Ansiedler erinnern, es sind Weinkelter, die freilich im Kanton Solothurn gesetzlich verboten werden müßten, denn „seine Berge tragen Gewächs,* sieht aus wie Wein, ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein." Die Solothurner Berge könnten für die Heimath des Dreimännerweines gelten, bei dem bekanntlich einer zum Trinken, einer zum Festhalten und einer zum Hineingießen erforderlich ist.

Fast jedes Dorf hat seine Kirche, welche, immer auf einer Anhöhe liegend, mit ihrem Thurme ein gutes Stück der Umgegend beherrscht. Ihre innere Einrichtung ist natürlich nach der Konfession verschieden; während die katholische Kirche Grenchen's ** mit Altären und Bildsäulen überfüllt ist, Gemälde die Wände bedecken, verschmäht die reformirte Kirche des Nachbarortes Lengnau Orgel und Altar. Außer der Hauptkirche hat Grenchen noch sieben Kapellen,*** durch ihr Aeußeres konnten sie keinen großen Glauben an die ihnen nachgesagte Wunderthätigkeit erwecken. Sie waren schmutzig, halbverfallen, verräuchert und kaum so groß, daß eine Person darin zum Beten Platz fand. Die vielen Wachsherzchen, -händchen und -beinchen, welche zum Lobe einer vollendeten oder noch zu hoffenden Heilung darin aufgehängt waren, verbreiteten einen unangenehmen Geruch. Die Schule ist ein großes, luftiges Gebäude und könnte den deutschen Dorfschulhäusern zum Muster dienen. † Der murmelnde und plätschernde

---

* ... „seine Berge tragen Gewächs", ist ein unrichtiger Ausdruck. Nur in Grenchen, Dornach und Nieder-Erlinsbach werden Reben gepflanzt. Der Erlinsbacher Wein ist sehr geschätzt. Bei Grenchen nimmt der Weinbau der Westschweiz seinen Anfang.

** Die Kirche von Grenchen, wohl eine der größten Dorfkirchen weit und breit, ist nicht, wie der Verfasser sagt, mit Altären und Bildsäulen überfüllt, sie hat im Gegentheil nur drei Altäre und keine Bildsäulen. Neben einigen Stuckarbeiten an der Gypsdecke figuriren nur die üblichen zwölf Stationsbilder.

*** Die sieben Kapellen im Dorfe Grenchen sind pure Erfindung. Im eigentlichen Dorfe befindet sich nur ein kleines „Kapelli", in dem vielleicht 4 bis 5 Personen Platz haben, dagegen steht in den beiden zu Grenchen gehörenden Filialen „Allerheiligen" auf der Höhe und „Staad" an der Aare je eine große Kapelle. In der Kapelle von Allerheiligen wurde s. Z. die berühmte Madonna von Holbein aufgefunden, die sich jetzt im Museum in Solothurn befindet.

† Grenchen besitzt seit zwei Jahren ein zweites, großes und schönes Schulhaus.

Dorfbach mit seinen lustig klappernden Mühlen möge den Rahmen des Gemäldes schließen, in dem noch der Mensch, der treibende, hastende fehlt.

* * *

Die Bewohner der Propstei, der Vierlande, der Schweiz denkt man sich in der Regel sämmtlich in einer bestimmten Nationaltracht und — irrt sich dabei. Die Bilder von Defregger, Hugo Kaufmann, Matthias Schmidt können allerdings den Glauben erwecken, jeder Bub laufe in der Loddenjoppe, in Zwickelstrümpfen und nägelbeschlagenen Schuhen herum und trage den kecken Hut mit Gamsbart und Spielhahnfeder auf dem Ohr. Die wandernden Gebirgssänger, die Rainer, Höllensteiner und wie sie sonst heißen, treten in sauberen und kleidsamen Kostümen vor das Publikum, in den Ländern selbst stehen die Nationaltrachten auf dem Aussterbeetat, und, wo man sie noch findet, da fahren die Träger unter falscher Flagge, oder sie haben ein besonderes Interesse im Auge. Nur vereinzelt sieht man im Kanton Solothurn ein Mädchen in der Landestracht, die Burschen und Männer haben überhaupt keine. Der Kanton Bern ist darin schon ausgiebiger, auch hier findet man indeß unter den männlichen Individuen nur eine Klasse eigenthümlich gekleidet: die Bergführer. Sie sind über und über braun, Beinkleid, Joppe, Hut, selbst das Gesicht ist braun, „die Sonne hat ihnen verbrannt das Gesicht"; nur um den Hut schlingt sich ein weißes Band, aber auch das ist nicht national, es ist ein Papierkragen, den der Träger, um ihn vor allzu raschem Abnutzen zu bewahren, statt um den Hals um den Hut geschlungen hat. Der Papierkragen ist ein Kriterium des Führers im Berner Oberlande, trägt er keinen, so lasse man ihn laufen. Die Mädchen des Kantons Bern tragen faltenreiche dunkle Röcke, ein kurzes Sammtmieder, aus dem oben das schneeweiße Brusttuch hervorragt, und die kräftigen Arme mit ein paar gewaltig aufgeblasenen Engelsflügeln bedeckt. Schwere silberne Ketten liegen über der Brust, gehen unter den Armen durch und sind auf dem Rücken an silbernen Rosetten befestigt. Den Solothurner Mädchen fehlen die Ketten und die bauschigen Aermel, dafür ist das Mieder mit silbernen verschränkten Schnüren geziert und hat dazu silberne oder goldene, wenigstens gelbe Knöpfe. Einen eigenthümlichen Haarschmuck findet man im Lungern- und Sarnenthal gegen den Vierwaldstättersee zu; er hält etwa die Mitte zwischen einem silbernen Löffel und Pantoffel, ob es ein Zeichen für das künftige Hausregiment sein soll, mag dahingestellt bleiben. Greller treten

die Trachten in der französischen Schweiz, im Waadtlande und in Genf hervor, sie sind aber gerade deßwegen nicht mehr schön.

Körperlich angesehen, erscheint der Schweizer längs des Jura groß gewachsen, muskulös gebaut, aber meistens schlecht zu Fuß. In der Bartform herrscht der Henri-quatre. Der Kropf tritt nur in äußerst seltenen Fällen auf. Schön sind die Schweizerinnen nur in seltenen Fällen, und ich glaube als Erfahrungssatz aussprechen zu können, je näher zur Sennerin, je häßlicher; — die schönen Sennerinnen sind eben ein schönes Märchen.

Die Sprache ist Deutsch, aber von einer ganz besonderen Art. Während man im Kanton Solothurn schon nach einigen Wochen das Nothwendigste versteht (es ist das Allemannische der Hebel'schen Gedichte), haben die Berner, d. h. auf dem Dorfe, ein „Dütsch", das jedem musikalischen Ohre Grauen einflößt. Zwitschernd, quickend, sprudelnd, haspelnd, knurrend, pfeifend, donnernd, grollend tönt uns ein Wortschwall entgegen, dem wir starr zuhören. In manchen Fällen ist es gut, daß man die Sprache nicht versteht, denn Höflichkeit ist des Schweizers starke Seite nicht, wenn er es auch nicht versäumt, dem Vorübergehenden sein „Grüß Gott" zuzurufen. In gebildeten Familien spricht man schon im Kanton Solothurn überall französisch und besser und lieber als deutsch. Die Neuenburger und Freiburger behaupten sogar, es besser zu können als die Pariser. Als Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß im deutschen Biel jedes Schulkind uns französisch antwortet, während in Chaux-de-Fonds jeder Arbeiter Deutsch versteht.

Der Religion nach sind in den Juradörfern Katholiken wie Protestanten vertreten. Solothurn hat 98 Proz. Katholiken, indeß ist mir im privaten Leben nie eine Spur von Intoleranz begegnet. Doch am Weihnachtsmorgen begegnete mir auf einem Spaziergange ein uraltes, armes Mütterlein, das zitternd und frierend mich um eine Gabe zum heiligen Christ bat; ich reichte ihr einen halben Franken, und sie versprach, für mich zu beten zur Mutter Maria. Als ich ihr bemerkte, ich sei Lutheraner, wies sie das Geld zurück und sagte, von einem Ketzer nehme sie nichts. Schon ward ich an den Schweizern irre, wenige Tage darauf trat aber ein feister Kapuziner in mein Zimmer und auf seinen großen Quersack deutend, sprach er: „Ich bitt Sie um dusig Gotts wille, schenken 'S mir öppis für üsers Chloster, mir wei au für Sie bätte zur Mutter Maria." Ich hielt ihm entgegen, daß ich nach seinen Begriffen ein Ketzer sei. Darauf

er mit ruhigem Lächeln: „Schad't nüt, Herr, mir nehme's au vo de Chätzere."

II.

Die Beschäftigung der Dörfler ist wesentlich anders als die der deutschen Landleute. Ackerbau treiben nur wenige und auch diese nur nach ganz veralteten Methoden; beispielsweise gehören zur Handhabung eines hölzernen Pfluges drei Menschen, zwei Pferde und eine Kuh. * Wahrhaftig großartig ist dagegen in den Juradörfern die Industrie und zwar die Uhren- und Holzindustrie. Die Holzindustrie umfaßt namentlich das Parquettiren der Fußböden und die Holztäfelung der Wände. Der Uhrenindustrie verdanken Tausende ihr tägliches, wenn auch kärgliches Brod. Früher beherrschte die Schweiz mit ihren Uhren nicht bloß den europäischen, sondern auch den amerikanischen Markt, es wurden beispielsweise im Jahre 1872 3818 Centner Uhren exportirt. Amerika hat sich freilich selbstständig gemacht und Schweizer Fabriken klagen jetzt über die erdrückende Konkurrenz Amerika's in Europa. Die meisten Uhren werden in Locle und Chaux-de-Fonds gearbeitet, indeß hat auch Grenchen mehrere große Fabriken, welche Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigen. Vornehmlich ist es die Taschenuhr, welche in der Schweiz produzirt wird. Die Theilung der Arbeit geht bis in's Kleinste, nur dadurch werden die billigen Preise und die große Gleichmäßigkeit und Genauigkeit ermöglicht. Es gibt zahlreiche Arbeiter, welche sich mit der Anfertigung der Zifferblätter beschäftigen, andere kennen weiter nichts als das Anfertigen der Schaalen und Gehäuse. Wenn auch die Arbeit eine verhältnißmäßig leichte ist, so würde doch wohl kaum einer der schwer arbeitenden deutschen Handwerker eine so einseitige Thätigkeit von seinem Kindesalter bis an sein Lebensende übernehmen.

Der Mensch ist, was er ißt, sagt Ludwig Feuerbach; sieht man darauf hin den Speisezeddel des schweizer. Dorfbewohners an, so müssen wir Norddeutschen seine Einfachheit bewundern. Sicher dachte Norddeutschland, so oft es bei der Schweiz zu Gaste war, stets mit stillem Sehnen an die Fleischtöpfe der Heimath. Die Kartoffel verlangt der Schweizer groß, faustgroß, wie man anderswo zur Schweinemast verwendet. Eine

* Zur Handhabung eines Pfluges bedarf es nur zwei Personen, einen Fahrknecht und einen Pflughalter.

wichtige Rolle spielt der Salat, Salat heißt aber Alles, was grün ist; Löwenzahn, Huflattich und tausenderlei anderes Kraut wird als Salat verspeist. Das Hornvieh wird durch die starke Verwendung als Zugthier klapperdürr, und sein Fleisch erinnert nur zu häufig an gekochtes Leder. Wild kennt man am Jura nicht,* man sagt dem letzten Hasen des Jura nach, daß er sich aus Mangel an passender Gesellschaft aus Lebensüberdruß in einem einsamen Weiher ertränkt habe. Als Delikatesse gelten die Hinterkeulen des Frosches und die gebackene graue Weinbergschnecke; wenn man in diese einmal mit geschlossenen Augen hineingebissen hat, so überwindet man das anfängliche Grauen leicht. Das gebräuchliche Brod ist unserem Feinbrod ähnlich; Butter, oder wie der Schweizer sagt, Anken, gilt auf dem Dorfe als Verschwendung. Da sie stets ungesalzen ist, so verzichtet man gern darauf und wählt anstatt dessen den Käse, der bekanntlich „weinen“ muß, um gut zu sein.**

* * *

Wie sich das Leben der Großstadt in den immer wiederkehrenden Charakteren verkörpert, so treten auch auf der Dorfbühne gewisse Persönlichkeiten besonders hervor. Die gewichtigste Erscheinung ist natürlich der Ammann, das heißt der Gemeindevorsteher; auf seinem breiten, selbstbewußten Gesicht liest man: „Ich bin der freie Bürger der großen Schweiz“; trotz des Landaufenthalts bürgert er in großartigem Maße und weiß schwerlich den Tag anzugeben, wo er seine Stiefelspitzen zum letzten Male sah. Sein Amt leitet er mit der denkbar größten Gemüthlichkeit, nichts bringt ihn aus der Fassung. Die Steuern treibt er gleich durch Mahnzeddel ein; sollte man hierin eine Unhöflichkeit erblicken, so ist man doch leicht versöhnt, denn unten steht gedruckt: „Mit Gruß: Der Ammann.“ Gewöhnlich hat der Mann auch eine Schenke und taxirt sehr feinsinnig den Gast nach seinem Geldbeutel; kann er einen halben Franken und mehr für die Flasche leisten, so kommt er in's Herrenstüble und darf sich der

* Hr. Maßmann hat, wie es scheint, nie etwas von den zahlreichen Wildschweinen im Jura gehört.

** Ueber den Butterverbrauch, namentlich Seitens der deutschen Touristen, muß man die schweizerischen Gastwirthe sprechen lassen. Die wissen ein Liedlein von dieser ungesalzenen Butter zu erzählen.

Unterhaltung des weisen Dorfmonarchen freuen; gewöhnliches Volk muß im großen Gastzimmer bleiben und ist auf dienstbare Geister angewiesen.

Periodisch ist in den Dorfgassen die Erscheinung des Sennen von den Jurahöhen. Er hat gewöhnlich die blonden Locken der Jugend längst abgeschüttelt, seine rauhen, harten Hände passen zu seinem wetterfesten Gesichte; seine Hantirung, die ihn zur Einsamkeit verurtheilt, macht ihn menschenscheu und verschlossen. Mißtrauisch und zögernd zählt er dem Krämer die ersparten Pfennige hin; in's Wirthshaus geht er nicht, denn sein bestes Getränk, den aus der Enziane gewonnenen Schnaps, verschenkt man in der Ebene nicht. Mit einem Halstuch für's Müetterle, ein paar grellen Bilderbogen für den Wandschmuck, einem Päckchen Tabak für sich selbst beladen, schiebt er, still wie er gekommen, die Höhen hinauf, ißt harten Käse, trinkt würzige Alpenmilch und wartet gefaßt auf den langen schaurigen Winter, der mit seiner unendlichen Schneemasse Alles bedeckt und ihn auf Monate von allem Verkehr mit der Außenwelt abschließt.

Eine ganz eigenartige Erscheinung bietet auch der Schweizer Fabrikarbeiter, in ihm steckt ein gut Theil Lebenslust. Seine blaue Blouse ist seine Uniform, er weiß ihr Schmuck zu verleihen, indem er das nie fehlende Halstuch in einen kunstreichen Knoten schlingt.* Die Frühstückszeit findet ihn im Wirthshause; beim Absynth oder Wermuth kannegießert er lustig darauf los und beräth über das Wohl und Wehe Europa's. Da er nun von allen Seiten hört, daß es in der Schweiz einzig noch auszuhalten ist, daß da, wo die Berge aufhören, das Wort Freiheit gar nicht genannt werden darf, so dreht er zufrieden sein Schnurrbärtchen, läßt mit Behagen die kurze Pfeife von einer Mundecke zur anderen gleiten und arbeitet ohne Murren weiter.

* Das Tragen der Blouse und des kunstreich verschlungenen Halstuches ist welsche Sitte und bei Grenchen nicht zu Hause.

Voltaire in Ferney.

Von P. Fischer.

Frankreichs Zustand unter Ludwig XIV. und XV.

Als Ludwig XIV. im Jahr 1715 starb, glich Frankreich einem übertünchten Grabmale, äußerlich voll Flitter und Glanz, innerlich voll Moder und Fäulniß. Unter Ludwig XIV. sowie unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und Ludwigs XV. herrschten schlaue, schwelgerische Weiber über das Land. Das Volk seufzte unter den drückendsten Lasten, Frondiensten, Steuern und Quälereien aller Art. Der Adel und der größte Theil der Geistlichkeit lag in den Banden der Sittenlosigkeit und des Unglaubens. Wer gegen diese bestehende Ordnung in Staat und Kirche sich mündlich oder schriftlich einen Tadel erlaubte, dem standen Gefängniß oder Verbannung bevor. Trotzdem erzeugte gerade dieses verkommene Jahrhundert in Frankreich beherzte, geistig hervorragende Männer, welche eine neue Zeit vorbereiteten. Freilich haben die Männer, welche den Samen der Zerstörung ausgeworfen, nicht geträumt, daß die durch sie vorbereitete Revolution einen so blutigen, so unwürdigen Verlauf nehmen werde, wie es seit dem Juli 1792 geschah.

Es sind namentlich drei Geister, welche die Grundlage eines neuen Zeitalters, das sie aber nicht mehr erlebten, Jahrzehnte vorher einleiteten: Montesquieu arbeitete für eine Gesetzgebung, die dem Geiste der Rechtlichkeit und der Vernunft entspricht; der Genfer Jean Jacques Rousseau veröffentlichte epochemachende Schriften für bessere Erziehung und Neugestaltung der verrotteten Gesellschaft; Voltaire, wohl nicht der edelste unter dem Dreigestirn, aber der größte Geist Frankreichs in seinem Jahrhundert, griff Alles an, was ihm unter die Hände kam, aber zum Aufrichten, zum Neubau fehlte ihm die sittliche Kraft; ein Kind seiner Zeit, vermochte er sich nicht über dieselbe zu erheben.

Voltaire's Charakter und Stellung.

François-Marie Arouet, unter dem Namen Voltaire als französischer Dichter und Philosoph weltbekannt, wurde 1694 in Chatenay unfern

Paris, geboren. Sein Vater, ein reicher Steuerbeamter, wollte aus ihm einen Rechtsgelehrten machen, allein der Jüngling wandte sich mit Vorliebe den Musen zu. Als Knabe wurde er in ein Jesuitenkollegium gebracht. Aber die Väter Jesu vermochten den Geist des jungen Arouet nicht in ihre Bahn einzulenken; vielmehr erzogen sie in ihm einen ihrer furchtbarsten Gegner, überhaupt einen Feind des Christenthums. Zu früh wurde der junge Mann von seinem sitten- und glaubenslosen Pathen, dem Abbé Châteauneuf in die Gesellschaft geistreicher Schwelger eingeführt, wo Spott und Hohn über alles, was dem Menschen heilig ist, Tagesgespräch war. Im Verkehr mit dieser Gesellschaft, in welcher hohe Herrschaften und bekannte Schriftsteller erschienen, schrieb Voltaire seine ersten kleinern Gedichte, die in kurzer Zeit der beliebteste Lesegegenstand der gebildeten Stände und des ungebildeten aber wißbegierigen Volkes wurden. In jeder Ader und Muskel des jungen Dichters zuckte es auf, die Thorheiten und Mißbräuche und die Verkommenheit seiner Zeitgenossen — und als Thorheit und Verkehrtheit erschien ihm alles was er ansah — zu geiseln. Voltaire war die Satirik selbst. Er war weder besser noch schlechter als seine Umgebung; diese aber verstand es, ihre Versunkenheit vor der Oeffentlichkeit zu verhüllen; während er es nicht über sich brachte, die Bosheit und Heuchelei des Adels und der Geistlichkeit dem Volke zu verheimlichen, obgleich er sonst in der Verstellungskunst einen hohen Grad erlangt hatte. Er plauderte Alles aus; er schonte weder den König noch den Hof; die Minister, die Päpste und Bischöfe, große Geister und Freunde, die ihn beleidigt hatten, kurz alles kam unter seinen Hammer. Diese furchtbare Zungenfertigkeit und Satirik verursachten ihm natürlich viele Feinde. Das Leben wurde ihm sauer gemacht; er kam in's Gefängniß und von dort ging er in die Ferne; den größern Theil seines Lebens brachte er im Auslande zu, wo er Ruhm, Ehre und Reichthum sammelte. Sechszig Jahre lang war Voltaire der König der Geister. Kaiserinnen und Könige ehrten ihn mit Freundschaft, Jahresgehältern und großartigen Geschenken. Was dem Franzosen im Allgemeinen anhängt, war auch eine hervorragende Schwachheit Voltaire's: eine grenzenlose, seine schriftstellerischen Verdienste weit überragende Eitelkeit. Seine Werke, vorzüglich die philosophischen Inhalts, leiden an Oberflächlichkeit; er schrieb zu viel und zu vielerlei, um gründlich zu sein. Voltaire's Name wird zwar bleiben, so lange es Philosophen und Dichter giebt, aber seine philosophischen Werke liest das Volk heute nicht mehr. Sie hatten ihren Werth und ihr Haupt-

verdienst für die Zeit und in der Zeit, da sie erschienen; für die Kenntniß und das Verständniß des XVIII. Jahrhunderts sind sie höchst wichtig, sind sie ein Spiegelbild. Die Neuheit und Frische der Gedanken, die Schönheit der Darstellung rissen alles hin; wie zuckende Blitze und rollender Donner eilten seine Worte voraus und verkündeten eine neugestaltende aber blutige Zeit. Beides, Gedanken und Form, regten aufgeweckte Geister zu neuen Arbeiten und Schöpfungen an.

Der Herr von Ferney.

Voltaire war so lange ein Wandervogel, bis er endlich Ferney erwarb; nirgends litt es ihn lange oder wurde er lange gelitten. Nach Frankreich wagte er sich nicht zurück, denn König Ludwig XV. haßte ihn. Nachdem er sich mit Friedrich II. von Preußen überworfen hatte, wollte er zuerst im Elsaß, dann in Lothringen ein Landgut kaufen, allein von Paris aus wurde dagegen gewarnt. Da kam er nach der Schweiz, allein sowohl die Berner wie Genfer Gesetze gestatteten ihm als Katholiken keinen Liegenschaftserwerb. Trotzdem gelang es ihm auf Umwegen, sich in Prangins bei Nyon (auf Berner Boden) ein Schloß zu eigen zu machen und in Genf kaufte 1755 Rathsherr Tronchin für ihn vor den Stadtthoren um 87,000 Fr. das herrlich gelegene Landgut Saint-Jean; Voltaire baute ein Herrschaftshaus darauf, umgab es mit schönen Anlagen und nannte sein neues Heim „Délices“. Bald kam es aber auch hier zu Reibereien zwischen ihm und den Behörden Genfs, indem der Philosoph seinem Spott über den Protestantismus seine Zügel schießen und als leidenschaftlicher Theaterfreund seine Schauspiele, wofür er eigens ein Theater erstellte, aufführen ließ. Allein die damaligen Genfer Gesetze duldeten auf ihrem Gebiete keine dramatischen Aufführungen. Noch mehr machte er sich aber bei geistlichen und weltlichen Behörden verhaßt, als er in Châtelaine, ganz hart an der Landesgrenze, ein neues Theater erbaute, wohin alles Volk aus der Stadt und Umgebung, selbst evangelische Pfarrer und deren Töchter, herbeiströmte. Auch hier war seines Bleibens nicht lange und er vertauschte den „Ort des glänzenden Lebens“ mit der schönen Villa Montrion bei Lausanne. Bald darauf kaufte er ein Landgut bei Challex im Ländchen Gex. Da es ihm aber hier zu langweilig wurde, erwarb er das Schloß Tournay (in der heutigen Genfer Gemeinde Pregny) und nannte sich „Graf von Tournay“. Endlich, im Spätherbst 1758, kaufte er dem Edelmann Budé, Grafen von Montréal, Land und Schloß Ferney

ab. Im Juni des folgenden Jahres bestätigte König Ludwig XV. den Kauf mit allen Rechten und Lasten. Die Herrschaft Ferney umfaßte die ganze Gemeinde und genoß großer Vorrechte, so z. B. die Zölle und die niedere Gerichtsbarkeit, weshalb der neue Besitzer auch vier Schlagbäume an den Grenzen seines Gebietes aufstellen ließ, freilich höchst selten Erträgnisse davon bezog.

So besaß Voltaire nunmehr vier Schlösser: Montrion bei Lausanne, Tournay, les Délices und Ferney. Jetzt fühlte er sich glücklich und zufrieden. Er nannte sich: Graf von Tournay, königlicher Kammerherr, Patriarch, Einsiedler, Erzpriester, Herr von Ferney. Hatte er gegen den französischen Hof irgend eine Bosheit verübt und wurde auf ihn gefahndet, so erreichte er in einer kleinen Stunde den Genfer Boden; drohten ihm, während Versailles und Paris grollten, die Genfer, so floh er schnell nach der Waadt und änderte wie der gehetzte Fuchs seinen Standort.

Ferney (oder Ferney-Voltaire) im Pays de Gex, sechs Kilometer von Genf und an die Schweiz grenzend, an der Landstraße von Genf über Grand-Saconnex nach dem Städtchen Gex, d. h. nach dem Faucillepaß über den Jura in's französische Valléserine, liegt in einem breiten Thale, dessen nordwestliche Wand die Jurakette ist.

Das Ländchen Gex hat vom Mittelalter bis 1815 oft seinen Herrn gewechselt. Krieg, Hungersnoth, Raub, Verwüstung und Pest folgten auf einander wie Tag und Nacht. Bald stand es unter Savoyen, bald unter Frankreich, zeitweilig unter Genf, 1536—1564 unter Bern. Im Friedensvertrag von 1815 wurde sein Gebiet vertheilt: sieben Gemeinden kamen zu Genf (z. B. Meyrin und Grand-Saconnex), der Rest, und darunter auch Ferney, blieb unter Frankreich.

Als der neue Herr in Ferney einzog, fand er 15 Haushaltungen in dort, d. h. etwa 100 arme Einwohner in elenden Hütten wohnend, eine zerfallene Kirche und ein Kloster. Das Herrschaftsschloß stand vor dem Weiler draußen, ein alter Bau aus frühern Zeiten. Nach einer alten Zeichnung hatte dasselbe vier Thürmchen. Das Land, ohnehin sumpfig und mit saurem Boden, lag zur Hälfte brach und trug wenig ab. In wenigen Jahren wurde alles anders; Voltaire hat Ferney eigentlich urbar gemacht und den Einwohnern Wohlstand geschaffen; denn er hatte für das Volk, für die Bedrückten ein warmes Herz. Er ließ sein ganzes Gebiet umbauen, trocken legen, anpflanzen, erstellte für seine zahlreichen Dienstboten anständige Wohnungen, ließ von einem befreundeten Landwirth

viele hundert Obstbäume kommen, zahlte die Leute, „seine Vasallen“ für ihre Frohndienste, regte überhaupt die Einwohner, die wie er später noch lange klagt, Hang zu allerlei Frevel, Bettel und Faullenzerei hatten, zur Thätigkeit und zum Landbau an. In wenigen Jahren waren die elenden Hütten verschwunden, an ihrer Stelle erhoben sich hübsche Häuser.

Gleich bei seiner Ankunft begann er auch den Neubau seines Schlosses. Er selbst faßte den Plan dazu und leitete die Arbeit; ohne ihn durfte nichts vorgenommen werden. Man muß freilich gestehen, daß er ein besserer Dichter als Baumeister gewesen ist. Ueberhaupt ist der äußere Bau ganz einfach, zweistöckig, kaum bedeutender als ein bescheidenes Herrschaftshaus in der Umgebung Genf's, dagegen fällt die Symmetrie angenehm in die Augen. Die vier Thürmchen ließ er abbrechen, weil sie ihm die Aussicht auf die Landschaft verdeckten und, „weil sie für einen Landes-Herrn, der nur mit der Feder — freilich einer furchtbaren — Krieg führt, nutzlos sind“. Er betrieb den Neubau, „dieses sein letztes Nest im Greisenalter“ — mit wahrer Leidenschaft. Er steckte den Garten aus, bezeichnete die Anlagen für Gebüsche, die Terrassen, die Pfirsichanlage, die holländischen Gartenbeete, das achteckige Gartenhäuschen. In kurzer Zeit sehen wir einen herrlichen Park mit allen Annehmlichkeiten erstehen; im Pavillon zieht er Seidenraupen, im Marmorhaus hat er seine Bäder. Unter den schattigen oder vielmehr bedeckten Alleen kann er bald lustwandeln, ohne von den ungezählten Fremden, die nach Ferney wallen, um den Einsiedler zu begrüßen und oft genug, wochenlang auf eine Audienz harren, gesehen zu werden. Im Schloßhofe, den er mit einer Mauer umgab, errichtete der große Theaterfreund, um die Lebensfreude so ächt und ganz zu genießen, ein Theater, in welchem seine Stücke aufgeführt wurden und er oft selbst auftrat, z. B. als Narbes oder Cicero.

Im Schlosse hatte das Empfangszimmer die größte Bedeutung. Man ist erstaunt über den geringen Umfang desselben; allein, wie bemerkt, Voltaire war wohl ein großer Philosoph, aber kein Architekt. In der That haben nicht mehr als 20 Personen stehend darin Platz. Man weiß, daß während 18 Jahren (1760—78) die höchsten Persönlichkeiten Europa's darin empfangen wurden, Herrschaften, die oft ein Gefolge von 10 — 20 Personen mitbrachten. An den Wänden prangten die Portraits: Voltaire selbst, gemalt von La Tour (1728), das Bild seiner Nichte Emilie (Marquise de Châtelet), das Bild Lecain's (des größten damals

lebenden Schauspielers Frankreichs), das Bild Friedrichs II. von Preußen und der Kaiserin Katharina von Rußland (beides Kupferstiche, Geschenke); ferner Bilder französischer Schriftsteller seiner Zeit oder von Vorgängern, z. B. d'Alembert, Diderot, Marmontel, Thomas, Delisle, der beiden Corneille, Boileau, Racine, La Fontaine, die der Engländer Shakespeare, Pape, Milton, Newton und des großen Franklin. Dieses Empfangszimmer befand sich im ersten Stockwerk, während heute ebener Erde ein größeres Zimmer mit mehreren von den angeführten Bildern als Salon de réception gezeigt wird. Darin findet heute der Besucher auch noch einen prachtvollen Fayence-Ofen, den die Töpfer von Ferney ihm geschenkt hatten, das irdene Mausoleum der Markgräfin von Villette, das einst Voltaire's Herz bergen sollte und die Inschrift trägt: „Son esprit est partout et son cœur est ici. Mes mânes sont consolées, puisque mon cœur est au milieu de vous.“ In einem Zimmer neben dem alten Empfangssaale befand sich seine Bibliothek, 6000—7000 Bände stark, mit eigenhändigen Noten versehen. Nach Voltaire's Tode kaufte die Kaiserin Katharina dieselbe um 50,000 Thaler und ließ sie nach dem Palaste Eremitage bei Petersburg bringen. Sein Studierzimmer, in dem es so ziemlich genau aussah, wie man es bei Bücherwürmern und Schriftstellern findet, stieß an das einfache Schlafzimmer, von welchem aus Voltaire, wenn er bettlägerig geworden war, seinem Sekretär Wagnière diktirte und von welchem aus er auf die Straße sehen konnte.

Als Herr von Ferney, als Patriarch und Einsiedler, hielt Voltaire es für seine Pflicht, für sich und seine Unterthanen „seinem Gott“ eine Kirche zu bauen. Hatte er doch schon oft genug die katholische Priesterschaft verspottet und stand er ja überhaupt gerade jetzt wieder mit ihr auf gespanntem Fuße, schon deswegen, weil er beim Ausbau seines Parkes eine Seite des Friedhofes und der alten Kirche schleifen ließ, „um mehr Licht zu bekommen.“ Dafür ließ der Kirchenälteste auf Anstiften des Pfarrers von Moëns, das sog. ewige Licht auslöschen und die geweihten Hostien wegtragen. Dieser Geistliche und der Philosoph lagen sich ohnehin schon lange Zeit in den Haaren. Wir werden weiter unten ähnliche Scenen sehen, die Voltaire dem spätern Pfarrer seiner Herrschaft spielte. Die neu erbaute Kirche erhielt über dem Eingang die Inschrift: „Deo erexit Voltaire 1762.“ Da Voltaire aber bei der Geistlichkeit auf dem schwarzen Brett stand, so fand man in der Ueberschrift eine ketzerische Anspielung. Voltaire sagte einfach: Die Kirche, die ich erstellt habe, ist

die einzige auf Erden, die einzig Gott geweiht ist, alle andern sind den Heiligen gewidmet. Ich für meinen Theil will lieber dem Meister als den Knechten eine Kirche bauen." Seinen Freund Kardinal Passionei in Rom hatte er um Reliquien ersucht; er erhielt solche erst nach dessen Tod. Den Geistlichen eröffnete er voll Demuth die Ankunft der gewünschten Gegenstände mit den Worten: „Ich habe eine Kirche und ein Theater gebaut; auf dem Theater habe ich meine Mysterien bereits gefeiert; aber in meiner Kirche noch keine Messe angehört. Am nämlichen Tage, da ich vom Papste die Reliquien erhielt — sie bestehen aus dem Kieselstein, den der hl. Franziskus trug — bekam ich auch das Bildniß der Frau Pompadour." Zum Ueberfluß legte er neben seiner neuen Kirche 13 Jahre vor seinem Tode seine Gruft an, „damit ihn doch wenigstens Niemand als unvorsichtigen Menschen ansehe (au moins on ne m'acusera pas d'être un homme sans prévoyance.)

Voltaire hatte nun alles, was ein glücklicher Landesgebieter wünschen kann: ein Schloß, eine aufblühende Stadt und eine Gemeinde als Gebiet und eine eigene Kirche. Schon vom elterlichen Hause aus im Besitze einer Jahresrente von 113,000 Fr., brachte ihm seine schriftstellerische Thätigkeit schon in England riesige Summen ein, mit denen er in Frankreich glückliche Geschäfte im Getreidehandel machte, so daß er bald vielfacher Millionär wurde; in der Lotterie gewann er einmal 500,000 Fr.; hohe Pensionen und königliche Geschenke von vielen Höfen trugen ihm jährlich ebenfalls viel tausende von Franken ein. Sein Schloß glich einem fürstlichen Hofe, wo namentlich geistige Größen aber auch hohe Persönlichkeiten und die höchsten Würdenträger täglich ein- und ausgingen. Für das Volk that er sehr viel Gutes. Er schützte die Verfolgten und Bedrängten. So nahm er Deslisle de Sales in Schutz, der wegen seiner „Philosophie de la nature" verfolgt wurde, so Marmontel wegen seines „Bélisaire"; den unschuldig verurtheilten Admiral Bing, den von schäbigen Wucherern ausgesogenen Grafen von Morangiés. In Ferney ließ er das Andenken der Calas, Sirven, Martin, Montbailly, lauter Todesopfer elender Hofintriguen und gewissenloser Richter, wieder zu Ehren bringen; hier rettete er die Frau Montbailly und den General Lally vom Blutgerüste, befreite er 1500 Bewohner des Jura aus der Leibeigenschaft des Chorherrenstiftes zu St. Claude. Obgleich vom Hofe verbannt, von Adel und Geistlichkeit geächtet, weil er deren Versunkenheit und Heuchelei geiselte, hatte er doch dort wie überhaupt in ganz Frankreich viele und mächtige Freunde. Was

er für Bedrängte that, davon nur zwei Beispiele. Die verarmte Großtochter des berühmten Tragikers Corneille verheirathete er an einen hervorragenden Mann und gab ihr eine Aussteuer von 90,000 Fr., d. h. den Ertrag, den ihm sein Kommentar zu Corneille's Werken abwarf; die Tochter Dupuits (Frau d'Angeli) steuerte er mit 100,000 Fr. aus.

Voltaire liebte unbeschränkte Freiheit und hatte bis zu Anfang seines Greisenalters kein eigentliches Heim. In Ferney besorgte seine Nichte Frau Maria Louise Denis den Haushalt. In der Küche hauste Barbara, die dicke Waadtländerin, welche der Philosoph jeden Morgen neckte, die ihm dafür aber auch Dinge sagte, die er sonst nirgends zu hören bekam. So sagte sie ihm wiederholt, er sei ein alter, griesgrämiger Sonderling und Dummkopf, sie begreife nicht, daß ihn Jemand eines Besuches werth halte. Zwei Sekretäre waren stets durch ihn beschäftigt: Wagnière und Longchamp, die später Memoiren über Voltaire geschrieben haben. Nach Aufhebung des Jesuitenordens nahm er den Exjesuiten P. Adam, früher Lehrer der Beredsamkeit in Kolmar und Dijon, in sein Haus auf. Der arme Mann hatte indessen von seinem Herrn viel zu leiden, denn der Philosoph ließ nicht nur an ihm seinen Witz aus, sondern überhäufte ihn in seinem höhern Alter oft mit Beleidigungen. Voltaire, ohnehin eine sehr erregbare Natur, wurde bei zunehmendem Alter immer übellaunischer; wenn er mit seinem Tourumtonton zu leiern begann, ging alles aus seinem Zimmer. Er war ein leidenschaftlicher Schachspieler und wenn er beim Spiele mit P. Adam, der ihm hierin überlegen war, verlor, warf er seinem Partner die Figuren in die Perrücke. Der Jesuit verkroch sich und erschien erst wieder, wenn ihm der Alte zurief: Adam, ubi es. Da Voltaire das zum Schlosse gehörige, viele hundert Jucharten haltende Landgut musterhaft verwaltete, so standen natürlich viele Knechte und Landmägde in seinem Dienste. In seinen Ställen befanden sich 40 bis 50 Kühe, 12 bis 16 feine Raçenpferde. Wo ein neues landwirthschaftliches Geräthe erfunden wurde, Pflüge, Säemaschinen u. s. w., kaufte er es; denn er schätzte den Landbau sehr hoch. Neben seinem Schlosse war ein größeres Feld, „Champ de Voltaire", das er selbst bepflanzte. Einmal gab er der Braut eines seiner reichen Freunde eine Säemaschine zur Aussteuer.

Der Patriach von Ferney war eifrig bemüht, in seiner Herrschaft Gewerbsthätigkeit einzuführen, namentlich Uhrmacherei, die damals in Genf blühte.

Im Jahre 1763 brach in Genf ein Bürgerkrieg aus: ein Kampf der Bürgerschaft gegen die Aristokraten, welche alle Regierungsgewalt in ihren Händen hielten. Die Bürger (citoyens) verlangten ihren berechtigten Antheil an der Leitung des Staates; eine dritte Partei bildete sich, die Natifs, in Genf geborene Ausländer, die ohne alle Rechte dastanden und nur gegen Erlegung hoher Abgaben Geschäfte treiben konnten. Die Natifs verlangten Erleichterung der Lasten und einen billigen Rechtsantheil. Sie stellten sich auf die Seite derjenigen Partei, welche ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche zusicherte und da die Bürgerschaft engherzig genug war, sie ganz abzuweisen, so wandten sie sich an die Patrizier. Beim Abschluß des Bürgerhandels (1768) wurden aber die Bürger Meister und die Natifs hatten das Nachsehen.

Die Rolle, die der Philosoph von Ferney während des Bürgerkriegs von 1763 bis 1768 in Genf spielte, war keine sehr ehrenvolle. Aeußerlich schien er ein Volksfreund zu sein, der allen Parteien zum Rechte zu verhelfen vorgab; in der That war er aber ein gewissenloser Aristokrat, dem es nur um die Befriedigung seiner Rache gegen die Genfer zu thun war, die das Aufführen seiner Schauspiele verboten hatten. Er wünschte allen Parteien schmähliche Niederlagen. Wer seine machiavellischen Grundsätze kannte, wußte, daß er unfähig war, einem Freistaate gute Dienste zu leisten. Sagt er doch: Ein Freistaat ist nicht auf die Tugend gegründet, sondern auf den Ehrgeiz jedes Bürgers, der den Ehrgeiz der Andern im Zaume hält; er ist gegründet auf den Hochmuth (l'orgueil), welcher den Hochmuth Anderer erdrückt, auf den Wunsch zu herrschen, der nicht duldet, daß ein Anderer herrsche. Daraus bilden sich die Gesetze, welche die Gleichheit so viel wie möglich aufrecht halten. Der Freistaat ist eine Gesellschaft, wo die Gäste mit gleicher Eßlust am nämlichen Tische speisen, bis ein wuchtiger Vielfraß kommt, der alles für sich nimmt und den Andern nur Brosamen überläßt.

Während der innern Wirren stockte zeitweilig das Geschäft. Das war Voltaire gerade angenehm; denn dadurch bekam er Gelegenheit, die guten Arbeiter, und deren hatten die Natifs eben sehr viele in ihrer Mitte, nach Ferney herüberzulocken. Sein Rachеplan gegen die Genfer ging so weit, daß er ihre Industrie und ihren Handel ganz zu vernichten suchte. Er bekam in dem französischen Minister Choiseul, der das calvinische Nest Genf ebenfalls haßte, einen Gehilfen. Choiseul kam auf den Gedanken, anderthalb Stunden oberhalb Genf, in Versoix am rechten Seeufer, eine

Stadt zu gründen, die eine Nebenbuhlerin Genf's werden sollte. Die Pläne waren gemacht;* Voltaire schickte nach und nach 300 Natifs nach Versoix (Pays de Gex), nach der neuen Kolonie Versoix-La Ville oder la Nouvelle Choiseul. Allein es blieb bei den Plänen; zum Bau fehlte das Geld; hatte doch König Ludwig XV. kaum Geld genug in der Staatskasse, um seine Dirnen und die Minister zu bezahlen. Später fiel Choiseul den Hofintriguen zum Opfer; sein treuer Freund Voltaire gab ihm wie allen gefallenen Größen den Fußtritt und schrieb auf die geplante Stadt die Spottverse:

A Versoix nous avons vu des rues
Et nous n'avons point de maisons.

In Ferney trieb der Einsiedler ziemlich ausgedehnten Uhrenhandel. Schlau wie er war, wußte er alle Vertreter Frankreich's im Auslande in sein Interesse zu ziehen, um seine Uhrenwaaren von Ferney aus überall abzusetzen. Er fand zahlreiche Abnehmer in Algier, Tunis, in Rußland und Amerika. Um 1773 gab er sein Geschäft auf, d. h. trat es an Andere ab. Ferney war unterdessen zu einer kleinen Stadt angewachsen, mit schönen Gebäuden und Gärten; der ehemalige Weiler zählte an die 3000 Einwohner.

Mit der Geistlichkeit stand Voltaire fortwährend auf gespanntem Fuße. Er anerkannte Gottes Dasein, er war Deist; allein jede geoffenbarte Religion war ihm Unsinn und Fabel. Gegen das Christenthum trat er erst 1762 schriftstellerisch auf, als er die „Extraits des Sentiments“ des 1733 verstorbenen Pfarrers Meslier, eines Freidenkers, veröffentlichte. Bald folgte sein „Vicaire savoyard“; daß er an Gott glaubte, beweist das von ihm herrührende Wort: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.“ Eines Abends, erzählt der Genfer Düpan, sah ich ein beredtes Beispiel von Voltaire's Deismus. An der Tafel trieben seine Gäste, die Encyklopädisten d'Alembert und Condorcet (Voltaire's zuverlässigster Biograph), ihre Spötteleien über Gott. Voltaire schickte seine ganze Dienerschaft aus dem Eßsaal und sagte nachher: „So, jetzt meine Herren, könnt Ihr meinetwegen Euere Auslassungen fortsetzen; da ich heute Nacht von meiner Dienerschaft weder erwürgt noch bestohlen werden mag, so ist es gut, daß dieselbe Euer Gespräch nicht anhört.“ Seinen Stachel

* Fontaine-Borgel, der Verfasser vieler Heimatkunden Genf's, hat einen solchen seiner Geschichte von Versoix beigefügt.

kehrte er gegen das pharisäische, versunkene Kirchenthum und schließlich gegen das Christenthum, und zwar ohne Unterschied der Bekenntnisse. Er that es nicht aus Unkenntniß der Sache, im Gegentheil, er kannte die heilige Schrift ganz gut. Trotzdem wollte er als Katholik gelten und sterben und nahm deßhalb seinen Verkehr mit den Geistlichen wieder auf. Durch Vermittlung von Kardinälen erhält er Reliquien und Ablässe für „seine" Kirche, er erwirkte vom Papste die Bewilligung, daß sein Hauskaplan, der Exjesuit P. Adam eine Perrücke und beim Messelesen ein Zipfelkäppchen gegen Erkältung tragen durfte. Geistliche und Mönche besuchten sein Schloß ab und zu, mit allen war er freundlich, aber auch reich an Spott und keinen entließ er ohne ihm einige Silbermünzen in die Hand zu drücken; er bat sie, für seine Bekehrung zu beten, da er den Tod herannahen fühle. In der Charwoche 1762 erschien ein bekannter Klostergeistlicher bei ihm. Diesem erklärte der Philosoph: „Hören Sie einmal, Gottesmann! um meinen Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben, bin ich gesonnen, am nächsten Sonntag die Osterandacht zu verrichten. Ich denke, Sie werden mir doch die Lossprechung ertheilen?" „Recht gerne," erwiederte der Mönch ohne Arg, „gebe ich Sie Ihnen." Am Ostertag machte er großen Aufwand. Von seinen Dienern ließ er sechs eigens von Lyon herbestellte Kerzen und ein Weihbrod vor sich hertragen; als Gebietsherrn mußten zwei bewaffnete Flurwächter ihn begleiten; er selbst trug das Meßbuch unter dem Arm. Nach der Kommunion wandte er sich sofort an seine Bauern, hielt ihnen ihre auf seinem Gute begangenen Diebstähle vor, forderte sie zu einem ehrlichen Lebenswandel auf und lobte die Tugend des Pfarrers, der natürlich ob einer solchen Ansprache während des öffentlichen Gottesdienstes nicht wenig erstaunt war. In Paris schwamm der Hof ob dieser vermeintlichen Bekehrung in Wonne, worüber Voltaire herzlich lachte. Verständige aber, die den Philosophen in Ferney kannten, tadelten ein solches Benehmen, das nur in Aeußerlichkeiten bestehe ohne innere Wahrheit.

Der Diözesanbischof Biort, einer der sittenreinsten und besten Bischöfe seiner Zeit, aufgehetzt von mehreren Geistlichen der Umgebung, denen Voltaire allen böse Streiche gespielt hatte, wandte sich endlich an den königlichen Hof in Paris mit der Bitte, Voltaire aus Frankreich auszuweisen, er exkommunizirte die Spötter und untersagte jedem Geistlichen seines Sprengels strengstens, den Philosophen zu absolviren oder die Kommunion zu ertheilen. Voltaire schwor dem Bischof Rache; durch seine mächtigen

Freunde am Hofe brachte er es dahin, daß sogar der König über den bischöflichen Antrag sich lustig machte. Im folgenden Jahre wußte der Spötter sich doch Absolution und Kommunion zu verschaffen; der Bischof gab sogar die Bewilligung dazu.

Ungeachtet dieser Vorgänge strömten von allen Seiten Gelehrte und hohe Herrschaften aus allen Ländern Europa's nach Ferney, um den König der Geister zu sehen. Sein Schloß war fortwährend mit vornehmen Gästen angefüllt. Da wurde Theater gespielt, wobei der Dichter selbst die ersten Rollen übernahm; er ließ auch Lekain, Frankreich's ersten Schauspieler kommen; 1762 erschienen die Herzoge von Lorges und Randon mit einer ganzen Schauspielerbande. Voltaire, gerade krank, verließ das Bett, und wurde beim Hören und Schauen seines neuen Drama's „Olympie" wieder gesund.

Zahlreich sind die Schriften, die er in Ferney schrieb: außer den obenerwähnten nenne ich nur noch: „le Sermon des Cinquante", „Pucelle d'Orléans"; dann die böswillige Satire gegen Genf nach dem Bürgerkrieg; seine Angriffe gegen J. J. Rousseau zeigen ein böses Gemüth. Die Geschichte Peters des Großen und der Katharina II. von Rußland entbehren der Kritik; es sind Panegyriken; mehr Werth dagegen haben seine letzten Bühnenleistungen, namentlich „Olympie" und „le Triumvirat". Auch schrieb er ziemlich viel in die Encyclopédie und stand mit der ganzen Gelehrtenwelt, Königen, Fürsten und Ministern in einem umfangreichen Briefwechsel, der viele Bände umfaßte.

Nach 1764 begann sich das Alter seiner 70 Jahre fühlbar zu machen. Gliederleiden (sciatique) traten immer häufiger ein und fesselten ihn wochenlang an's Bett. Die Anzahl der Verehrer und Besucher wuchs zwar fortwährend, die Empfange wurden aber immer seltener. Seine Freunde und Diener mußten ihn krank, mit dem Tode ringend, ja todt melden. Als einst ein Engländer den „Todten" sehen wollte, ließ Voltaire demselben sagen: „der Teufel habe ihn geholt."

Ein Jahr später fühlte er seine Kräfte zu schwach, um weitere Schauspiele aufzuführen, er beschloß deßhalb sein Theater in Gastzimmer, Trockenkammer und Magazine umzuwandeln. Er ließ ausstreuen, er wolle sich nun bekehren und Kapuziner werden. Seine Leiden mehrten sich, er mußte mit zwei Krücken vom Schlafgemach sich in's Empfangszimmer schleppen. Geistreiche Frauen, wie seine Nichte Frau Denis, die Fräulein Claron und Andere mußten ihm Gedichte vorlesen; dann verließ ihn der Schmerz oft

stundenlang. Manchmal aber waren seine Leiden erdichtet. Wenn er alle Besuche unter dem Vorwande abgewiesen hatte, er liege im Sterben, fuhr er eine Stunde darauf in einem Wagen nach Genf oder anderswohin. Seinen Nachbar, den berühmten Charles Bonnet in Genthod, einer der größten Philosophen und Mathematiker Genf's, besuchte er einmal; Bonnet mochte diesen Spötter nicht leiden, auch mit Haller in Bern vertrug er sich nicht und unsern großen Johannes Müller verstand er nicht. Im Jahr 1778 verließ Voltaire seinen fürstlichen Sitz Ferney, um in Paris zu sterben. Unversöhnt mit der Kirche, wurde er ohne Geistlichkeit beerdigt. Sein Leichnam wurde später in's Pantheon versetzt.

Vollständig erschienen seine Werke in 40 Bänden (Genf 1757—76); von Beaumarchais in Kehl in 70 Bänden 1784—1790. Sein Leben erhielt viele Bearbeiter: die umfassendste, preisgekrönte Biographie schrieb Desnoiresterres: Voltaire et la Société française au XVIII. siècle, in acht Bänden. Paris 1875. Ein gelehrtes, auf Quellen gestütztes Werk.

Während der Revolution und den Kriegen Napoleons sank der Glanz von Ferney, die blühende Industrie verschwand. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gelangte es wieder zu Bedeutung: es ist heute ein hübscher Flecken mit 1200 Einwohnern. Großartige Kunsttöpferei und Ziegleréi beschäftigen die Hälfte derselben. Daneben wird etwas Uhrmacherei getrieben. Jährlich wandern noch viele hundert Fremde nach Ferney-Voltaire, um das Schloß zu sehen. Dasselbe ging in mehrere Hände über und ist heute im Besitze von Emil Lambert, eines Bildhauers aus Paris, der dasselbe während der Sommerfrische jährlich zwei bis drei Monate bewohnt; es ist neu aufgeputzt, die Zimmer sind noch dieselben, aber der ehemalige Empfangssaal ist verlegt. Ein sehr schöner Park umgibt das Schloß; das Theater und die Anlagen, wie sie Voltaire angelegt, sind schon seit 1815 verschwunden. Seine Kirche ist im Zerfall und durch eine andere im Flecken ersetzt. Die Einwohner, politisch sehr liberal, behalten Voltaire immerhin in guter Erinnerung.

Zum Danke für das, was Voltaire für Ferney gethan, ließ ein alter Einwohner mitten in einem immergrünen Gebüsch ein einfaches Denkmal, einen marmornen Grabstein errichten, der die Inschrift trägt: Au chantre du père des Bourbons,* au fondateur de Ferney. Ueber diesem

* Voltaire verherrlichte Heinrich IV., den Stammhalter der Bourbonen durch eine Epos „la Henriade“.

Marmorstein ruht eine Pyramide, über derselben eine Urne, ein Lorbeerkranz, eine Feder. Darunter Voltaire's Bild und die Inschrift:

> Ta plume qui transmis à la postérité
> Mérope, Mohamet, Adélaïde, Alzire,
> Le siècle de Louis, et Candide et Zaïre,
> Voltaire! est consacré à l'immortalité.

Die Wirthe in der Schweizergeschichte als Politiker.

Von F. A. Stocker.

Von jeher hat der Wein eine große Rolle gespielt in der Weltgeschichte; Plato billigt in seinen Gesetzen die Trinkgelage, Wein und Gesang, vorzüglich vom vierzigsten bis zum sechszigsten Jahre; sie geben, sagt er, Heiterkeit und Stärke und sind ein mächtiges Band des Wohlwollens und der Eintracht unter den Bürgern. Unsere Altvordern haben nicht viel von Plato gewußt, aber das haben sie, auch ohne ihn zu kennen, aus dem praktischen Leben heraus gefunden, daß auf den Trink- und Zunftstuben die Angelegenheiten des Landes und der Stadt sich leichter besprechen lassen und mancher böse Handel besser geschlichtet werden könne, als im Rathssaal, wobei denn aber nicht minder wahr ist, daß mancher Streit bei Trunk und Mahl gestiftet wurde, den dann das Schwert allein zu lösen vermochte. Denn man darf nicht vergessen, die Sitten der frühern Jahrhunderte waren roh und der Wein ist in der Welt oft die Ursache von Streit und Hader gewesen, daher es nicht mehr als billig erscheint, daß er auch wieder versöhne, und die Menschen wieder dem Frieden und der Eintracht entgegenführe.

Es lag in der Natur ihres Gewerbes, daß die Wirthe den politischen und gesellschaftlichen Gesprächen ihrer Gäste anwohnten und für oder gegen den behandelten Gegenstand Partei ergriffen, nur wenige Wirthe blieben neutral und trieben jene sog. Wirthspolitik, die auf beiden Schultern trägt. In politisch aufgeregten Zeiten war diese Politik verpönt und verachtet, ein Jeder mußte Farbe bekennen, ein Jeder zu seiner Partei stehen und so kam es, daß auch jede Partei einer Stadt oder eines Ortes sich

ihr besonderes Trink- und Versammlungslokal wählte. Schuster und Schneider, bekanntlich ein joviales Volk, wenn sie nicht der Teufel mit Mystik und anderm tollen Zeuge plagt, sind leicht zu Revolutionen geneigt, sitzen gern im Wirthshaus und wo irgend Unruhen entstehen, haben sie die Nase zu vorderst. Deßhalb haben auch manche Dichter, die das Volk von der Scheere und Ahle genau kannten, in ihren Dramen bei allen Volksscenen den Schustern und Schneidern die vorlautesten Reden in den Mund gelegt, ebenso den Wirthen. Auch Shakespeare theilt den Letztern mehrfach Rollen zu, so dem Stephano im Sturme, der Wirthin Frau Hurtig in den Königsdramen und dem Wirthe zum Hosenbande. Soviel ist sicher, ein unruhig Volk sind die Wirthe von jeher gewesen, manche haben sich auch in Schlachten rühmlich ausgezeichnet, während Andere wieder, die Treue und Redlichkeit mit süßem Wort auf den Lippen, ein unehrlich Wesen im Herzen trugen. Vielen aber darf nachgerühmt werden, daß sie die Sache des Volks gegen die Anmaßungen der Herrschenden mit redlichem Eifer unterstützt und gar manchen politischen und Religionsflüchtigen mit eigener Gefahr für Gut und Leben gastfreundlich Schutz und Schirm geboten haben. Und nun komme ich zur Beweisführung dieser paar Sätze. Es liegt auf der Hand, daß es mir nicht möglich sein kann, innerhalb des gegebenen Raumes die politischen Landes-Ereignisse weitläufig darzustellen, ich kann und darf voraussetzen, daß alle diese Momente, die hier erwähnt werden, vollständig bekannt sind und es nur der Erinnerung bedarf, um sie völlig gegenwärtig zu haben.

*
* *

Der erste Wirth, dem wir in der Geschichte begegnen, ist der Badwirth Schindler zum „Hinterhof" in Baden (1416). Er war ein guter Oesterreicher gewesen und hatte die Politik der Stadt gegen die Eidgenossen nach Kräften unterstützt. Nach der Eroberung der Stadt wurden seine Güter sowie die anderer kompromittirter Privaten, wie des Kommandanten auf der niedern Veste (dem spätern Landvogteischloß) eingezogen. Damit war der österreichische Patriot zu einem armen Manne geworden.

Einer der tapfern Wirthe, die sich im Burgunderkriege ausgezeichnet hatten, war Peter Amstalden zu Schüpfheim,* Hauptmann der Entlebucher.

* Diebold Schilling und nach ihm viele andere Geschichtschreiber nennen Escholzmatt als Wohnort Amstalden's; die Akten kennen nur Schüpfheim, den Namen des Wirthshauses nennen sie nicht.

Ihn erreichte im Jahre 1478 ein tragisches Geschick, er ist der erste Wirth von Bedeutung, dem wir in der Schweizergeschichte begegnen. Während der Vierwaldstätterbund sich gegen das in Folge der Burgunderkriege entstandene Burgrecht der Städte auflehnte, trat ein neuer Riß hinzu, der die Spaltung unter den Eidgenossen noch weiter ausdehnte. In der Landschaft Entlebuch herrschte wie im Oberlande und in den Waldstätten ein frischer demokratischer Sinn, der sich nicht gern von den Städten unterdrücken ließ. In Schüpfheim war der Wirth Peter Amstalden längst zur Ueberzeugung gekommen, daß die Waffen der Landleute so viel zum Siege beigetragen hatten, wie die der Städter und daß es Zeit sei, der Herrschaft der Letztern ein Ende zu machen, wenigstens die Gleichberechtigung zu verlangen. Mit dem Landammann Heinrich Bürgler von Obwalden und seinem Schwager Kunegger besprach er sich über den Plan, sich von der Herrschaft der Stadt Luzern loszusagen und einen eigenen eidgenössischen Ort zu bilden. Der Anschlag wurde verrathen, Amstalden in die Stadt Luzern gelockt und gefangen genommen (24. August 1478). Der Rath war von dessen Aeußerungen, die er zu Hause seinen Gästen gegenüber gethan, wohl unterrichtet. Man las ihm im Wasserthurm die Kundschaften vor. Amstalden war darob höchst betroffen, ohne ein Wort entgegnen zu können. Endlich riß er sein Brusttuch und Hemd auf, zeigte die Narben seiner Wunden aus dem Burgunderkriege, fiel auf die Kniee und bat um Aufschub und Gnade. Schließlich nach langem Weigern bekannte er seine revolutionären Absichten und seine Beziehungen zu Landammann Bürgler und Kunegger. Nach vier Monate langem Aufschub wurde er am 24. Nov. enthauptet.*

* * *

Die Wirthe haben nicht selten bei politischen Aktionen und militärischen Operationen als Unterhändler und Spione gedient. Als Franz I. zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Bündniß mit den Schweizern abzuschließen suchte, war es der Kardinal Schinner von Sitten, der demselben geschickt entgegentrat. Schinner wirkte in Bern namentlich durch Hans Gunthelm, den Wirth zum Schlüssel, was aus einem Briefe ersichtlich ist, worin ihn der Kardinal wegen seiner Bekämpfung der französischen

---

* Vrgl. den Hochverrathsprozeß des Peter Amstalden. Von Dr. Th. von Liebenau. 192 S.

Plane lobt (15. Januar 1520). Bern schreibt am 29. Juli gl. Jahres an Zürich: Der Kardinal habe auf's Neue an Gunthelm geschrieben und 100 Gulden gesandt, um etliche Bürger widerwärtig zu machen.

Schon damals hielt man das Wirthshaus für den richtigen Ort und die Weinschenke für das richtige Mittel, um auf die Bürger einzuwirken.

* * *

Fast zu derselben Zeit, als der Schlüsselwirth zu Bern im Solde des Kardinals Schinner stand, nahmen einige Wirthe der Ostschweiz Partei für den bekannten Herzog Ulrich von Würtemberg, der, wie Hans Stockar von Schaffhausen in seinem Tagebuch berichtet, „verrüß ein groß gelt hie vnd grüßend vyl burger syn Wol." Trotz allen Gesetzen gegen das Reislaufen und trotzdem Zwingli gegen alle Einmischung in fremde Angelegenheiten predigte, begaben sich doch mehrere Zürcher auf Umwegen nach Schaffhausen, um dem Herzog aus den Herrschaften Thurgau und Baden Volk zuzuführen. Unter diesen Führern befanden sich auch zwei Wirthe: Onofrion Setzstab, Weinschenk zum Elsasser in Zürich (der Elsasser ist das alte Geschäftslokal von Orell, Füßli und Komp.), und Hans Bullmann, Wirth zum Rindsfuß. Beide machten den Feldzug nach Würtemberg mit und waren gerade bei der Einnahme der Vorstädte von Stuttgart (5. März 1525) betheiligt, als die Hiobspost von der Niederlage der Schweizer vor Pavia und in Folge dessen der Befehl der Tagsatzung von Luzern zu sofortiger Rückkehr einlangte. Die Schweizer brachen auf. Unter ihnen Setzstab, der mit dem Mantelsack unter dem Arm in der Dämmerung die Stadt verließ. (Man hat inn da es wollt nachten gsen hinausgan und hat er ein watschger unter dem Arm. Zürcher Rathsprotokoll 20. Febr. 1525). Von da an verschwindet der von den Schweizern verlassene Fürst in unserer Geschichte. Die Führer der Zürcher aber, namentlich Setzstab und Bullmann wurden wegen der Theilnahme am Feldzug nach Schwaben in contumaciam zum Wellenberg verurtheilt. Onofrion Setzstab kehrte noch in gleichem Jahre freiwillig nach Zürich zurück, wurde eingesperrt und dann wieder freigelassen. Mit Jakob Grebel stand er in vielfachem Verkehr und agirte lebhaft gegen Zwingli und für die Reisläuferei. Unvermuthet wurden im Herbst 1526 Jakob Grebel, Onofrion Setzstab und Hans Escher in Zürich in's Gefängniß gesetzt. Grebel wurde geständig, von mehrern Seiten her bedeutende Geldsummen und Jahrgelder empfangen zu haben; sein Haupt fiel am 30. Oktober

auf dem Schaffote. Setzstab, der zungenfertige Wirth, erwirkte sich die Umwandlung der Strafe in Landesverweisung. Zürich erließ hierauf ein neues Gesetz gegen die Jahrgelder und das Reislaufen, aber dasselbe erregte so viel Unwillen, daß Setzstab es wagen durfte, zu behaupten, man sollte es für einen Vortheil erachten, daß er, obwohl früher in contumaciam verurtheilt, freiwillig nach Zürich zurückkehre, des Willens, seine bedeutenden Einkünfte in der Vaterstadt zu verzehren; wie er zu diesen Einnahmen auf rechtmäßigem Wege gelangt sei, allen möglichen Herren gedient und doch weder Mieth noch Gaben genommen habe, entwickelte er dann mit vieler Kunst und Unverschämtheit. Er zog nach Mellingen, wo er vorübergehend Unruhen veranlaßte. Er hatte nämlich überall verbreitet, Zwingli hätte einst zu Paris, wohin er nie gekommen war, einen silbernen Löffel und zwanzig Gulden gestohlen. Hierüber zu Mellingen von Zwingli zur Rede gestellt, nannte er als Gewährsmann den Stadtschreiber zu Luzern. Die empörten Begleiter des Reformators wollten den Verleumder aus dem Zimmer werfen. Die unsinnige Lüge wurde in der That so oft wiederholt, daß man endlich der Urquelle nachforschte und diese führte mit Bestimmtheit auf den Stadtschreiber von Luzern zurück. Von nun blieb Setzstab verschollen.

* * *

Die Geschichte nennt aus der Reformationszeit eine Anzahl protestantischer Wirthe, die verfolgten Glaubensgenossen wacker beistanden und ihnen Schutz und Obdach gewährten. Vor Allen zeichnete sich aus Mathias Ransperg in Appenzell, der sein angesehenes Gasthaus zur Stätte der Zuflucht und des Rathes für jeden Freund der evangelischen Lehre werden ließ.

In grellem Gegensatze zu Ransperg stand der Wirth zum Schwert in Weesen, welcher den Abt Kilian von St. Gallen, der auf seiner Flucht nach Ueberlingen (1529) bei ihm einkehrte, seinen protestantischen Gegnern verrieth, um sich einen kleinen Vortheil zuzuwenden. Nur ein günstiger Nachwind konnte den Abt vor seinen Verfolgern über den Wallensee retten.

Noch gefährlichere Subjekte waren zwei Wirthe des Gasthauses La tour perse in Genf.* Dieses Gasthaus war vom Jahre 1532 an das

---

* Hier wird es am Platze sein, einen Irrthum zu berichtigen, der in Joh. von Müller's Schweizergeschichte u. A. steht. La tour perse heißt nämlich nach Blavignac

Absteigequartier der Reformatoren Farel und Saunier gewesen, wo sie ihre Besuche empfingen. Das verrätherische Benehmen zweier Wirthe dieses Gasthauses kostete drei Männern das Leben. Der erste Fall ereignete sich 1540. Es war zur Zeit der Libertiner. Die Bürger waren wegen einiger Punkte über ihre Souverainität mit Bern in Konflikt. Die Unterzeichner eines mit Bern gepflogenen Abkommens hatten sich vor der Rache des Volkes nach Bern flüchten müssen. Generalkapitain Jean Philippe zeigte sich den Flüchtlingen günstig. An einem Gelage, das er seinen Leuten gab, erhitzte er sich, rühmte sich der Freundschaft Bern's und schwur, die Flüchtlinge zu rächen. Am Schützenfeste, den 7. Juni, trafen die kaum versöhnten Parteien auf einander. Jean Philippe, von Natur aus heftig und gewaltthätig, griff zuerst nach einer Hellebarte und erschlug einen Gegner. Nun stürzte das Volk nach dem Molard, dem Kampfplatz in allen Unruhen. Jean Philippe floh in das Gasthaus La tour perse. Der Wirth verrieth den Kapitain, der unter Stroh verborgen lag. Das Volk wollte die Waffen nicht niederlegen, bis es Zeuge seiner Hinrichtung gewesen. Zwei Tage darauf wurde Jean Philippe enthauptet.

Der zweite Fall spielt in den Wirren von 1707. Unter dem Volksmanne Pierre Fatio entstand eine Partei, welche bestrebt war, dem Genfer Volke die ungeschmälerte Souverainität zu sichern. Ihre Spitzen Fatio, Lemaitre, Piaget, Delolme, Revilliod u. a. m. kamen im Gasthause La tour perse zusammen. Eine versuchte Revolution (26. Mai) scheiterte. Die Führer der Volkspartei wurden von der Regierung mit bedeutenden Strafen belegt. Die Sieger dagegen feierten Feste. Während dieses vor sich ging, erschien vor dem Rathe der Wirth zur Tour perse, Christian Brochet, mit der Anzeige von einer furchtbaren Verschwörung, die den 17. August ausbrechen sollte. Es sei darauf abgesehen, sagte er, sich des Zeughauses und der Thore zu bemächtigen, die Mitglieder der Regierung und die Stadtgarnison nieder zu machen, die zur Hilfe geeilten Schweizer in die Rhone zu werfen und die Verfassung zu ändern. An der Spitze dieser Verschwörer stunden Lemaitre und Piaget. Als der Verrath bekannt wurde, floh Piaget und ertrank, als er sich durch Schwimmen retten

---

Histoire des Enseignes, nicht persischer Thurm, sondern blauer Thurm. Perse ist synonym mit blau. Der Dictionaire de l'Academie sagt selbst, pers ist eine Mißfarbe von blau und grün. So hat auch der fromage persillé im Jura den Namen fromage bleu.

wollte, im See. Lemaitre wurde enthauptet, Fatio im Gefängniß erschossen.

* * *

Die Spionage und Polizeischnüffelei der Wirthe wurde überhaupt durch die Regierungen unterstützt und großgezogen und mehrfach begegnet man Vorfällen, in welchen die Wirthe nur auf die Aufforderung der Behörden oder auf Drohungen hin gegen ihre Gäste und das Gastrecht sich verfehlt haben. Zu Ende des 17. Jahrhunderts (1698) wurden von der bernischen Regierung die sogenannten Konventikel untersagt. Jeder Briefwechsel mit fremden Pietisten galt als Verbrechen. Man durfte keinen andern Predigten beiwohnen als denjenigen der eigenen Gemeinde. Der Angeber erhielt 50 Thaler Anzeigegebühr. Wirthe und Polizeiwachen wurden besonders aufgefordert, der Regierung diejenigen anzuzeigen, die sich beikommen ließen, „fremde Religionen" zu verbreiten. Es wurde untersagt, sie zu beherbergen oder ihnen Unterschlauf zu geben. Solcher Fälle wären mehrere aufzuzählen.

* * *

Eine geschichtlich bedeutendere und politisch folgenreichere Bewegung in der Schweiz, an welcher die Wirthe in ziemlicher Anzahl Theil nahmen, ist der große Bauernkrieg.

Die Ursachen des Bauernkrieges sind zu bekannt, als daß sie hier einläßlich erörtert werden dürften: Der Hochmuth der Regenten; die Fluth von Aufwands-, Sitten-, Polizei-, Finanz- und Strafgesetzen und Verordnungen, die vielfach die Volkssouverainität verletzten; die Verweigerung des Versammlungs- und Petitionsrechtes; die Verstümmelung oder Beseitigung von Urkunden, welche die Volksrechte verbrieften; neue, theils drückende Steuern; die Entlassung einer großen Anzahl von Schweizertruppen in fremden Diensten; die in Folge des Wegzuges der Flüchtlinge aus dem dreißigjährigen Kriege verminderten Hilfsquellen, die verschuldeten Liegenschaften und Gehöfte; die kostspieligen Gewohnheiten, zu deren Befriedigung die Mittel nicht ausreichten; endlich aber die Herabwerthung der Scheidemünzen, welche besonders auf den Unvermöglichen lastete, das Alles zusammen genommen veranlaßte den Ausbruch eines Volksaufstandes. Das Jahr 1652 hatte zudem schwere Wassersnoth gebracht, in den Zürcher Pulverthurm war der Blitz gefahren und hatte großes Unheil angerichtet,

Erdbeben und Sonnenfinsterniß hatten die abergläubischen Gemüther mit Schrecken erfüllt und vom 10. Dezember bis zum Jahresschluß dräuete am nächtlichen Himmel ein gräulicher Komet, das untrüglichste Wahrzeichen, wie der fromme Solothurner Stadtschreiber Franz Haffner meint, kommender Schrecken. Die Leute sahen sich in ihren ängstlichen Befürchtungen nicht getäuscht.

Lange bevor indessen der Bauernkrieg im Entlebuch seinen Anfang nahm, hatten sich daselbst Streitigkeiten erhoben, die von der Erhöhung des Ohmgeldes ihren Ursprung herleiteten. Im September 1632 beschloß der Rath von Luzern, um die Staatseinkünfte zu heben, den Bezug eines Ohmgeldes zu Stadt und Land im Betrage von einem Angster per Maß Wein und Most. Das Entlebuch protestirte anfänglich gänzlich dagegen, später nur noch das Gericht von Schüpfheim; dieses berief sich auf die alte Ohmgeldordnung von 1514. Die neue Ohmgeldordnung beseitigte allerdings verschiedene Ungleichheiten im Bezug dieser alten Steuer, dagegen erhöhte sie die Taxe von 4 oder 5 Schilling per 100 Maß auf 16 Schilling 4 Angster. Neu war zudem das Ohmgeld vom Most. Vier Wirthe: Landessiegler Nikolaus Hans Brun von Entlebuch, Weibel Stadelmann, Statthalter Laurenz Roos und Ulrich Hafner weigerten sich, das Mandat zu unterzeichnen, um so mehr, da das Volk von dieser Neuerung nichts wissen wollte. Brun wurde am 30. Juni 1633 in's Gefängniß geworfen. Im Verhör erklärte er: man soll das Landvolk am Schwörtage über das Ohmgeld entscheiden lassen; werde das Ohmgeld angenommen, so sei er bereit, dasselbe zu entrichten. Als man ihn fragte, ob er denn nicht der Obrigkeit Gehorsam geschworen habe, entgegnete Brun: „Ja, in rechten und billigen Sachen. Er wollte lieber in den Thurm, als daß er dem Lande etwas verschnetzlet hätte.“ Den 27. August wurde Brun nach vierwöchentlicher Gefangenschaft gegen Erlegung einer Buße von 100 fl. auf Urphede entlassen. Er wurde später Landeshauptmann und suchte 1641 bei einem Schwörtage wieder eine Revolte anzustiften; als ihm dies nicht gelang, machte er eine Pilgerreise nach Rom. Im Oktober des gleichen Jahres ersuchten Schultheiß und etliche geheime Räthe der Stadt Luzern den alt Schutheißen und Gardehauptmann Fleckenstein in Rom, dafür zu sorgen, daß Brun „ze Vermydung fehrnerer vnruhen und suscitation in diese Landt nit mehr kommen könnte.“ Ob dies geschehen ist, wird nicht gemeldet, wenigstens kommt Brun in den Akten nicht mehr vor.

Daß die Gemeinde Schüpfheim und die drei genannten Wirthe mit Geldbußen hart gestraft wurden, ist bei der Strenge der damaligen Regierung als selbstverständlich anzusehen.

Das Zeichen zur Empörung und zum Bauernkriege gab, wie gesagt, das Entlebuch. Schon im 15. Jahrhundert im Amstalden-Handel hatte das auf seine Freiheiten und seine Waffenthaten stolze Entlebucher Volk gezeigt, wie es gegen die Herren von Luzern gestimmt sei. Bereits zu Anfang des Jahres 1653 hatten 100 Bürger der Stadt Luzern, worunter die Wirthe Ammann Martin Marzoll, Jost Gloggner zu Schneidern, Eckardt Lintacker zu Schuhmachern, und Johann Rüttimann zum „Adler“, eine Denkschrift an die Regierung gerichtet, worin sie in zehn Punkten um Abschaffung verschiedener Mißbräuche einkamen. Die Regierung erschreckt, unterhandelte, und ein Vergleich wurde geschlossen, der aber die Spannung zwischen Bürgerschaft und Regierung nicht völlig hob. Das Entlebuch brachte die glimmende Asche neuerdings in Flammen.

Verhaßt war noch fortwährend das Umgeld, das von jedem Saum Wein 5 Batzen, und das Trattengeld, das von jedem Stück verkauften Vieh 6 Batzen forderte. Obschon der Käufer das Letztere bezahlte, drückte es doch auf den Viehhandel. Auch die Entlebucher richteten eine Petition an die Regierung, diese sandte am 14. Februar eine obrigkeitliche Gesandtschaft in's Entlebuch. Die Gesandten stiegen im Wirthshaus zum „Bruder Klaus“ gegenüber der Kirche in Schüpfheim ab und ließen die Bauern vor sich kommen. Doch diese kehrten sich nicht daran, sondern pflanzten auf dem genannten Wirthshause die Landesfahne auf, hielten 1400 Mann stark, eine Landsgemeinde ab und schickten die Abgeordneten unverrichteter Sache wieder heim.

Aber auch die Willisauer erhoben sich und boten den Entlebuchern die Hand. Zwei Wirthe dieses Landstädtchens haben sich dabei besonders hervorgethan: Hans Ulrich Amstein zum „Sternen“ und Johann Jakob Peyer zum „Adler“. Amstein hatte, wie der Sechser Hans Jakob Sinner bekannte, die Entlebucher und Willisauer zu einigen gewußt und sich die Klagen der Erstern verschafft, um ähnliche in Willisau auf die Bahn zu bringen. Er veranstaltete am Donnerstag vor der Herrenfastnacht die Volksversammlungen in Reiden und Dagmersellen und er vermeldet, „die Lutherthaler und vil andere wellent Entlebucherisch syn; sy wöllent all die Köpf zusammen haben und große Fryheiten bekommen; die oberkeyt gange tyrannisch mit Jnen umb, wollend morgens zu Schötz das ganze Ambt

Willisouw zesamen schwören." Amstein habe, sagt Sinner ferner, ihn beauftragt, im untern Thale die Leute aufzunehmen. In Schötz habe Amstein präsidirt. In Wohlhusen sagte Amstein: „Die Oberkeit habe sie lang gezwungen, sy wöllent selbige jetzt auch zwingen." Amstein hatte seine Klagen gegen Luzern selbst nach Zürich gebracht, im Felde kommandirte er die Willisauer, und rief die Berner zu Hilfe. Er führte Anfangs das Direktorium, empfing, öffnete und beantwortete alle Briefe; in seinem Hause fanden die geheimen Berathungen statt und er beherbergte alle Ausgeschossenen aus dem Entlebuch. Als die Geistlichen nicht in's Feld rückten, sagte er: „Wenn die Pfaffen nit mit wöllen, könnent sy wol Predikanten (also Protestanten) mitnemmen."

Als die Willisauer zuerst nur bescheidene Begehren stellen wollten, sagte Amstein: „Das sye nichts; wollent wol anders begären; die Oberkeit sye ganz erschrocken; könnent Innen iez nichts abschlagen, wenn die Puren die köpf zesammen halten." Das war beim ersten Auszug der Luzerner. Um die Kriegskosten zu bestreiten, hatte er mit Andern das „Reisgeld" des Amtes (die Militärsteuerkasse) angegriffen. Beim zweiten Auszug war er sehr zurückhaltend.

Der Angeklagte Jakob Stürmli, Metzger, von Willisau, der am 1. Juli hingerichtet wurde, sagte aus: In Amstein's Wirthshaus sei die erste Versammlung in Willisau gehalten worden, an derselben erschienen: der Pur zu Theuwyl (Hans Keller), Amstein, Stürmli, Hans am Mattenberg, der Kronenwirth Heinrich Peyer (in einem andern Verhör wird er Sonnenwirth genannt) und Jakob Schwegler.

Der zweite Wirth von Willisau, Johann Jakob Peyer zum „Adler", brachte als Abgeordneter die Klagen der Bürger nach Luzern; er wurde auch abgeordnet, um Geschütze aus Kastelen, Rheinfelden und Olten zu begehren. Der schon genannte Jakob Sinner von Richenthal bezeichnet ihn als einen „der bösen Ufstifter des Handels". Er zog als Hauptmann mit 250 Mann nach Pfaffwyl. Peyer hatte auch die Korrespondenz zwischen Fridli Bucher und dem Ammann und Wirth Marzoll in Luzern vermittelt. In einem Momente des Eifers ließ er sich beigehen zu sagen: Der Großweibel (in Luzern) müsse erschossen werden und „sollte er es selber thun". Auf die Fürbitte geistlicher und weltlicher Herren wurde er begnadigt.

Der Kronenwirth Heinrich Peyer hatte mit Andern den Beschluß durchgesetzt, man wolle den Kleinen Räthen von Luzern weder Zins noch

Zahlung geben und die vier Orte zu Schirmherren nehmen. Statthalter Joh. Walthert sagt in seinem Verhör: Peyer habe drei Jahre an diesem Krieg „gedengelet".

Von andern Wirthen werden noch aufgeführt: Peter Elmiger, genannt Mutzohr, und Hans Kaspar Marfurt, beide von Dagmersellen. Elmiger zog mit hundert Bauern durch Sursee nach Schenkon, „allwo sie nidergelegen und nit mer fortwollen, er gehe dann mit, haben ime zu ihrem Hauptmann gemacht"; Elmiger zog dann nach Littau und Mellingen. (Verhör mit Elmiger in Sursee den 17. Juni. Verhörprotokoll Fol. 36). Wie er bestraft wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1654 wanderte er mit seinem Bruder Hans nach dem Breisgau aus.

Der zweite Wirth von Dagmersellen, Hans Kaspar Marfurt war es, der die Beschwerde der Knuttwyler gegen Luzern den Abgeordneten der zehn Aemter in Willisau einschickte. Er schlug den Fuhrmann des Vogtes von Wykon laut Geständniß vor Gericht in Sursee vom 20. Juni „uf den todt"; er bekannte auch, daß er sich in Büron zweier Erpressungen im Betrage von zusammen 70 Gulden schuldig gemacht habe. In Stanz war er als „Usgeschossener". Er muß ein böser Patron gewesen sein. An der Versammlung zu Rußwyl am 3. April war auch der Kreuzwirth von Malters, genannt der Donnerliwirth, erschienen. Uli Jneichen, Ochsenwirth in Hitzkirch, hatte den Verkehr mit den aufständischen Aargauern und Freiämter vermittelt.

Der Hauptvertreter der Bürgerschaft in der Stadt Luzern war der Wirth und Ammann Martin Marzoll, an ihn richteten am 8. Mai die Ausschüsse von Stadt und Amt Willisau ihre Klagen (der Adlerwirth Peyer von Willisau überbrachte sie) und versicherten sie unter der Aufforderung der Gegenseitigkeit ihres Beistandes. Marzoll war ein vorsichtiger Politiker; er vermahnte die Ausschüsse der Bauern am 9. und 13. Mai zur Ruhe und Mäßigung. Er ging deßhalb auch straflos aus; ebenso wenig wurde der Lindenwirth Kaspar Werenlinger von Rußwyl bestraft. Dem Hans Ulrich Amstein, Sternenwirth von Willisau, wurde zwar das Leben geschenkt, dagegen wurde er am 5. Juli für zehn Jahre auf die Galeeren verurtheilt, wo er auch starb. Während am 8. Juli vier Anführer am Galgen und drei durch das Schwert hingerichtet wurden, kamen die betheiligten Wirthe mit Gefängniß- und Geldstrafen davon.

Es ist bezeichnend, daß der Schriftführer der Entlebucher, der auch

zum großen Theil das geistige Haupt der Bewegung war, in keinem Geschichtswerke erwähnt wurde: es ist der Schullehrer und Organist Müller von Rapperschwyl. Vock's bekanntes Buch vom Bauernkrieg, das ihn nirgends aufführt, ist bei allen formellen Vorzügen und bei aller Anerkennung für die richtige Auffassung der Hauptfragen eine sehr ungenügende Arbeit und es ist sehr verdankenswerth, daß Hr. Th. v. Liebenau die Geschichte dieses Krieges nach den bisher unbekannt gebliebenen Korrespondenzen und Verhörakten zu schildern beabsichtigt.

* * *

Sehen wir nun, in welcher Weise die Wirthe im Kanton Solothurn sich betheiligten.

Am 25. Februar 1653 war der Regierung von Solothurn der amtliche Bericht über die Vorgänge in Luzern zugegangen, worauf sie ihren sämmtlichen Vögten den schriftlichen Auftrag ertheilte, sich in den Wirthshäusern „insgeheim beim Trunke und anderswo zu erkundigen, was für Reden ihre Angehörigen von diesem Wesen brauchen". Die allgemeine Lage des Vaterlandes schien der Solothurner Regierung so bedrohlich, daß sie am 14. März den Kriegsrath besammelte und „sinthemalen wir die straff Gottes vor Augen sechen", ein vierzigstündiges Gebet anordnete. Am 14. März trat zu Baden die Tagsatzung zusammen, sie faßte die Eventualität eines bewaffneten Einschreitens in's Auge und vereinbarte einen förmlichen Feldzugsplan.

Als die Solothurner Gesandten nach Baden reisten, trafen sie in Olten zwei Luzerner, den Wirth Hans Anderer von Reiden und den Untervogt von Adelboden, welche nach Olten gekommen waren, um die Bürger daselbst zum Aufruhr aufzumuntern. Auf ihr Geheiß wurden die beiden Luzerner in Verhaft genommen und nach Solothurn abgeliefert. Nachdem man sie dort einem Verhöre unterworfen hatte, wurden sie unter ernstlicher Verwarnung und mit der Bemerkung, „sie hätten verdient, daß ihnen der Kopf zwischen die Füße gelegt würde", entlassen.

Am Abend des 27. März rückten Mannschaften aus den Vogteien Bechburg und Gösgen in Olten ein und begannen ohne Weiteres ihre Wachtposten auszustellen. Darüber wurden die Oltner unwillig und stellten an den Platzkommandanten Daniel Gibelin die Frage, aus welcher Ursache der Bürgerschaft die Bewachung der Stadt entzogen werde. Während der Kommandant die Leute zu beruhigen suchte, erschienen zwei Männer

von Aarburg, der Falkenwirth Jakob Hurter und ein Anton Weiermann, Bürger von Bern, um die von Bern verlangten 50 Mann Hilfstruppen von der Besatzung in Olten unter Hauptmann Grimm auf dem Weg hinter der Wartburg durch, in's Schloß Aarburg geleiten zu dürfen. Die geheime Besprechung, welche sie in einem besondern Zimmer des Gasthauses zum Löwen mit den beiden Hauptleuten hatten, erfüllte die Bürger mit Argwohn; sie verlangten, die Wachtposten selbst zu beziehen und Aufschluß über die Bedeutung der mit dem Falkenwirth von Aarburg gepflogenen Unterredung zu erhalten. Hauptmann Gibelin gestattete das Erstere und gab bezüglich des Letztern beruhigende Zusicherungen. Die 50 Mann erhielten Marschbefehl, sie erklärten aber, in dunkler Nacht nicht weiter zu ziehen, es wäre denn, daß die Oltner mitzögen. Vergebens betheuerte Hauptmann Grimm, es handle sich nur um eine Besetzung des solothurnischen Schlosses Wartburg; man traute nicht mehr und als der Falkenwirth sich zeigte, da wurde er umringt und festgehalten. Der Mondwirth Hans Jakob von Arx von Olten hielt ihm die Hellebarte vor die Brust und schrie: „Was ist's, Du Verräther, Du Schelm! Was hast Du das Volk von hier abzuführen? Du hast hier nichts zu schaffen!" Uli Husi von Wangen aber versetzte gleichzeitig dem Falkenwirth mit der Muskete einen Schlag auf den Kopf, daß er ohnmächtig hinsank, worauf man den Thäter in den „Löwen" in Gewahrsam brachte.

Nachts um 11 Uhr erschien der Diener des Obervogts von Aarburg (nach Klaus Zeltner war es des Falkenwirths Sohn), der dem Platzkommandanten einen Brief übergeben wollte, wegen der vielen Soldaten aber nicht dazu gelangte.

Am folgenden Morgen kamen bewaffnete Bürger von Aarburg nach Olten und verlangten Auslieferung des verrätherischen Falkenwirths auf ihren Grund und Boden. Dem Begehren wurde nicht entsprochen. Auf dem Rathhause wurde dann vor versammeltem Volk das erwähnte Schreiben des Obervogts von Aarburg verlesen und so erfuhr die Bürgerschaft zu ihrem größten Erstaunen, was bezüglich der Besatzung von Aarburg zwischen Bern und Solothurn abgekartet worden war. Die Hinterlist, der man sich dabei bediente, erfüllte Alle mit Unwillen und mit gerechter Entrüstung wies man darauf hin, was für sie und ihre Nachbarn daraus hätte entstehen können. Die Aarburger hatten in der gleichen Nacht eine starke Wache in ihr Schloß gelegt. Nach diesem wurde der Falkenwirth in ein besonderes Gemach in das Gasthaus zur „Krone" verbracht, in

den nächsten Tagen aber wieder auf freien Fuß gestellt. Die Handlungsweise der Oltner, die allenthalben Aufsehen erregte, wurde im Solothurner Rathsmanual vom 28. März als eine Frechheit dargestellt, deren man künftig und zu seiner Zeit gedenken werde, vorläufig aber schickte man sich in die Nothwendigkeit, zur Verhütung mehrerer Schwierigkeiten etwas zu „conniviren und die gebührenden remedia uff ein besser Gelegenheit zu versparen". Das Landvolk aber war entzückt über Olten's feste Haltung und die Entlibucher Bauern wiesen der Begebenheit mit dem Falkenwirthe sogar einen hervorragenden Platz an in ihrem „Tellenliede", das dazumal in zahlreichen Abschriften in den aufständischen Kantonen verbreitet und von den Landleuten häufig gesungen wurde." (Vock, Der Bauernkrieg, S. 545: „Ein neu Wilhelm Tellen Lied im Entlibuch gemacht 1653.) Dort heißt es in Strophe 13—20:

13.

Zu Aarburg ist ein Falke;
Man kennt ihn nur zu wohl!
Er ist ein arger Schalke,
Dazu der Tücke voll.

14.

Er trägt zwei falsche Augen,
Und ein meineidig Herz:
[illegible]
[illegible]

15.

Er ist [illegible] frommer,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

16.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Zürich [illegible]

17.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

18.

Sie führten ihn zum „Leuen";
Auf ihn hat man gut Acht;
Wollt's Futter nit verdeuen;
Man hielt ihn über Nacht.

19.

Sie führten ihn zur „Kronen"
Wohl in ein bschlossen G'mach.
Der Krieg wollt ihm nit lohnen.
Auf ihn hat man gut Wach.

20.

Im Spittel auf dem Laden,
Da sitzt er Tag und Nacht
An einem seidnen Faden,
Wie ihn der Schlosser macht.

Wer jedoch den Oltnern den meisten Dank wußte, das waren die Aarburger, die als Entgelt für den geleisteten Freundschaftsdienst Leib und Leben einzusetzen versprachen und für alle Fälle ihre thatkräftige Hilfe anerboten. Man sollte dieselbe bald genug brauchen. Schon Tags darauf war Oberst Zörnlein von Basel an der Spitze von 500 Baslern und Mülhausern in Aarau eingerückt. Das Gerücht ging, fremde Kriegsvölker seien über die Schafmatt her im Anzug. In allen Dörfern ertönte das Sturmgeläute. Auf die Mahnung von Olten rückten die Aarburger mit 200 Mann auf, um den wichtigen Paß von Olten zu besetzen. Der Färber Kaspar Klein, ein feuriger junger Oltner, wurde zum Hauptmann der Oltner und Aarburger ernannt. In den Bündten, auf einem freien Felde, gelobten sich die Mannschaften beider Städte Schutz und Trutz mit einem gemeinsamen Eid gegen den innern und äußern Feind. Die patriotische Haltung der beiden Städte an der Aare hatte das Solothurner Volk in bedeutende Aufregung versetzt. Ueberall entstand ein Wetteifer, die große vaterländische Sache nach Kräften zu fördern. Kaspar Meyer, der Untervogt von Dulliken, ließ auf die Boten und Briefe der Regierungen fahnden und behielt sie zurück. Aehnlich machte es Michael Schwendimann, der Kronenwirth zu Schönenwerd, welcher Durchreisende in rücksichtsloser Weise durchsuchen ließ und Jeden, der ihm verdächtig schien oder nicht gehorchen wollte, in einen Stall unter seine Stiege sperrte.

Unter den gegebenen Umständen hielt es die Regierung für angezeigt, die an die Solothurner Grenzen abmarschirten Truppen des Bischofs von

Basel wieder abzumahnen und den Unterthanen betreffs Anmarsch fremder Völker beruhigende Zusicherungen zu geben. Ihr Vorgehen machte auf die Bevölkerung den besten Eindruck und es gelang den beidseitigen Abgeordneten, die am 3. April zu einer Besprechung in Oberbuchsiten zusammenkamen, für das Volk verschiedene Vergünstigungen und für die Regierung die Versicherung der Anhänglichkeit und Treue zu erwirken. Doch der Friede war nur ein scheinbarer. Während noch zu Oberbuchsiten verhandelt wurde, liefen die Oltner Bürger Hauptmann Kaspar Klein, der Färber und (nach Bock) der Mondwirth Hans Jakob von Arx (nach Rektor Zingg, dem ich eine Anzahl Mittheilungen über die Oltner Wirthe verdanke) * Hans von Arx, der „Speckli" genannt, für sich selbst und ohne Wissen und Willen der Gemeinde nach Willisau, wo sie mit den Luzerner Landleuten schriftliche Verträge errichteten und einander mit Hilfe in Rath und That beizuspringen versprachen. Sie brachten bei ihrer Heimkehr Bericht, daß der Aufruhr noch allenthalben unter der Asche glimme, daß man das Mißtrauen bezüglich des Einmarsches fremder Truppen noch nicht abgelegt habe und den Versprechungen der Regierung keinen Glauben schenke. Am 18. April versammelten sich die Ausschüsse der Luzerner Landleute zu Willisau, wobei sich aus dem Solothurner Gebiet der Untervogt Adam Zeltner von Kappel und der Alt-Wirth Georg Baumgartner von Oensingen einfanden. In Willisau gab man ihnen die schriftlich verfaßten Bundesartikel mit und weihte sie in alle Pläne ein. Heimgekehrt, stiegen sie in Olten bei Peter Klein im „Löwen" ab und hielten mit dem Färber Klein und dem Mondwirth von Arx eine geheime Besprechung. Eine Zusammenkunft wurde auf dem Rathhaus abgehalten, Adam Zeltner zum Landeshauptmann gewählt, und fünf Männer, worunter der Löwenwirth Klein und der alt Wirth Baumgartner von Oensingen ihm zu geheimen Räthen beigegeben. Sie erhielten den Auftrag, zur Vertheidigung gegen fremde Truppen, welche in's Land kommen möchten, die nöthigen Befehle zu ertheilen. Noch mehrere Versammlungen wurden abgehalten, so auf dem Trimbacher Felde und bei der Burg in den Bündten. Es ging oft bunt dabei zu. An einer derselben geriethen der Weibel Leonhard Kandel und der Mondwirth von Arx wegen

* S. außerdem die alten Wirthshäuser in Olten. Von Ed. Zingg. „Vom Jura zum Schwarzwald". I. 310—312.

Unterstützung der Luzerner derart aneinander, daß der Weibel seines Amtes entsetzt wurde.

Auf kurze Zeit tritt noch ein neuer Wirth in die Aktion ein. Am 2. Juni hatte General Werdmüller von Zürich den Landleuten einen Waffenstillstand bewilligt und diese hatten auch wirklich zur Anbahnung von Friedensunterhandlungen Ausschüsse gewählt, unter ihnen befand sich der Wirth Hans Strub von Trimbach. Doch diese Ausschüsse ließen die gewährte Frist verstreichen und so kam es zu dem bekannten Gefechte von Wohlenschwyl im Aargau. Am 4. Juni beschloß man zu unterhandeln. Den Untervogt Reinli von Aarburg an der Spitze begaben sich am 4. die Abgeordneten, worunter auch der Wirth Hans Strub, in's Lager Werdmüller's, wo der Friede besiegelt und auch von den Bauern angenommen wurde. Reinli und Strub wurden von den Siegern schon am 10., die übrigen Solothurner Führer am 17. in Olten verhaftet und nach Zofingen in Gefangenschaft gesetzt. Unter ihnen befand sich auch der Mondwirth von Arx von Olten, der Kronenwirth Michael Schwendimann von Schönenwerd und Georg Baumgartner, alt Wirth von Oensingen, endlich Joggi Fluri, der Weinschenk von Balsthal. Die Verhöre waren am 23. Juni beendigt.

Ein rühriger Vertreter des Volks war der mehrfach genannte alt Wirth Georg Baumgartner von Oensingen. Schon am 18. April war er Abgeordneter des Kantons Solothurn bei der Versammlung der zehn Aemter von Luzern in Willisau gewesen, allerdings nur um sich vorläufig mündlich belehren und weisen zu lassen. Am 2. Juni war er einer der Führer der 2000 Solothurner, die im Eilmarsch auf den Ruf nach Zuzug über Olten nach Othmarsingen zogen.

Alle diese Männer, die in guten Treuen für ihr Land und Volk eingestanden waren, wurden an Gut und Geld schwer gestraft.

* * *

Nicht besser erging es den Volksmännern und Wirthen aus der Landschaft Basel.

Im Volksaufstande des Kantons Basel spielte die Stadt Liestal die nämliche Rolle, welche die Stadt Olten für den Kanton Solothurn übernommen hatte. Zwar fand die erste Versammlung der Unzufriedenen nicht in Liestal selbst, sondern in einem Wirthshause in dem stillen abgelegenen Waldenburger Thale statt.

Am 9. März saßen in der Wirthschaft von Jakob Schweizer in Oberdorf sechs Bursche aus der Ortschaft: Balthasar Waldner, genannt Xander Balz, Balzer Siegrist, Friedrich und Christian Krattiger, Heinrich Senn, Hans Erni, genannt Heyd Erni und besprachen beim Wein die Frage des sog. Soldatengeldes, jener zu Stadt und Land höchst unvolksthümlichen Abgabe, welche das Amt Waldenburg monatlich mit 80 ℔ traf. Die sechs Oberdorfer Bauern beschlossen, so erzählt Andreas Heusler in seinem „Bauernkrieg von 1653", man sollte die Gemeinden anfragen, ob man noch ferner Soldatengeld bezahlen wolle. Sie gingen dann selbst zu diesem Zwecke nach Buckten, Zunzgen und Liestal ab. Eine solche Anfrage wurde noch in der gleichen Nacht in Liestal gestellt. Die Bewegung griff rasch um sich, so daß der Rath von Basel sich veranlaßt sah, eine Abordnung, mit dem berühmten Bürgermeister Wettstein an der Spitze, nach Liestal zu schicken, der es gelang, die Leute in Sachen des Soldatengeldes und der Erhöhung des Salzpreises zu beschwichtigen. Das Ansehen der Regierung war aber durch den verunglückten Zug unter Oberst Zörnlein bedeutend erschüttert worden und die Bewegung im Kanton Basel nahm eine immer ernster werdende Gestalt an. Ihren Mittelpunkt hatte sie fortwährend im Amte Waldenburg in der Wirthschaft des Amtspflegers Hans Gysin zum Rößli in Höllstein und in der Wirthschaft des Jakob Schweizer in Oberdorf, bei welchen alle Fäden zusammenliefen. Bei Bruckner, Ochs und den neuern Geschichtsschreibern wird zwar die Orismühle bei Liestal als Sammelplatz der Verschworenen genannt, allein in den Akten findet sich keine Spur von solchen Zusammenkünften in der Orismühle, die auch für die Verbindung mit Waldenburg nicht bequem lag, sondern es erscheint auch, sagt Heusler, der Orismüller Jakob Ritter, Meyer zu Seltisberg, als ein ganz unverdächtiger, dem regierungsgetreuen Schultheißen Imhoff von Liestal zur Seite stehender Mann.

Die beiden Hauptführer der Bewegung im Kanton waren der Weber Uli Schad von Oberdorf und Isak Bowe, der Bruder des ebenfalls mehrfach betheiligten Schlüsselwirths Werti Bowe von Waldenburg. Schad war seit 1649 Gerichtsamtmann in Waldenburg, seit 1652 Bannbruder in Oberdorf, ein Mann der That, im kräftigsten Alter, fähig das Volk in fortwährender Aufregung zu erhalten. Isak Bowe scheint der denkende Kopf der Bewegung gewesen zu sein, er war 38 Jahre alt, ein wohlhabender Mann und bewandert in Bibel und Gesangbuch. Der Schlüsselwirth wird als heftig geschildert, mit Daniel Jenny vertrat er

an der Versammlung zu Sissach die Begehren der Waldenburger in Betreff des Salzes und des zukünftigen Erlasses der Soldatengelder. Amtspfleger Hans Gysin zum Rößli in Höllstein war einer der geachtetsten Männer des Landes. *

Im Hause des Hans Gysin nun wurde die Annahme des Huttwyler Bundes beschlossen; Gysin hatte den Verschwornen oft Geld vorgestreckt und dem Schlüsselwirth Werti Bowe seinen Degen nach Olten mitgegeben. Er gestand im Verhör, er habe die Vorschüsse aus Furcht gemacht, einmal 50 Batzen, ein andermal 9 fl, dem Uli Schad zur Reise in's Oberland zwei Dukaten, auch seien bei 300 fl bei ihm verzehrt und nicht bezahlt worden. Gysin ist der einzige Wirth, der die „Unterthänige Supplikation" an die Regierung (30. März 1653) unterzeichnete. Bei seiner Verurtheilung, die ihm die Hälfte seines Vermögens kostete, ist wahrscheinlich auch das silberne „rößlin" der Obervögte den Weg alles Irdischen gegangen.

Zwischen der Regierung und Abgeordneten der Landschaft fanden am 16. April neue Unterhandlungen statt und ein gütlicher Vergleich kam zu Stande, der beide Parteien mit großen Hoffnungen erfüllte. Allein während die Abgeordneten in Basel über den Frieden sich beriethen, kamen auf der Landschaft verschiedene Unfuge vor, welche die Regierung veranlaßten, den Oberstlieutenant Zörnlein mit 350 Mann nach Liestal abzusenden, um durch dieselben mindestens ihre Beamten zu schützen und die ruhigen Elemente vor Unbill zu sichern. Allein diese Sauvegarde hatte die entgegengesetzte Wirkung gehabt, in hellen Haufen zog das Landvolk vor die Stadt, Urs Schweizer, der Wirth von Reigoldswyl, war sogar nach Mümliswyl geeilt, um die Solothurner zum Zuzug zu mahnen. Um die Liestaler zu beschwichtigen, die auf Seite des Landvolks standen,

* Wie aus einem Berichte vom Jahre 1642 hervorgeht (Mittheilung des Herrn Ständerath Birmann), kamen in seinem Wirthshause am 7. Herbstmonat die Obervögte, Landvögte und Untervögte zu einem frohen Tag zusammen, wie sie solche oft daselbst gehabt hatten. „Denn der Amtspfleger ist ein beretter man und tut viel gutes, und erkennt die rechten der lantsleut und der oberikeit und gibt allen guten rat. Da machten die obervögt, m. gn. Herren, dem wirt eine sonderbar schöne vererung und schankten ihm ein ganz silbern rößli, war 105 lot schwär, das loth zu 18 batzen. Und hielt da der Obervogt von Farnsburg, heißet Hans Uebelin, eine gar schöne red und der amtspfleger Geysi hielt eine noch schönere red und bewirthet alle Ehrengäst zwei Tage lang... ich war auch dabei."

wurde diesen auf die Bitte von Schultheiß und Rath und gegen das Versprechen, den Abzug der Bauern zu bewirken, die Bewachung der Thore wieder übergeben, die Zörnlin durch seine Leute hatte besorgen lassen. Aber die Bauern zogen nicht ab. Da kam Amtspfleger Gysin von Höllstein angeritten; er beschwor die Führer, man solle das Volk heimziehen lassen, allein sie gaben weder ihm noch dem Schultheißen Imhoff Gehör, sondern verlangten drohend den Abzug der Basler Truppen. Oberst Zörnlin fand für rathsam, sogleich aufzubrechen und nach Basel zurückzukehren. Die Bauern ernannten hierauf ihre Abgeordneten zur Landsgemeinde nach Sumiswald. Die unterdessen eingetroffenen Solothurner beabsichtigten dagegen am Charfreitag mit den Landschäftlern vor Basel zu ziehen, oder doch wenigstens bis Muttenz, um an die Stadt die Frage zu stellen, ob Freund oder Feind? Dem Amtspfleger und Rößliwirth Gysin aber gelang es, die Leute von diesem Gedanken abzubringen. Am Ostertage 10./20. April fand im Rößli in Hölstein eine Zusammenkunft der Ausschüsse des Landes statt und am Ostermontag wohnten dieselben der Landsgemeinde von Oberbuchsiten bei. Mittwoch den 13./23. April erfolgte die große Volksversammlung in Sumiswald, unter der Leitung von Niklaus Leuenberger. Wirthe aus Basel nahmen nicht daran Theil. Die Liestaler selbst hatten keine Abgeordneten nach Sumiswald geschickt, noch wollten sie von Beschwörung des Bundes etwas wissen. Sie kehrten von der auf den 18./28. April auf dem alten Markt bei Liestal ausgeschriebenen Landsgemeinde vor Ableistung des Eides in das Städtlein zurück. Die Waldenburger verlangten aber unter mannigfachen Drohungen ihren Beitritt zum Bund, worauf die Bürger zum Thor hinaus liefen und den Waldenburgern den Eid leisteten. Der Eid wurde knieend geleistet, der Amtspfleger und Wirth Gysin ertheilte ihn den Beamten, der 75jährige Amtspfleger Giegelmann dem Volke.

An einer zweiten Landsgemeinde in Liestal 2./12. Mai) wurde jetzt auch der Rath der Stadt zur Theilnahme bewogen und ein Mitglied desselben, der Schlüsselwirth Samuel Merian zum Ausschuß an die Landsgemeinde von Huttwyl ernannt. Nach dieser Gemeindeversammlung zog sich der Schultheiß Imhoff zurück und Schlüsselwirth Merian übernahm das Siegel der Stadt, mit dem er zwei Tage darauf an der Landsgemeinde von Huttwyl den Bundesbrief Namens der Stadt bekräftigte. Auf Merian waren die Liestaler nicht gut zu sprechen; es hieß, man habe ihn nur nach Huttwyl geschickt, um ihn in Ungnade zu bringen.

Es ist unmöglich, in diesem Rahmen die Phasen des ganzen Kriegsverlaufs auch nur anzudeuten. Auf den ersten Lärm vom Wiederausbruche des Aufruhrs hatte sich die Tagsatzung zu Baden versammelt. Drei Feldherren wurden aufgestellt: General Zweier von Evibach aus Uri, für den Angriff auf Luzern, General Konrad Werdmüller von Zürich für den untern Aargau und General Sigismund von Erlach für den Oberaargau und das Emmenthal. Ein vorzüglicher Plan des Bauerngenerals Christian Schybi, auf drei Punkten im Aargau Werdmüller anzugreifen, wurde durch den Hauslehrer Zuber, der im Dienste des Landvogts von Aarwangen stand und im Gasthaus zum Kreuz in Langenthal die Verabredung Schybi's mit Leuenberger gehört hatte, verrathen. Werdmüller wurde sofort durch einen Eilboten davon benachrichtigt. Leuenberger, der in seinen Hoffnungen auf Gelingen dieses Planes sich getäuscht sah, schloß mit Bern einen günstigen Friedensvertrag ab (14. Mai). Als aber Bern Zuzug aus der welschen Schweiz erhielt, trat es vom Vertrag zurück und Leuenberger eilte Schybi zu Hilfe, der bei Mellingen stand. Wie die Nachricht von der Ankunft des eidgen. Heeres unter Werdmüller in Mellingen nach dem Kanton Basel gelangte, ließ Joggi Buser, Sonnenwirth von Bukten, am 1. Juni (n. St.) ein Rundschreiben in die nächstgelegenen Dörfer ergehen, folgenden Inhalts: „Zu wissen, daß ihr in Eil von Dorf zu Dorf in eurem Amte zu entbieten habet, daß der erste Auszug alsbald fortziehe, auf Olten zu, und sich auf den heutigen Tag einstelle, nach Laut des Bundes; denn es sind fremde Völker mit achtzehn Stuckern von Zürich und Schaffhausen angekommen. Bitte, säumet Euch nicht! denn es thut Noth. Nicht mehr, denn Gott wohl befohlen. (Unterz.) Jakob Buser, Wirth zur Sonne zu Bukten."

Vergeblich warnte der Landvogt Brand zu Homburg die Gemeinde Bukten. Farnsburger und Waldenburger kamen mit fliegender Fahne daher und zogen mit den Homburgern vereint wohl 200 Mann stark über den Hauenstein. Der Schlüsselwirth Werli Bowe trug die Amtsfahne von Waldenburg. Diese Mannschaft nahm an dem Gefecht von Wohlenschwyl Theil und kehrte nach dem Mellinger Frieden mit einem Laufpaß Werdmüller's nach Hause. Zu dieser Zeit spielte noch eine Episode, die sich auf die Feuer- und Alarmzeichen auf dem Buchsiberg bei Langenbruck bezieht und die dem damaligen Bärenwirth Jakob Wirths daselbst den Namen „Bubscher" einbrachte, dessen Nachkommen heute noch diesen Dorfnamen tragen sollen.

Wie in den andern Kantonen so wurde auch im Kanton Basel nach der Unterdrückung des Aufstandes mit den Hauptbetheiligten ein rasches Prozeßverfahren eingeschlagen. In einer Woche wurden mehr als 170 Landleute mit Stricken oder Ketten gebunden, in die Stadt gebracht und alle Gefängnisse damit angefüllt. Unter den Verhafteten befanden sich die Wirthe: Samuel Merian zum Schlüssel in Liestal, Jakob Schweizer von Oberdorf, Hans Gysin zum Rößli in Höllstein, Joggi Buser zur Sonne in Buckten und Joggi Kohler von Diegten. Der Schlüsselwirth Werli Bowe wurde nach Zofingen zur Beurtheilung abgeschickt, mit 100 fl. Geldstrafe und mit Verbannung gebüßt. Jakob Buser wurde zum Verluste beider Ohren verurtheilt, welch letztere Strafe jedoch nicht zur Vollziehung gelangte. Amtspfleger Gysin zum Rößli in Höllstein, der zum Verluste seines halben Vermögens verurtheilt worden war, bezahlte laut „Empfahenbuch" 1580 ℔ Kapital und 79 ℔ Zins. Nur seine Güter waren ganz frei, die Güter der meisten andern waren verpfändet, weßhalb sich die Regierung für die Bußen Obligationen ausstellen ließ. Amtspfleger Gysin hatte viele Gönner in und um Basel. Das Amt Rheinfelden und das Amt Landser (Elsaß) baten um Schonung, da Gysin den beiden Aemtern viele Gutthaten erwiesen hatte. Auch Ausschüsse und Vögte der Herrschaft Badenweiler baten für Gysin, er sei ein ehrlicher, frommer und gegen Arme (besonders gegen Flüchtige in den letzten Kriegsjahren) mitleidiger Mann. Diese Fürsprache mag denn auch nicht ohne Wirkung gewesen sein; daß Gysin seines Amtes enthoben wurde, ist wohl selbstverständlich. Aber auch das Amt Waldenburg wurde bestraft, indem ihm die Wahl seiner drei Amtspfleger entrissen und dem Rathe von Basel zuerkannt wurde. Eine große Anzahl der Angeklagten bestand beim Verhöre die Tortur. Der Wirth Kohler von Diegten z. B. wurde nebst drei Andern mit dem Gerüst aufgezogen. Nach dem Antrage der Verhörkommission sollte er mit sechs weitern Angeklagten dem Tode verfallen sein, es wurde ihm vorgeworfen, daß er viele Briefe gewechselt, den Zug nach Aarau zu verhindern gesucht, den Wirth von Augst nach Liestal citirt, in Olten und Aarburg das erste Verständniß angezettelt, und noch zuletzt Brief und Siegel für die bewilligten, aber von den Bauern nicht angenommenen Punkte begehrt habe. Am 14. Juli wurde Kohler mit Galli Jenny, Hans Gysin, Heinrich Stutz und Konrad Schuler aus Liestal und Uli Gysin von Läufelfingen vor dem Steinenthor zu Basel, mit dem

Schwert, Uli Schad mit dem Strange hingerichtet. Die Obrigkeit konfiszirte größtentheils die Güter der Hingerichteten.

* * *

Von geringerer Bedeutung ist die Betheiligung der Wirthe im Kanton Bern; namentlich werden aufgeführt die Wirthe von Trachselwald, Leonhard Glanzmann in Rausli bei Konolfingen und der Kreuzwirth Wild von Langenthal, aus dem Aargau der Ochsenwirth von Sarmenstorf.

* * *

Warum so viele Wirthe, namentlich auch im Kanton Basel, sich beim Bauernkriege in hervorragender Weise betheiligt haben, geht neben der allgemeinen Unzufriedenheit auch aus dem Umstande hervor, daß durch eine Anzahl Bestimmungen und Gesetze die vitalsten Interessen des Wirthsgewerbes verletzt worden waren: die Erhöhung des Weinumgeldes, das Mühlen- und Metzgerumgeld, die Abgabe der Landbäcker, die Verbote öffentlicher Belustigungen, der Neujahrsfeste, besonders aber des Tanzens, der Uebereifer in Erlaß von Sittenmandaten, die wiederholten Hochzeitsverordnungen, die Festsetzung von Speisezeddeln und Uerten, wozu dann noch die große Verwirrung im Münzwesen kam; das Alles zusammengenommen mußte das Gewerbe empfindlich beeinträchtigen und schädigen. Schon der Rappenkrieg von 1591 mit seiner Erhöhung des Umgelds und der Abgabe kleinerer Hohlmaße an die Wirthe hatte im Kanton Basel den Grund gelegt für den Bauernkrieg, der ein halbes Jahrhundert später mit voller Macht ausbrach, aber auch mit blutiger Konsequenz zu Ende geführt wurde. Aber nicht nur die eiserne Strenge war es, die im Volke eine Verbitterung keimen und groß werden ließ, sondern vielmehr das rücksichtslose Zertreten der Rechte des Volkes, welches dann später, allerdings unter andern Verhältnissen, selbst wieder gewaltsam das Recht zertrat.

* * *

Im „Einundneunziger Wesen", wie der Aufstand der Basler Bürger gegen das Bürgermeisterthum der Burkhardt und Socin gemeinhin genannt wird, thaten sich auch zwei Wirthe hervor: Hauser, Gastwirth zu den „Drei Königen" und Georg Daniel Kuder zum „Wilden Mann". Hauser war ein eifriges Mitglied des Bürgerausschusses, war aber doch so klug, vor Ausschreitungen, wie solche nach Dr. Fatio's Gefangennahme geplant waren, abzumahnen. Nachdem am 27. September die drei Häupter

des Aufstandes von 1691 ihre Empörung gegen das Gottesgnadenthum des Rathes mit ihrem Blute bezahlt hatten, wurden die beiden Wirthe nach einigen Wochen Gefangenschaft an Geld und Gut gestraft; Kuder um 500 Rthlr., und weil er sich ehrenrührig gegen die Obrigkeit geäußert, noch ein halbes Jahr in sein Haus „bannisirt".

* * *

Die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte weist noch über ein Dutzend Ereignisse auf, bei denen Wirthe und Wirthshäuser eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Ich kann dieselben hier nur in Kürze erwähnen.

Der erste Fall betraf die Schaffhauser Gemeinde Wilchingen. Von Alters her hatte die Gemeinde eine Wirthschaft besessen, ein sogen. „Gemeindehaus", wie solche jetzt noch in vielen schweizerischen Gemeinden existiren. Die Regierung beabsichtigte im Jahre 1717 eine zweite Wirthschaft zu errichten. Die Gemeinde protestirte, konnte aber ihr Recht nicht urkundlich nachweisen. Der neue Wirth gab zwar seine Gerechtigkeit zurück, allein die Gemeinde verlangte eine Bürgschaft dafür, daß solche Fälle nicht wiederkehren, versagte Huldigung, Militär- und Frondienst und Gehorsam. Die Regierung sandte Truppen in das Dorf. Die Männer flohen in das Klettgau, die Weiber blieben. Erst im Jahre 1729 endete der Streit, nachdem die Gemeinde, die 17 Jahre lang von einem großen Theil ihrer Bevölkerung verlassen geblieben, in Armuth gesunken war.

Auch in diesem „Wilchinger Handel" zeigte sich, was das Schweizervolk vermocht hätte, wenn nicht nur zerstreute Theile, sondern die Gesammtheit oder wenigstens ein großer Theil desselben gegen das Herrenthum aufgestanden wäre, das bei so manchen Gelegenheiten seine völlige Ohnmacht verrieth.

Der zweite Fall wird gemeinhin der „Udligenschwyler Handel" genannt. Er nahm 1725 seinen Anfang durch ein Tanzverbot, das der Pfarrer des Luzerner Dorfes Udligenschwyl erlassen, während der Landvogt dem dortigen Wirthe die Bewilligung ertheilt hatte. Der Streit durchlief alle geistlichen Instanzen bis zum Papst, Benedikt XIII., der den Rath von Luzern, welcher sein Dorf und seinen Landvogt in Schutz genommen, mit dem Kirchenbann bedrohte. Schon war das Interdikt bereit, als die katholischen Orte vermittelten und der Papst den Vergleich annahm. Der Prozeß hatte bei zwei Jahre gewährt.

Bei dem Aufstande der Jurassier gegen den Fürstbischof von Basel in den Jahren 1731—1740 * war ebenfalls ein Wirth unter den Führern der Bewegung betheiligt, Jean Jacques Liechtle zum Storchen, zweiter Bürgermeister der Stadt Pruntrut. In seinem Gasthause wurden die Versammlungen der Aufständischen aus der Stadt gehalten. Den 13. Mai 1740 wurde er mit dem ersten Bürgermeister Choullat und mehrern andern Räthen und Bürgern verhaftet und zu einem Jahr Gefängniß, zu ewiger Verbannung aus dem Gebiete des Fürstbisthums und zur Leistung der Urphede verurtheilt. An die Kosten von 4625 ℔ hatte er etwa 600 ℔ zu bezahlen.

Im Jahre 1763 entstanden im Kanton Schwyz, hervorgerufen durch eine neue Kapitulation mit Frankreich Unruhen, die besonders von einem Wirthe in Einsiedeln gefördert wurden. Die Frau des Generals v. Reding betrieb eifrig die Werbungen für Frankreich, wofür sie von der Landsgemeinde bestraft wurde. An der Spitze der herrschenden Partei stand der Kommandant Karl Dominik Pfeil, Wirth zum Pfauen, * in Einsiedeln. In seinem Gasthof wurden die Landleute gegen Frankreich aufgehetzt; Reding konnte sich nur durch Bezahlung eines Thalers an jedes Mitglied der Landsgemeinde vor dem Todesurtheil retten; andere Franzosenfreunde wurden bestraft und mit dem Leben bedroht. Landammann Reding wurde entsetzt und ein Vetter des Pfauenwirths, Franz Dominik Pfeil zu diesem Amt erhoben. Aber das Volk wurde nach zwei Jahren des Terrorismus der beiden Pfeil müde, die Geächteten wurden wieder in ihre Stellen eingesetzt, Karl Dominik seiner Aemter verlustig erklärt und nachdem er sich heimlich nach Frankreich begeben, verbannt. Er sah seine Heimath nie wieder.

Der Aufstand des Freiburger Aidemajors Peter Chenaux von La Tour de Trême, der 1781 gegen die unbillige Parteiherrschaft der Freiburger Patrizier gerichtet war, und mit dem Tode von Chenaux endigte, hatte noch ein lächerliches Nachspiel. Die Gasthäuser zum „Schwert" (heute zum „weißen Rößli") und zum „Mohren" (heute „Hôtel de l'Union") in Bulle waren die Versammlungsorte der Verschwörer gewesen. Der Schild des Gasthauses zum „Schwert" wurde auf Befehl

---

* Vom Jura zum Schwarzwald I. 23—45.

* Heute zur „Krone".

der Regierung drei Tage eingekerkert und dann vom Henker verbrannt. Und das geschah vor hundert Jahren von einer, angeblich von Gott eingesetzten Regierung!

Bekannter noch als der erwähnte Fall ist das traurige Ende des unglücklichen Badwirths von Gonten, Appenzell J. Rh., des Landammanns Josef Suter, der sich durch mannigfache, kaum selbst verschuldete Umstände den Haß der Kapuziner und der Reichen zugezogen hatte und dafür den 9. März 1784 mit seinem Kopfe büßte.

* * *

Die Ereignisse des 19. Jahrhunderts, bei denen sich Wirthe betheiligten, oder Wirthshäuser zum Mittelpunkte der Agitation wurden, sind beinahe alle unblutiger Art. Das Bad Bocken oberhalb Horgen gab dem ziemlich rasch aber nicht unblutig verlaufenden „Bockenkrieg", der wegen der Weigerung des Landvolkes, der neuen Regierung zu huldigen, entstanden war, den Namen.

In den Dreißiger Jahren waren die Wirthshäuser mehrfach die Stätte revolutionärer Anlässe. General Fischer, Schwanenwirth von Meerenschwand zwang den Großen Rath von Aargau, an der Spitze eines Landsturms von 6000 Mann die Gewährung eines Verfassungsrathes ab (6. Dez. 1830). Einige Tage nachher (am 22.) sah das Gasthaus zum „Kreuz" in Balsthal eine Volksversammlung vor seinen Fenstern, die dem konservativen Großen Rathe eine neue Verfassung abnöthigte. Drei Wochen später, am 13. Januar 1831 drang der Wirth Eichmüller von St. Gallen mit 600 Mann in den Saal des Verfassungsrathes, um sich das Veto als Preis seiner Kühnheit zu erwerben. In welchen Beziehungen das Bad Bubendorf zum Aufstand in Baselland stand, ist den Lesern bekannt.* Vier Jahre später machte die Wirthschaft Sternhölzli bei Bern durch eine Versammlung deutscher Arbeiter viel von sich hören und gab zu einigen diplomatischen Drohnoten Veranlassung. Und noch näher an unsere Tage herangerückt liegt der 12. September 1843, der Tag, an welchem im Bad Rothen bei Luzern der erste Schritt zur Gründung des Sonderbundes gethan wurde.

* * *

---

* Vom Jura zum Schwarzwald. I. 215—224.

Aus all diesen Aufzeichnungen geht deutlich hervor, daß die menschlichen Schwächen und Leidenschaften, der Drang nach Erwerb und die Sucht reich zu werden, in hervorragendem Maße der Klasse der Wirthe eigen gewesen; Heuchelei und Verrath selbst haben bei ihnen eine Rolle gespielt, zu manch schnödem Handel ließen sie sich verleiten. Allein auch großherzige Ideen, politischer Verstand und Scharfsinn lassen sich bei ihnen nachweisen und durch eine Anzahl von Vertretern dieser Berufsklasse ist ein schöner Zug erkennbar, nicht bloß nach Wiederherstellung alter durch die Tradition oder durch Brief und Siegel erworbener Volksrechte, sondern auch auf Gleichberechtigung mit andern durch zufällige Verumständungen höher gestellten Mitbürgern. Dieses Streben nach Erhaltung der Volksrechte und nach Erweiterung derselben, für das Viele mit Gut und Blut eingestanden sind, gereicht ihnen zum Nachruhm und bildet jedenfalls das schönste Blatt in der Geschichte des schweizerischen Wirthschaftswesens der alten Zeit.

Die Einführung der Zunft-Verfassung in Rheinfelden.

Von Pfr. Dr. Karl Schröter. †

(1331.)

Die Gemeindeverfassungen der Städte im 13. Jahrhundert waren vorherrschend aristokratische. Einzelne rathsfähige Geschlechter, Vollbürger, bildeten den Stadtrath; in ihren Händen lag die Verwaltung der Stadt, wozu die Neubürger (meistens Handwerker) nichts zu sagen hatten.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir nun in vielen Städten Deutschlands die Kämpfe zwischen den rathsfähigen Geschlechtern und der übrigen Stadtgemeinde, Erhebungen des Handwerksstandes, welche bald mehr, bald weniger gewaltsam waren, immer aber mit Veränderung der Stadtverfassung endigten. Solche Bewegungen waren 1330 in Speier und Magdeburg, 1332 in Mainz und Straßburg, 1336 in Zürich, ausgegangen von den Handwerkerzünften, welche sich gegenüber den alten Geschlechtern, dem städtischen Adel, einen Antheil an der Stadtverwaltung erkämpften.

Aehnliches geschah nun auch in Rheinfelden im Jahr 1331.

Als im Jahr 1218 mit Berchtold V. das Haus der Zähringer ausgestorben war, fiel Stadt und Herrschaft Rheinfelden an das Reich. Die Herrschaft wurde durch einen Burggrafen, den der römische König setzte, verwaltet; die Stadt dagegen erhielt als freie Reichsstadt das Recht der Selbstverwaltung, die Gerichtsbarkeit im vollsten Umfange. Diese Rechte wurden bestätigt von den römischen Königen, im Jahre 1225 von den beiden Hohenstaufen, Friedrich II. und Heinrich V., 1274 und 1276 von Rudolf dem Habsburger, 1293 von Adolf, 1299 von Albrecht I., 1309 von Heinrich VII. und 1315 von Friedrich, dem Gegenkönig Ludwig des Bayern.

Den genauen Inhalt der städtischen Verfassung kennen wir nicht, da die Urkunde im Jahr 1530, beim Brande des Rathhauses, leider ein Raub der Flammen wurde. Allein einzelne Umstände und Angaben, wie sie aus Urkunden und historischen Bruchstücken aus jener Zeit hervorgehen, zeigen, daß die Verfassung denjenigen der übrigen zähringischen Städte (Freiburg, Zürich, Bern, Burgdorf 2c.) ähnlich war.

Die Verwaltung der Stadt war im Besitz der alten Geschlechter. Zu diesen gehörte der ehemalige Landadel, der in der Stadt den Wohnsitz aufgeschlagen: die Ritter von Eptingen (Gutenfels), von Bellikon, von Hertenberg, von Tegerfelden, von Bückheim, vor Allem aber die alten Dienstleute der Zähringer Herzoge: die Truchsessen von Rheinfelden. Dazu kamen die Geschlechter, welche, als Lehensmänner dieser Herzoge, in Rheinfelden sich niederließen und sich nach ihrer ursprünglichen Heimath benannten: die von Seckingen, von Bern, von Schopfheim, von Rollingen 2c., endlich bürgerliche Geschlechter, von denen einzelne zur Ritterwürde stiegen wie die Spiser, von Eschon, Kelhalden, zem Hopt, auf dem Markte (in foro), an der Brücke, Meli, im Steinhuse, Heiden 2c.— Die Namen dieser städtischen Adelsgeschlechter waren größtentheils hergenommen entweder von ihren Landbesitzungen, oder dem Platze, wo ihre Wohnung stand, oder von den Abzeichen ihrer Häuser.

Der Handwerksstand, zuerst aus Hörigen bestehend, hatte sich unter dem Schutze der Reichsfreiheit in Rheinfelden, wie in andern Städten, ausgebildet. So lange in der Zeit des sog. Zwischenreiches die Städte gemeinschaftlich nach Freiheit und Unabhängigkeit strebten und Rheinfelden in den Kämpfen zwischen Rudolf von Habsburg und dem Bischofe von Basel die neutrale Stellung aufgeben mußte, und dem Letztern sich hin-

neigte, lag es nicht in dem Bestreben des Handwerkerstandes, in die Stadtverwaltung einzugreifen. Gerne überließ er sich der Leitung der alten Geschlechter, fügte sich ihren Anordnungen und hatte Gelegenheit zu Vermögen, und dadurch zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Als aber die Zustände des Reiches geordnet, die Freiheiten der Stadt durch König Rudolf gesichert waren, da zeigten sich die aristokratischen Geschlechter übermüthiger; das Stadtgut, wozu die reichen Handwerker bedeutend beitrugen, wurde einseitig verwaltet und die Mehrzahl der Bürger mußte sich der Willkür einzelner Patrizier fügen. Das Mißverhältniß rief nun das Verlangen der Handwerker-Innungen hervor, auch eine höhere politisch berechtigtere Stellung in der städtischen Verfassung einzunehmen. Dazu verhalf nun ein Umstand eigener Art.

Der römische Kaiser Ludwig war in Geldverlegenheit und um sich zu helfen, griff er nach einem Mittel, das in jener Zeit gewöhnlich war — er verpfändete freie Reichsstädte. Im Jahr 1330 versetzte er die Städte Zürich, St. Gallen, Schaffhausen und Rheinfelden den Herzogen von Oesterreich um die Summe von 20,000 Mark Silber. Durch diese Verpfändung kamen die Herzoge Albrecht und Otto von Oesterreich in den Besitz und Genuß der Pfandgüter, bis ein Kaiser dieselben wieder auslöse. In der Urkunde versprach Ludwig den Herzogen diese Städte innert vier Wochen einzuhändigen, allein er fand bei Zürich und St. Gallen einen solchen Widerstand, daß er für diese Breisach und Neuenburg am Rhein in Versatz geben mußte.

Für die Stadt Rheinfelden war diese Verpfändung ein harter Schlag. Zwar hatte Ludwig in einer Urkunde das Versprechen gegeben, daß die Bürger bei allen ihren alten Rechten und Freiheiten bleiben und mit keinen weitern Steuern oder Abgaben belastet werden sollten, als sie dem Reiche schuldig wären. Auch versprach Herzog Otto durch einen Revers, dies zu halten; allein man wußte wohl, und die spätere Zeit lehrte es auch, wie solche Versprechen gehalten werden. Diese Wendung der Dinge benutzten die Neubürger (die Zünfte), um eine Vertretung im Rathe zu erhalten und so kam ein Jahr nach der Verpfändung am 31. August 1331 ein Uebereinkommniß zwischen den alten Geschlechtern und den Handwerkern zu Stande. Der österreichische Einfluß mag dabei mitgewirkt haben, vielleicht um sich die Mehrzahl der Bürger geneigt zu machen; wenigstens wurde die Urkunde vom österreichischen Landvogte Hermann von Landenberg mitbesiegelt.

Die Grundzüge dieser neuen Verfassung sind nun folgende:

Der Rath besteht aus dem Schultheiß und sieben Räthen, wovon vier aus den alten Geschlechtern und drei aus den Zünften genommen werden sollen; daher die Benennung „der alte und der neue Rath".

Die Bürgerschaft (Handwerker) ist in drei Zünfte eingetheilt; an der Spitze einer Jeden steht ein Zunftmeister vom Rathe gewählt.

Ohne Wissen und Willen der Zunftmeister darf der Rath nichts kaufen noch verkaufen.

Denselben soll stets Kenntniß gegeben werden von dem Zustande der Gemeindeverwaltung.

Mit ihrer Zustimmung soll der Gemeindegutsverwalter (vngeltner) und das Disziplinargericht gewählt werden.

Bei Steuern ist die Bürgerschaft anzufragen und zu berathen. Die Steuerkommission soll aus einem Mitgliede des alten Rathes (Adel) einem des neuen Rathes (Bürger) und dem Schultheißen bestehen.

Jedes Jahr hat der Rath den Zunftmeistern und einem Ausschusse der Zünfte (die Vierer und Sechser) Rechenschaft über die Amtsführung zu geben.

Endlich hat jedes Rathsglied bei Antritt seines Amtes die Rechte der Zünfte zu beschwören.

Mit der Zeit erhielten diese Bestimmungen wesentliche Veränderungen. So finden wir, daß wenige Jahre später die Zünfte schon sechs, der Adel aber (die Herrenstube) nur zwei Vertreter im Rathe hatten.

Die besondern Angelegenheiten der Zünfte wurden geleitet vom Zunftmeister, dem ein engerer Ausschuß von vier und ein weiterer von sechs Mitgliedern beigegeben war. Ihnen lag auch die Gerichtsbarkeit in eigentlichen Handwerks- und Zunftangelegenheiten ob.

Um in eine Zunft aufgenommen zu werden, bedurfte es eines guten Leumunds* und einer Einkaufssumme. Diese war verschieden; bei der Brodbäckerzunft betrug der Einkauf im Jahr 1364: für die Zunft 2 Pfund,

---

*) Man sol och wissen, daz wir der Zunftmeister vnd die meister dirre zünfte sin vbereinkommen. Wer in dirre Zunft komen will, daz der Zunftmeister vf soll stan vnd sol dri stund vragen die meister by einem Eyde die er bizmales bi ime mag han ob ieman dehein Bosheit von ime wisse oder deheim ding da von er der zünfte vnwidrig si oder da von er der zunft nüt sölle han ꝛc.

(Erneuerte Zunftordnung vom Jahr 1364.)

für jeden Meister 1 ß, für den Zunftknecht 6 Heller; bei der Weberzunft: 2 Pfund, jedem Meister 5 ß und ein Viertel Wein und dem Knechte 6 Heller; bei der Mertzellerzunft war der Einkauf 30 ß. — Die Einkaufssumme blieb nicht gleich, beinahe in jedem Jahrzehnt finden wir eine Erhöhung oder Erniedrigung derselben, je nachdem die Zunft Ueberfluß oder Mangel an Mitgliedern hatte.

Eigenthümlich ist der Wechsel in den Namen der Zünfte. Zuerst hießen sie: die Brodbäcker, die Mertzeller und die Weber. Hundert Jahre später: (1440) die Smiden, Brodbäcker und die Metzger und wieder hundert Jahr später: die Kaufleute, Gilgenberg und Bock. Letztere Benennungen erhielten die Zünfte von den Zunfthäusern, in welchen sie ihre Zusammenkünfte hielten und die zugleich Trinkstuben waren.*

Diese Zusammenkünfte in den Zunfthäusern waren theils politische, theils gesellige. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde keine allgemeine Bürgerversammlung abgehalten, außer am Pfingstmontag, wo die Rathserneuerung und der feierliche Umzug der bewaffneten Zünfte stattfand. Was von den Bürgern berathen oder denselben bekannt gemacht werden mußte, wurde jeder einzelnen Zunft vorgelegt.

Wir fügen schließlich die Stiftungsurkunde der Zünfte bei, welche für die Geschichte der Stadt Rheinfelden von Interesse ist und deren Mittheilung Manchem willkommen sein wird:

„Alle die disen brief ane sehent oder horent lesen de selen wissen, dz wir der Schultheize vnd der Rat von Rinvelden und die Burger gemeinlich derselben stat oberein sin komen dur des Kunges ere und der stat nutz vnd notdurft, daz in derselben stat iemer sun sin drie zunfte vnd sulen die han drie zunftmeistere die der Rat wellen sol. vnd sulen die sweren dem Rate gehorsam ze sinde aller gewonlicher Dinge, vnd solen och von den drin zunften drie beschieden man sin in dem rate. man sol och wissen daz wir der Schultheizze vnd der Rat mit den drin zunften sin oberein komen, vnd si mit vns, dur vnser stat nutz, vnd ere, daz wir kein gut süllen vfnemen noch gewinnen, weder mit kuffen noch uffen gesuch, weder an kristen noch an juden, want mit der zvnftenmeister willen vnd wissende. Wir sulen och mit irem willen und ir wissende gesten swez wir nu schuldig

* Die betreffenden Zunfthäuser waren: zum Gilgenberg das jetzige Haus des Hrn. Uhrenmachers Alfred Schrenk; zu den Kaufleuten das Haus des Hrn. J. V. Dietschy zur Krone (dasselbe führte auch noch den Namen zum „Drachen“); zum Bock der obere Theil des jetzigen Hauses zum Salmen.

sin oder har nach schuldig werden. Wissen sol man och, daß wir der stat vngelt vnd vnzuchte besezzen sun mit der Zunftmeister wissende, vnd mit ir rate, als vns vnd si dunket daz es der stat nutz ere si. Man sol och wissen, daz der Schultheizze und der Rat und die Burger gemeinlich oberein sin komen, wenne daz ist, daz man ein gewerf uf legen wil, so sol man die Burger gemeinlich zu einander samnen, an alle gnade, vnd sun och die gemeinlich oberein komen, wez si denne ze male bedurffen, vnd vf legen wellen. vnd swenne daz beschihet, so sol der Schultheizze vnd drie von nuwen Rate, vnd einer von altem Rate, die der Rat wellen und nemmen sol bi dem gewerffe sitzen. Man sol och wissen, daz der drier zunften jeglicher Einen vs ir zvnfte wellen, vnd nemmen sulen, die och zu den vorgenant Schultheizzen vnd zu den vieren des Rates sitzen sulen, vnd och die Aechtowe gemeinlich bi irem eide daz gewerf of legen, vnd samenen nach der gewohnheit vnd nach dem rechte als ez vor alter har kommen ist, vnd nit fur baz ane geverde. Man sol och wissen, wenne daz ist, daz der Rat vf gat der des jares Rat ist gesin, vnd der nuwe Rat in gat, daz denne der alte Rat vnd der nuwe Rat zu inen besenden sülen die drie zunftmeister vnd sol jeglicher zunftmeister mit ime nemen die Sechse, die zu einer zunft hörent, vnd sol man vor dien gemeinlich verrechnen gewerf, vnd vngelt, vnzuchte vnd alle die nutze die der stat, des jares gevallen sint, wie sie genannt sint, ane alle geverde. Ez sun och alle die den bevolhen sint die vorgenant nutze des jares in ze nemende von des Rates wegen vor dem vorgenant Schultheizzen vnd vor dem Rate vor den Zunftmeistern vnd zunften die da vorbenemmet sind bi dem eide, so si darumbe sweren sun, offenen ünd sagen jeglicher, waz ime worden ist des jares von dem, so er enphlegen hat, ane alle geverde. Och sol man wissen, daz wir mit den zunftmeisteren sin vberein komen. Swer in den Rat wirt genomen, het der nit gesworen, daz er die zunfte nit wende, noch wider ir nit tu, daß der sol sweren mit guten truwen ane alle geverde, daz er niemer wider die zunft nit gewerbe, noch tu, noch wende, weder mit worten noch mit werken.

Wir der Schultheizze, vnd der Rat vnd die Burger gemeinlich haben gesworen allez da vor mit geschrift vs bescheiden ist, stete ze habende vnd ze haltenne ane alle geverde. Vnd des ze einem offene vnkunde, so han wir die vorgenant der Schultheizze vnd der Rat von Rinvelden und die Burger gemeinlich derselben stat vnser Burgerjngesigel von Rinvelden gehenket an disen gegenwärtigen brief. Jch Herman von Landenberch, Ritter,

Landvogt im Ergowe, vnd im Elsaz der edelen Herren der Hertzogen von Oesterrich, wan ich bi allen disen vorgenant Dingen bin gewesen, und mit minem willen und mit minem Rate beschehen ist, so han ich durch bette des vorgenant des Schultheizzen des Rates vnd der Burger gemeinlich von Rinvelden ze einer deste meren sicherheit min eigen ingesigel gehenket an disen gegenwärtigen brief. Dirre Brief war gegeben do man zalte von Gottes geburte Druzehen hundert jar, darnach in dem Eine und drissigosten jar, an dem nesten Samstag vor sant verenentage einer heiligen megede."

Zur Geschichte der Hexenprozesse.

Gleich den meisten Orten und Landschaften Süddeutschlands, hat auch das Frickthal Denkmale von Opfern des Wahnsinns und Aberglaubens, Prozesse und Strafurtheile gegen vermeintliche Verbündete des Satans aufzuweisen. So wurden in Rheinfelden, nach den zum Theil ausführlichen und vollständigen Akten, in einem Zeitraum von 70 Jahren bei 60 Personen wegen Hexerei mit Feuer und Schwert hingerichtet.

Der erste Scheiterhaufe zur Verbrennung von drei solcher Unglücklichen wurde im Jahr 1545 gebaut, also gerade nach Unterdrückung der Reformation in Rheinfelden. Wie uns die Statistik und die Geschichte der deutschen Hexenprozesse lehrt, begannen dieselben erst nach Erscheinen der Bulle Innozenz VIII. (1484), obwohl weder die Bulle, in welcher dieser Papst das Ausrotten und Verbrennen der Hexen befahl, noch der sog. „Hexenhammer" (eine Anleitung zur Tortur und Inquisition der Hexen) in der ersten Zeit unter dem deutschen Volke Anklang fanden. Um so merkwürdiger sind die vereinzelten Erscheinungen von Zaubereien und deren Bestrafung vor dieser Zeit.

Eine solche finden wir im Laufenburger Stadtbuch. Im Jahr 1473 wurde daselbst eine Frau mit Verbannung bestraft, weil sie durch Liebestränke die Eheleute zu Untreue verleitete. Das Buch sagt: Anno dni LXXIII° am Mentág vor Mathe ist Gret Runtzi, Uly Runtzis

husfrow im turn gelegen das sy hat gelert zobernis ze triben vnd machen gegen elichen Luten, dazsy ir bulschaft vssert-halp der Ee behalten, darum sy an Ihrem lib gestraft sin solt denn das Ir von merklich bitt gnad beschehen vnd ge-sworen einen gelehrten eyd zwo mil wegs schiben wis von louffemberg ir leptag niemer mer nech ze kommen vnd von der vengknis wegen nieman ze vyenden noch vechen. (d. h. sie mußte schwören, wegen dieser Bestrafung Niemanden Feind zu sein und an Keinem sich rächen zu wollen.)

Dieses beweist, daß vor der päpstlich sanktionirten Hexenverfolgung, die Hexerei als sündhaft und deßhalb als strafbar erkannt wurde. So bestätigt eine Notiz im Rheinfelder Rathsprotokoll vom Jahr 1476, daß einer Frau aus der Markgrafschaft Rötteln „vff merklich bitt ir das Leben geschenkt,“ dieselbe aber „am lib“ bestraft und aus der Stadt ver-wiesen wurde, weil sie „vff vnchristlich wys frumer vnd erbarer lüten Sinn bethört.“

Erinnerungen an den Schwarzwald.

Von **Franz Fröhlich.** *

---

6. Die Albstraße.

Vorüber an St. Blasiens Klosterzellen
An Bildstein, Rihburg und am Tiefensteine
Jagt wild hinab die Alb zum blauen Rheine
Durch Felsentrümmer, die sie hemmend schwellen.

Hoch ob dem Brausen, ob dem Schaum der Wellen,
Im hochgewachs'nen dunkeln Tannenhaine
Mühvoll gegraben in das Urgesteine,
Zieht sich die Straße nach des Stromes Schnellen.

Bald überwölbt sie tiefe Seitenbäche,
Bald bricht sie Bahn sich durch die Hornsteinblende
Und windet sich um schroffe Felsenzungen.

* Vom Jura zum Schwarzwald 1887. S. 238—240.

Bewundrung weckt der schauerliche, freche
Fahrweg am Abgrund, welchen Menschenhände
Der grausig wilden Felsschlucht abgerungen.

7. Im Schwarzwald.

Was ist im Schwarwald droben,
Das uns so mächtig zieht,
Daß frei dort und erhoben
Sich findet das Gemüth?

Es sind die grünen Raine,
Die frische Bergesluft,
Die dunkeln Fichtenhaine
Mit ihrem würz'gen Duft;

Es sind die silberhellen
Waldströme ohne Zahl,
Die von dem Himmel quellen
Und tränken Berg und Thal;

Es ist die hehre Stille
Der Waldeseinsamkeit,
In der der kranke Wille
Geheilt wird und befreit;

Es ist des Waldes Rauschen,
Des Urgeist's mächt'ges Weh'n
In dem bei stillem Lauschen
Wir Gottes Wort versteh'n;

Es ist die Neubelebung
Der müden Geisteskraft,
Es ist der Seel' Erhebung
Aus ird'scher Noth und Haft!

Mein Elsaß.

Von C. Schmitt.

Sei mir gegrüßt, du Elsaß mein,
Du Land am grünen Rheine!
Wie liegst du da im Sonnenschein'
Gleich einem Edelsteine.

Stolz seh' ich deine Wasgenhöh'n
Zum blauen Himmel ragen;
Durch ihre Burgruinen geh'n
Viel duftig-fromme Sagen.

Und in den weiten Wäldern wacht
Erinn'rung aller Zeiten:
Mir ist, als hört' durch Waldesnacht
Druiden ernst ich schreiten.

Das Thal bis hin zum Silberstrom
Erglänzt in Segensfülle,
Und in der Ferne Erwin's Dom
Ragt aus der Nebelhülle.

Stolz hebt er sein gekröntes Haupt,
Bewacht des Landes Weiten:
Nichts hat ihm seine Pracht geraubt
Im Wechselgang der Zeiten.

Zu seinen Füßen, schlicht und recht
Und fromm und treu und bieder,
Siehst du das kräftige Geschlecht
Der Alemannen wieder. —

Mein Vaterland, wie könnt' ich ganz
Und würdig dich besingen?
Laß mich nur diesen Epheukranz
Zu deiner Ehre bringen!

Nun schenkt mir ein ein volles Glas
Von edlem Wasgauweine!
Auf dein Gedeihen leer' ich das,
Mein Land am grünen Rheine!





